

# Schriften des Historischen Kollegs

Kolloquien

62

Sprache der Geschichte

R. Oldenbourg Verlag München 2005

# Sprache der Geschichte

Herausgegeben von  
Jürgen Trabant  
unter Mitarbeit von  
Elisabeth Müller-Luckner

R. Oldenbourg Verlag München 2005

## Schriften des Historischen Kollegs

herausgegeben von

Lothar Gall

in Verbindung mit

Etienne Francois, Johannes Fried, Klaus Hildebrand, Manfred Hildermeier, Claudia Märkl, Jochen Martin, Heinrich Nöth, Luise Schorn-Schütte, Ulrich Wilhelm und Dietmar Willoweit

Geschäftsführung: Georg Kalmer

Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und ein Förderstipendium sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Jürgen Trabant (Freie Universität Berlin) war – zusammen mit Professor Dr. Helmut Altrichter (Erlangen), Professor Dr. Marie-Luise Recker (Frankfurt a.M.) und PD Dr. Andreas Rödder (Stuttgart) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2001/02. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Jürgen Trabant aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Sprache der Geschichte“ am 5. Juli 2002 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg, früher vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen, wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 in seiner Grundausrüstung vom Freistaat Bayern finanziert; seine Stipendien werden aus Mitteln des DaimlerChrysler Fonds, der Fritz Thyssen Stiftung, des Stifterverbandes und eines ihm verbundenen Förderunternehmens dotiert. Träger des Kollegs ist nunmehr die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

### Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

© 2005 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München  
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München  
Internet: <http://www.oldenbourg.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht)  
Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe Druckerei GmbH, München

ISBN 3-486-57572-4

# Inhalt

*Jürgen Trabant*

Zur Einführung: Vom linguistic turn der Geschichte zum historical turn  
der Linguistik ..... VII

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer ..... XXIII

Für eine historische Wende der Linguistik ..... 1

*Wulf Oesterreicher*

Über die Geschichtlichkeit der Sprache ..... 3

*Konrad Ehlich*

*dabar* und *logos*. Cursorische Überlegungen zum Verhältnis von Sprache  
und Geschichte ..... 27

Fakten und Worte ..... 41

*Tilman Borsche*

Die Fakten der Geschichte. Geschichtsphilosophische Überlegungen  
im Anschluß an Friedrich Nietzsche ..... 43

*Giuseppe Cacciatore*

Leben und Struktur. Dilthey und die Zweideutigkeit der Sprache der  
Geschichte ..... 55

*Stephan Otto*

Können Tatsachen sprechen? Überlegungen zur Darstellbarkeit  
historischer Faktizität ..... 65

Jenseits des linguistic turn ..... 75

*Heinz Dieter Kittsteiner*

Dichtet Clio wirklich? ..... 77

<i>Bettina Lindorfer</i> Der Diskurs der Geschichte und der Ort des Realen. Roland Barthes' Beitrag zum linguistic turn der Geschichtsschreibung .....	87
<i>Tim B. Müller</i> Der <i>linguistic turn</i> ins Jenseits der Sprache. Geschichtswissenschaft zwischen Theorie und Trauma: Eine Annäherung an Dominick LaCapra .....	107
Wie schreibt man Geschichte? .....	133
<i>Ulrich Raulff</i> Der Teufelsmut der Juden: Warburg trifft Nietzsche .....	135
<i>Christian Meier</i> Programm einer Geschichtsschreibung .....	149
Autorenregister .....	165

Jürgen Trabant

## Zur Einführung: Vom linguistic turn der Geschichte zum historical turn der Linguistik

### 1. Wie linguistisch ist der linguistic turn der Geschichtswissenschaft?

1.1. Daß Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft einander keine ganz fremden Disziplinen sein können, zeigt die Tatsache, daß sich in der Vergangenheit die Sprachwissenschaft explizit als historische Disziplin verstand. Die sogenannte historische Sprachwissenschaft behandelte die Sprache geradezu exklusiv als etwas in der Zeit sich Veränderndes. Sie war allerdings in ihrer klassischen Blütezeit – im 19. Jahrhundert – doch eher „Diachronie“, eine Art Naturgeschichte der Sprache, als Geschichte. Neben dieser naturgeschichtlichen Ausrichtung der Sprachwissenschaft hatte sich dann aber auch die „Sprachgeschichte“ etabliert, die ausdrücklich Sprache mit den geschichtlichen Kräften des Menschen verband, mit der Sprachgemeinschaft („Nation“), der politischen und kulturellen Entwicklung derselben, den künstlerischen Tätigkeiten und literarischen Erzeugnissen in der entsprechenden Sprache. Die Beziehungen zwischen Geschichte und Linguistik waren vor hundert Jahren so eng, daß einer der berühmtesten Glaubenssätze der Sprachwissenschaft lange Zeit der folgende papale Ausspruch Hermann Pauls war, des bedeutendsten Germanisten seiner Zeit: „Es ist eingewendet worden, daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muß das in Abrede stellen.“<sup>1</sup>

Aber urbi et orbi verkündete Dogmen erzeugen Widerspruch: Sprachgeschichte und diachronische Sprachwissenschaft sind seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr das Herz der Linguistik. In ihrer herrschenden Lehre wurde sie Wissenschaft von synchron betrachteten Strukturen, die programmatisch von jedem Bezug zu den sie umgebenden historischen Gegebenheiten und zu den Texten abgeschnitten wurden, in denen sich die geschichtlichen Kräfte notwendigerweise entäußern und aufbewahren. Schließlich wurde sie Wissenschaft von der diesen verschiedenen Strukturen zugrundeliegenden Einen Struktur, einem angeborenen kognitiven Mechanismus, *language* genannt, der als ein natur-

<sup>1</sup> Hermann Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte* (1. Auflage 1880, Tübingen 71966) 20.

wissenschaftlicher Gegenstand gänzlich der Geschichte abhanden gekommen ist. Man darf sich keine Illusionen machen: Auch der Sprachwandel, also die diachronische Veränderung von Sprache, die hier und da heute wieder in der Linguistik thematisiert wird, wird (wie schon im 19. Jahrhundert) weiterhin als naturhaftes Geschehen thematisiert (Oesterreicher weist im vorliegenden Band darauf hin). Nach den intensiven Beziehungen zwischen Sprache und Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entfernte sich die Sprachwissenschaft in ihrer herrschenden Lehre also immer weiter von der Geschichte und ihrer Wissenschaft und hat heute – jedenfalls im vermeintlichen Zentrum der linguistischen Aktivität – kaum noch etwas mit ihr zu tun.

Es war, so scheint es, daher auch eher die Geschichte, die sich der Sprachwissenschaft wieder annäherte, als sie Fragen stellte, bei denen sie eigentlich Interesse bei den Sprachwissenschaftlern hätte finden müssen. So hätte man doch, etwa als die Geschichtswissenschaft die Begriffsgeschichte entdeckte und Koselleck über die „Semantik geschichtlicher Zeiten“ schrieb, eine intensive Begegnung der Geschichte mit der Sprachwissenschaft erwartet. Merkwürdigerweise wurde aber doch eher wenig Sprachwissenschaft bei diesem so offensichtlich linguistischen Projekt konsultiert (auch wenn Koselleck punktuell mit ihr kooperiert hat)<sup>2</sup>. Koselleck zitiert kaum Sprachwissenschaftler<sup>3</sup>, und er schafft sich eine ganz eigene semantische Theorie (die später dann mit ziemlich guten Argumenten von der linguistischen Semantik kritisiert wurde)<sup>4</sup>. Wieso arbeiteten keine Sprachwissenschaftler an den *Geschichtlichen Grundbegriffen* mit, dem Hauptwerk dieser ersten Hinwendung der Geschichte zu sprachlichen Gegenständen? War die Linguistik schon völlig ins Unhistorische abgedriftet? Jedenfalls war dies eine erste „rencontre manquée“ (Lindorfer) zwischen Geschichte und Linguistik.



1.2. In jüngerer Zeit nun erweckt der Ausdruck „linguistic turn der Geschichte“ den Eindruck, als habe Geschichte sich intensiv mit Linguistik verbunden. Der englische Ausdruck wird nämlich zumeist mit „linguistische Wende“ übersetzt, und man findet dann tatsächlich oft auch einen Hinweis auf den Vater der modernen europäischen Linguistik, auf Ferdinand de Saussure, mit dem das alles zusammenhänge bzw. der an allem schuld sei<sup>5</sup>. In Wirklichkeit hängt der linguistic turn nur sehr vermittelt mit Linguistik und dem besagten Saussure zusammen, sofern der französische Text-Theoretiker Roland Barthes indirekt auf Saussure rekur-

<sup>2</sup> Z.B. mit Wolf-Dieter Stempel, vgl. *Reinhart Koselleck, Wolf-Dieter Stempel* (Hrsg.), *Geschichte – Ereignis und Erzählung* (München 1973).

<sup>3</sup> Vgl. z.B. den Personenindex von *Reinhart Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (Frankfurt a.M. 1979). Auch an dem Band *Reinhart Koselleck* (Hrsg.), *Historische Semantik und Begriffsgeschichte* (Stuttgart 1978) hat kein Sprachwissenschaftler mitgewirkt.

<sup>4</sup> Vgl. *Dietrich Busse, Historische Semantik. Analyse eines Programms* (Stuttgart 1987).

<sup>5</sup> Vgl. z.B. *Georg G. Iggers, Zur „Linguistischen Wende“ im Geschichtsdenken und in der Geschichtsschreibung*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 21 (1995) 569.

riert. Wie auch schon der „linguistic turn“ der Philosophie, wo der Ausdruck ja zuerst auftaucht<sup>6</sup>, nichts mit Linguistik zu tun hatte, so hat er auch in der Geschichtswissenschaft nichts mit Linguistik zu tun. Linguistic turn bedeutet einfach: „sprachliche Wende“ oder „Hinwendung zur Sprache“. In der Philosophie bezeichnet der Ausdruck die Tatsache, daß sich die Wissenschaftsphilosophie – Frege am Ende des 19. Jahrhunderts, dann Wittgenstein und dann die Philosophie insgesamt – wieder einmal (sie wußte es schon immer, seit Platon nämlich) der Tatsache bewußt geworden war, daß zwischen die Fakten und den Wissenschaftler die Wörter treten, vor allem die in ihnen sedimentierten Semantiken, und somit die präzise und „objektive“ wissenschaftliche Bezeichnung der Wahrheit stören. So wird beispielsweise – Freges berühmtes Beispiel – ein und derselbe astronomische Sachverhalt von der völlig unwissenschaftlichen Volkssprache einmal „Morgenstern“ und einmal „Abendstern“ genannt, ein natürlich unhaltbarer Zustand für die Freunde der objektiven Wahrheit. Man denke auch an die wissenschaftlich unmöglichen Ausdrücke „Sonnenaufgang“ oder „Walfisch“. Diese „Irrtümer“ der umgangssprachlichen Semantik müssen daher im Namen der Wahrheit beseitigt werden, was durch die sogenannte „Analyse“ der Sprache geschieht, d. h. durch eine rationale Auflösung der in den Wörtern enthaltenen Semantik (der sogenannten „Vorurteile“), so daß der Philosoph oder Wissenschaftler dann beim Sagen der Wahrheit nicht mehr über die Fallstricke der Sprache stolpert und der „Verhexung“ (Wittgenstein) durch die Sprache entkommt. Der linguistic turn der Philosophie ist also eine Wende zur Sprache zum Zwecke ihrer Abschaffung beim philosophisch-wissenschaftlichen Geschäft. Er ist also insgesamt eine ziemlich zähneknirschende Kritik an der Sprache, mitnichten etwa eine liebevolle Hinwendung zu dieser wunderbaren Kreation des menschlichen Geistes.



1.3. Auch der linguistic turn der Geschichtswissenschaft ist eine „sprachliche“ und keine „linguistische“ Wende. Er hat nichts (oder kaum etwas) mit Linguistik zu tun, sondern bezeichnet eine Hinwendung der Geschichtswissenschaft zur „Sprache der Geschichte“<sup>7</sup>. Er ist wegen der Ambiguität von „Geschichte“ sogar eine doppelte Hinwendung: einerseits zur Sprachlichkeit der Historiographie und andererseits zur Sprachlichkeit ihrer Gegenstände. Das wird nicht immer unterschieden, obwohl es zwei durchaus verschiedene Problematiken betrifft. In der ersten Hinsicht ist sie dem linguistic turn der Philosophie vergleichbar, sofern die Geschichte wie diese wieder einmal (auch die Geschichte wußte es schon immer) bemerkt, daß die historischen Fakten nicht einfach in der sogenannten Realität da-liegen und dann nur noch vom Historiker objektiv wissenschaftlich bezeichnet zu

<sup>6</sup> Vgl. *Richard M. Rorty* (Hrsg.), *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method* (1. Auflage 1967, Chicago, London 1992).

<sup>7</sup> „Mit Linguistik haben die verschiedenen Positionen des ‚linguistic turn‘ streng genommen nichts zu tun“, stellt endlich in dankenswerter Deutlichkeit auch die Historikerin *Francisca Loetz* fest: *Sprache in der Geschichte. Linguistic Turn vs. Pragmatische Wende*, in: *Rechtsgeschichte* 2 (2003) 88.



werden brauchen, sondern daß sich vor die historische Welt, die *res gestae*, durch das Schreiben der Geschichte notwendigerweise eine Welt aus Sprache schiebt, die *historia rerum gestarum*, so daß die *res gestae* nur durch die sprachliche Darstellung zugänglich sind. Diese neuere Aufmerksamkeit auf die Sprache der Geschichtsschreibung ist anfangs auch durchaus – wie bei der Philosophie – *kritisch* gemeint: Hayden White, der als Hauptverantwortlicher für den *linguistic turn* gilt, legte seine Analyse großer historiographischer Texte – „Metahistory“<sup>8</sup> – durchaus als Kritik an der Geschichtsschreibung an: Er zeigt ja, daß diese durch ihre sprachliche Verfaßtheit eben keine echte wissenschaftliche Objektivität erreichen kann. Das Motiv der analytischen Philosophie, die *Kritik* an der Sprache, der Wunsch nach „Auflösung“ der Sprache zum Zwecke der Erreichung wahrer Objektivität, war – das wird sehr leicht übersehen – durchaus und auch ausdrücklich ein Motiv dieses *linguistic turn*<sup>9</sup>. Im Unterschied zur Philosophie, die bei dem Ausdruck „Sprache“ stark an einzelne Wörter denkt, die ihr die verflochtenen Volkssprachen vorgeben – *Morgenstern*, *Abendstern* –, ist mit „Sprache“ beim historischen *linguistic turn* allerdings vor allem der *Text* gemeint, den die Historiker produzieren. Die sprachliche Wende ist also vor allem eine „textuelle“ Wende, eine Hinwendung auf die Art und Weise, wie Historiker schreiben. Hayden White ist ja von Hause aus ein Literatur-, also ein Text-Wissenschaftler, der selber auch ausdrücklich lieber vom „discursive turn“ spricht.

Nun ist aber die Feststellung der Sprachlichkeit der Historiographie und die Untersuchung der literarischen Verfahren in historiographischen Texten ja eigentlich nichts, worüber sich Historiker erregen sollten. Daß Geschichte geschrieben wird und daß historische Darstellungen literarische Aspekte haben, ist wohl allen klar. Was aber die Leidenschaften erregt, ist das behauptete *Ausmaß* der Sprachlichkeit bzw. besser: Literarität der Historiographie. White behauptet, daß es eigentlich keinen Unterschied zwischen literarischen Texten und historiographischen Texten gibt, daß der Fiktionalitätsgrad (und damit auch die Faktizität) beider Diskurse derselbe sei. Und entgegen seiner eigenen kritischen Ausgangsposition gegen diese Tatsache („Metahistory“ wollte die Historiker noch dazu aufordern, endlich eine „richtige“ Wissenschaft zu werden und „objektiv“ zu schreiben) hat er sich diesen Befund schließlich affirmativ zu eigen gemacht.

Diese *Gleichsetzung von Geschichtsschreibung und Literatur* hat man daher auch – durchaus zurecht – für das Hauptcharakteristikum des *linguistic turn* gehalten, also die durchaus als Provokation intendierte lustvolle Verabschiedung der „Objektivität“ oder der um „Wahrheit“ ringenden Referentialität der Geschichtsschreibung. Dies hat viele Historiker aufgebracht, die sich bei aller – zugegebenen – sprachlichen Verfaßtheit der Geschichte das Bemühen um wissenschaftliche Objektivität nicht ausreden lassen wollten, die einen – möglichst „wahren“ – Bezug auf die „Wirklichkeit“ für die Geschichte für konstitutiv halten und für eine

<sup>8</sup> Hayden White, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe* (Baltimore, London 1973).

<sup>9</sup> White, *Metahistory*, XI, 2, 428.

differentia specifica des historiographischen Diskurses gegenüber dem literarischen. Sie wollen die Geschichtsschreibung nicht in der Dichtung aufgehen lassen. „Klio dichtet nicht“ halten sie White entgegen (hier im Band Kittsteiner), dessen – deutscher – Buchtitel gerade lustvoll provokant behauptet hatte, daß Klio dichte<sup>10</sup>.

Und an dieser Stelle kommt nun auch das bißchen Linguistik in den linguistic turn, das ich oben angedeutet habe: White und die ihm folgenden Historiker haben – zur Stärkung und Abstützung ihrer Auffassung von der uneinholbaren Literarität des historischen Schreibens – Bezug genommen auf den schon erwähnten französischen Texttheoretiker Roland Barthes. Barthes hat in einem berühmten Aufsatz „Le discours de l'histoire“ (1967)<sup>11</sup> die Naivität seiner historischen Zeitgenossen kritisiert, die meinten, sie könnten in ihren historischen Darstellungen einfach die Wirklichkeit bezeichnen, so als ob sich das materielle Wort oder auch das geschriebene Zeichen *direkt* auf die Realität beziehen würde. Dagegen wendet er eine Überzeugung des Gründungsvaters der europäischen Linguistik Ferdinand de Saussure (die aber keine Erfindung von Saussure ist), nämlich daß an den materiellen Wörtern bestimmte einzelsprachliche Bedeutungen „kleben“ (wie Herder gesagt hat), so daß sich Wörter immer *zusammen mit ihren Bedeutungen* auf die Welt beziehen. Also: um Freges Beispiel noch einmal zu bemühen, daß die Wörter *Abendstern* und *Morgenstern* nicht einfach als Laute oder Schriftzeichen direkt auf den Gegenstand Venus referieren, sondern daß in ihnen eben die Bedeutungen „Stern des Morgens“ bzw. „Stern des Abends“ mitgedacht werden müssen, wenn man über den Gegenstand Venus spricht. Die Bedeutungen der normalen Sprache lassen sich auch in den Texten der Historiker nicht einfach überspringen, sie sind immer da, da die Historiker die normale („natürliche“) Sprache für ihr Schreiben verwenden. Als weitere „Bedeutungs-Schicht“ kommt noch hinzu, daß die Kombinationen der Wörter zu *Texten* zusätzliche – eben textuelle – Bedeutungen schaffen (die die Sprachwissenschaft „Sinn“ nennt), z.B. indem sie die von White aufgezeigten rhetorischen Verfahren anwenden. Dieser Gedanke nun, daß die Bedeutung immer am materiellen Wort klebt, daß Signifikant und Signifikat eine unauflösliche Einheit bilden, dieser Gedanke ist in der Tat von Saussure in seiner Grundlegung der Sprachwissenschaft stark gemacht worden. Erfunden hat er dies – wie gesagt – nicht, sondern er setzt alte Einsichten fort, die vom Humanismus ausgehend das europäische Sprachdenken seit Bacon 1620 immer deutlicher beunruhigt oder entzückt hatten<sup>12</sup>. Die notwendige Präsenz von einzelsprachlichen und weiteren textuellen Signifikaten bei jedem Sprechen, auch beim historiographischen Sprechen, ist, wenn man so will, der Beitrag Saussures.

Der entscheidende weitergehende Gedanke aber (der die Gegner des linguistic turn auf die Palme bringt) stammt nicht von Saussure: Barthes fügt nämlich nun

<sup>10</sup> Hayden White, Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen (Stuttgart 1986).

<sup>11</sup> Roland Barthes, Le discours de l'histoire (1967), jetzt in: Roland Barthes, Le bruissement de la langue. Essais critiques IV (Paris 1984) 163–177.

<sup>12</sup> Vgl. Francis Bacon, Neues Organon, hrsg. von Wolfgang Krohn (Darmstadt 1990).

als Einsicht *seiner* Texttheorie hinzu, daß der historiographische Text seine sprachliche Immanenz gar nicht transzendieren könne. Der Historiker versuche dies zwar, indem sein Text gleichsam immer rufe: „Das ist tatsächlich geschehen“, „c'est arrivé“<sup>13</sup>. Der Text könne aber als Text nicht wirklich über sich hinausweisen. „Il n'y a pas de hors-texte“, formuliert Jacques Derrida im selben Jahr diesen Gedanken als Grundsatz einer allgemeinen Theorie des geschriebenen Textes<sup>14</sup>, der dann gleichsam als Glaubenssatz dem linguistic turn zugrundegelegt wird. Dies ist – und darauf möchte ich bestehen – ein entscheidender Gedanke der französischen Text-Theorie, es ist aber ein Gedanke, der bei Saussure nicht vorkommt. Dessen linguistische Programmatik begünstigt diese Ablehnung von Referentialität und Weltbezug höchstens insofern, als sie sich auf Sprachen (*langues*) als abstrakte Regelsysteme konzentriert und abstrakte Regelsysteme sich als solche einfach nicht auf die Realität beziehen (sie sind ja als „abstrakte“ gerade von der Realität abgezogen). Aber es ist allen Linguisten klar, daß, wenn Sprache als *Rede* vorkommt, diese in der Welt steht und auch auf diese referiert.

Daß es keinen hors-texte geben soll, ist also kein von der *Linguistik* formulierter Gedanke (schon weil sie sich kaum mit Texten beschäftigt). Es ist aber natürlich ein Gedanke, den eine Theorie des *Geschriebenen*, eine Grammatologie, nahelegt: Das Sprechen ist ja im Geschriebenen der unmittelbaren Situation enthoben. Und natürlich ist es ein eminent *ästhetischer* Gedanke: der künstlerische Text hat ja sozusagen prinzipiell kein hors-texte. Auch deswegen ist der linguistic turn kein „linguistischer“ turn, sondern viel mehr ein ästhetischer. Als ästhetisch-literarische Hinwendung auf den Text unterscheidet sich der linguistic turn der Historiographie dann allerdings profoundly vom linguistic turn der Philosophie. Er ist *nicht kritisch* gegenüber der Sprache (White war dies noch am Anfang), sondern propagiert geradezu das Verbleiben in der sprachlichen Immanenz.



1.4. Aber was Derrida mit der Negation eines hors-texte meinte, ist ja noch etwas anderes, das uns zu dem oben erwähnten zweiten Aspekt des linguistic turn führt: zur Sprachlichkeit der *res gestae*. Derrida meint mit der Behauptung, daß es nichts außerhalb des Textes gebe, nicht nur, daß ein Text nicht auf außersprachliche Wirklichkeit verweise, sondern vor allem, daß er sich nur *auf andere Texte* beziehe. Auch hier ist natürlich die Übertreibung wieder die Provokation für die Geschichtswissenschaft, also die aus diesem Grundsatz folgende Behauptung, daß Geschichte *nur* von Text zu Text übergehe, wenn sie ihre Quellen bearbeite, und

<sup>13</sup> Barthes, *Le discours de l'histoire* (wie Anm. 11) 176.

<sup>14</sup> Jacques Derrida, *De la grammatologie* (Paris 1967) 227. Die Debatte der französischen Historiker in den siebziger Jahren darüber, wie man Geschichte schreibt, ist dagegen weniger bleibend wahrgenommen worden, vgl. Paul Veyne, *Comment on écrit l'histoire* (Paris 1971) und Michel de Certeau, *L'écriture de l'histoire* (Paris 1975). Beachtung findet aktuell Paul Ricoeur, *Geschichtsschreibung und Repräsentation der Vergangenheit* (Münster, Hamburg, London 2002).

gleichsam nie aus diesen textuellen Verweisen herauskomme. Ansonsten bedeutete die verstärkte Aufmerksamkeit der Geschichtswissenschaft für die Textualität ihrer Quellen eine heilsame Bereicherung: Daß die sogenannten historischen Fakten hauptsächlich als Texte in den Archiven vorhanden sind, wußte zwar jeder Historiker. Die Hinwendung aufs Sprachliche hat aber bewirkt, daß die Textualität der Quellen selbst verstärkt wahrgenommen wurde und daß die sogenannten Fakten selbst als sprachliche oder kommunikative Geschehnisse bewußt wurden. Die *res gestae* selbst sind ja zu einem großen Teil sprachliche Vorgänge: Reden, Eingaben, Telegramme, an Kirchentüren angeheftete Thesen, Programme, Gespräche etc., bzw. auch andere Zeichen: Bilder, Fahnen, Gebärden etc. Der Mensch ist ein *zoon logon echon*, der historische Mensch ist ein Sprache habendes Wesen. Und diese Überzeugung charakterisiert die Forschungen einer erfolgreichen Richtung der Geschichtswissenschaft, etwa von Darnton oder Zemon Davies<sup>15</sup>. Gegen die Gefahr, auf der Objektebene die Sprachlichkeit der Fakten so zu übertreiben, daß die *res gestae* ausschließlich zu sprachlichen Gegenständen werden, haben im übrigen gerade Forscher protestiert, die durchaus dieser Forschungsrichtung angehören, wie etwa Roger Chartier<sup>16</sup>.

Wenn ich es richtig sehe, gab es zu Beginn dieser Beachtung sprachlich-kommunikativen Geschehens durch die Geschichtswissenschaft in Frankreich vor vielen Jahren einmal eine Kooperation zwischen Linguistik und Geschichte, die nun allerdings ihrerseits schon längst Geschichte ist<sup>17</sup>. Ansonsten aber hat auch bei dieser Hinwendung aufs Sprachliche Linguistik kaum eine Rolle gespielt, d.h. auch dieser *linguistic turn* der Geschichte ist keine wirkliche Annäherung von Linguistik und Geschichte gewesen.



1.5. Aber hätte nicht die Wissenschaft von der Sprache der Geschichte angesichts ihrer doppelten Sprachlichkeit viel zu sagen? Müßte man nicht, wenn es sie nicht gibt, tatsächlich einen *linguistic turn*, also eine *linguistische* Wende der Geschichte, herbeiführen? Man könnte tatsächlich an allerlei linguistische Beschreibungsvorschläge, vor allem die sogenannte Textlinguistik, denken, die auch in der histori-

<sup>15</sup> Vgl. z.B. Robert Darnton, *Das große Katzenmassaker. Streifzüge durch die französische Kultur vor der Revolution* (München 1989); ders., *Poesie und Polizei. Öffentliche Meinung und Kommunikationsnetzwerke im Paris des 18. Jahrhunderts* (Frankfurt a.M. 2001); Natalie Zemon Davis, *Der Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler* (Berlin 1988). Zu dieser Forschungsrichtung in Deutschland vgl. den schon zitierten Artikel von Francisca Loetz, *Sprache in der Geschichte* (wie Anm. 7).

<sup>16</sup> Roger Chartier, *L'Histoire Culturelle entre 'Linguistic Turn' et Retour au Sujet*, in: Hartmut Lehmann (Hrsg.), *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte* (Göttingen 1995) 29–58. Das Archiv und die Regeln der Zunft bewahren im übrigen nach Chartier den Historiker vor subjektivistischer dichterischer Entgleisung.

<sup>17</sup> Vgl. z.B. Régine Robin, *Histoire et linguistique* (Paris 1973). Die Arbeiten von Jacques Guilhaumou verdanken sich dieser Tradition. Vgl. z.B. Jacques Guilhaumou, *Sprache und Politik in der Französischen Revolution* (Frankfurt a.M. 1989).

schen Textanalyse zur Anwendung gebracht werden könnten. Aber das Interessante an dem sogenannten „linguistic turn“ der Geschichtswissenschaft ist aus linguistischer Sicht nicht so sehr der Export linguistischer Erkenntnisse als vielmehr die umgekehrte Tatsache, daß viele geschichtswissenschaftliche Beiträge zu dieser Diskussion bedenkenswerte Beiträge zu einer recht verstandenen Sprachwissenschaft sind. Wulf Oesterreicher erinnert in seinem Beitrag zum vorliegenden Band daran, daß einer der großen Gegenstandsbereiche der Sprachwissenschaft „Diskurstraditionen“ sind. Dies sind historische Formen des Sprechens, zu denen natürlich auch der „discours de l’histoire“, die Geschichtsschreibung, gehört. Solche Diskurstraditionen sind zwar nicht ausschließlich Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern andere Disziplinen haben auf diese sprachlichen Gegenstände sogar vorrangig Zugriff und ihre ganz spezifische Einsichten, aber sie sind eben *auch* Gegenstand von Sprachwissenschaft.

Um nun solche Einsichten anderer Disziplinen in die Linguistik zu integrieren, ist es aber erst einmal notwendig, wie Oesterreicher dies tut, die Sprachwissenschaft daran zu erinnern, daß ihr Kernbereich ein *historischer* ist. Natürlich wissen viele Sprachwissenschaftler auch noch, daß Sprache eine universelle Fähigkeit ist, die von Individuen nach *historischen* Traditionen realisiert wird, nach Traditionen von Sprach- und Diskurs-Gemeinschaften. Aber die dominanten Richtungen, das, was als „die Linguistik“ heute wahrgenommen wird, haben das Historische der Sprache weitgehend vergessen.

Der linguistic turn der Geschichte erinnert also die Linguistik an die historische Dimension der Sprache und generiert damit Beiträge zu einem wünschenswerten *historical turn* der Linguistik (damit ist nicht die Rückkehr zur Diachronie gemeint, sondern die Wieder-Bewußtwerdung der Historizität der Sprache). Dies möchte ich im zweiten Teil meiner Vorrede zu „Sprache der Geschichte“ erläutern.

## 2. Beiträge zu einer Linguistik der Geschichte

2.1. Wenn sie auch zunehmend die Geschichtlichkeit ihres Gegenstandes mißachtet, so ist die Geschichte, die sich die Linguistik erlaubt, merkwürdigerweise die *Geschichte ihrer selbst*. Gerade von dem Linguisten, der die Vernaturwissenschaftlichung der Linguistik wie kein anderer vorangetrieben hat, von Noam Chomsky, ist der Anstoß gekommen, sich mit der Geschichte der Disziplin zu beschäftigen<sup>18</sup>. Offensichtlich bedarf auch die Naturwissenschaft Linguistik einer Legitimation durch Geschichte. Diese monumentalische Geschichte einer bestimmten Sprachwissenschaft hat dann einen Forschungszweig etabliert, der sich in den letzten drei Jahrzehnten zu einem großen historiographischen Unterneh-

<sup>18</sup> Noam Chomsky, *Cartesian Linguistics. A Chapter in the History of Rationalist Thought* (New York, London 1966).

men ausgewachsen hat<sup>19</sup>. Das historische Interesse der Sprachwissenschaft an sich selbst dient in dieser Periode der Krise offensichtlich der Orientierung.

Wie dem auch sei, diese Bemühungen haben mich ans Historische Kolleg gebracht mit dem kühnen Projekt, eine Geschichte des europäischen Sprachdenkens zu schreiben, also eine Synthese dessen, was die europäische Kultur seit den Anfängen über die Sprache gedacht hat. Ich habe mich dieser Aufgabe durch die Orientierung an „großen“ Texten der europäischen Sprachreflexion entledigt. Das Ergebnis dieser Bemühungen liegt nun auch schon gedruckt vor<sup>20</sup>. Aber gerade weil ich ja kein professioneller Historiker bin, sondern ein Sprachwissenschaftler, hat mich die Arbeit am Historischen Kolleg zu einer Reflexion meines historiographischen Tuns gezwungen, die mich notwendigerweise zu den aktuellen meta-historischen Überlegungen der historischen Zunft führte. Es blieb daher nicht aus, daß ich im Gespräch mit meinen Historikerkollegen, vor allem mit Helmut Altrichter, auf die aktuellen Überlegungen zur Sprache der Geschichte gestoßen bin, von denen ich in meiner Eigenschaft als Romanist nur die französischen Anfänge kannte (ich hatte selber vor vielen Jahren als Linguist über Text-Theorie gearbeitet, als französischer Strukturalismus noch modern war). Die faszinierende Diskussion um den *linguistic turn* der Geschichte betraf nun einerseits meine Tätigkeit als Historiograph (der Sprachphilosophie und der Linguistik), andererseits aber fand ich mich auch als Sprachwissenschaftler aufgerufen, etwas zu diesen eindeutig „linguistischen“, also Sprachliches wissenschaftlich reflektierenden Überlegungen der Historiker zu sagen, zumal diese durch den mißverständlichen Ausdruck „linguistic“ eine Mitwirkung der Linguistik an ihrer Meta-Geschichte behaupteten. Diese Überlegungen haben zu einem Vortrag über die Sprache der Geschichte geführt, der inzwischen im Jahrbuch des Historischen Kollegs dokumentiert ist und den ich – halb ironisch – als einen Beitrag zu einer „Linguistik der Geschichte“ bezeichnete<sup>21</sup>.

Gleichzeitig wollte ich es aber genauer wissen, wozu mir das im vorliegenden Band dokumentierte Kolloquium Gelegenheit bot. Ich habe Sprachwissenschaftler, Philosophen und Historiker (solche, die auch jeweils etwas vom anderen sind) ans Historische Kolleg einladen können, um über die Sprache der Geschichte im Zeichen des *linguistic turn* zu diskutieren. Den gemeinsamen Nenner der intensiven Diskussion kann man vielleicht darin sehen, daß alle Beiträge um die Grenze zwischen Sprache und „Welt“ oder „Wirklichkeit“ kämpfen, daß sie die Herausforderung des *linguistic turn* aufgreifen, die darin besteht, daß er die Geschichte gleichsam im Sprachlichen versenkt. Fast alle Beiträge beharren dagegen auf einem

<sup>19</sup> Vgl. z.B. *Sylvain Auroux* (Hrsg.), *Histoire des idées linguistiques*, 3 Bde. (Liège 1989–2000), oder *Sylvain Auroux, E. F. Konrad Koerner, Hans-Josef Niederebe, Kees Versteegh* (Hrsg.), *History of the Language Sciences. Geschichte der Sprachwissenschaften. Histoire des sciences du langage*, 2 Bde. (Berlin, New York 2000–2001).

<sup>20</sup> *Jürgen Trabant*, *Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens* (München 2003).

<sup>21</sup> *Jürgen Trabant*, *Sprache der Geschichte*, in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs 2002* (München 2003) 41–65.

Jenseits der Sprache der Geschichte: einem Jenseits, das „Leben“, „Erlebnis“, „Sein“, „Widerfahrnis“, „Trauma“ heißt und daher schließlich auch: „Gerechtigkeit“, „Verantwortung“, „Vergebung“.

\*

2.2.1. Ich möchte nun die einzelnen Beiträge vorstellen und abschließend meine Andeutung zum Beitrag dieser Diskussion auch für die Sprachwissenschaft verdeutlichen. Hierzu sind die Überlegungen von Wulf Oesterreicher zur Geschichtlichkeit der Sprache grundlegend. Er unterscheidet präzise die Ebenen des Sprachlichen, die bei der Rede von „Sprache“ oft durcheinandergebracht werden. Er erinnert daran, daß „Sprache“ eine *universelle* Tätigkeit des Menschen bezeichnet, die aber nur in der Rede des *Individuums* konkret erscheint, welche sich nicht nur nach den universellen Regeln des Sprechens oder dem individuellen Ausdruckswillen vollzieht, sondern eben immer auch nach den Regeln einer bestimmten Sprache (Englisch, Französisch, Russisch). Gerade letzteres nennt die Sprachwissenschaft die *historische* Ebene. Die historische Einzelsprache (*langue*) interessiert in der Diskussion um die Sprache der Geschichte kaum, wohl aber, wie schon gesagt, eine zweite Dimension des Historischen der Sprache: die Traditionen der Diskurse. Der „discours de l'histoire“ ist ja nicht eine mit der Sprechfähigkeit des Menschen mitgegebene universelle Eigenschaft des Sprechens, er ist auch keine individuelle Sprachproduktion, sondern es handelt sich dabei um eine in unserer europäischen Kultur – für die anderen Kulturen müßte das untersucht werden – als historisches Phänomen auftretende Textgattung. Schon Aristoteles unterscheidet z. B. in der *Poetik* die Historiographie deutlich von der Dichtung und von der Philosophie. Die sprachlichen Musen stehen sogar schon im griechischen Mythos ganz offensichtlich für kulturell etablierte Textgattungen: Kalliope für die epische Dichtung, Thalia für die komische Dichtung, Euterpe für die Lyrik, Melpomene für die tragische Dichtung usw. Und die Geschichtsschreibung wird bekanntlich von Klio betreut, die im vorliegenden Band von Kittsteiner angerufen wird. Der erste Beitrag situiert unsere Frage nach der Sprache der Geschichte auf der historischen Ebene der linguistischen Betrachtung. Insofern sind alle Beiträge des Bandes auch Beiträge zu einer Linguistik des historischen Diskurses.

Die Zuständigkeit des Sprachwissenschaftlers für den Diskurs der Geschichte ist auch der Ausgangspunkt der sprachhistorischen Überlegungen von Konrad Ehlich, die zu den Anfängen unserer Kultur führen. Bei Aristoteles ist die Aufteilung der Diskurse schon ein fest etabliertes Faktum. Auch ist in jenen aufgeklärten Zeiten das Wort, der *logos*, ganz offensichtlich schon ganz von dem Ereignis, von der Tat getrennt. Aber daß gerade diese Trennung eine historische Errungenschaft ist, zeigt der Blick aufs Hebräische, wo das Wort *dabar* noch Wort und Tat in eins setzt. Aber auch das deutsche Wort „Geschichte“ – ebenso wie „histoire“ oder „storia“ – enthält ja noch diese Ambiguität, sofern es sowohl die *res gestae*, die Ereignisse und Taten, als auch die Versprachlichung dieser Ereignisse und Taten bezeichnet, die *historia rerum gestarum*. Die Trennung der beiden Aspekte hängt ganz offensichtlich mit der Reverbalisierung des erinnerten Ereignisses zusam-

men, durch die – vor allem dann auch durch die *Verschriftlichung* – die Überführung der Erinnerung des Ereignisses in Wissen und Wissenschaft möglich wird.

\*

2.2.2. Daß ohne diese Verbalisierung des Geschehenen dieses zwar geschehen, aber nicht dem Wissen des Menschen verfügbar ist, machen auch die an Nietzsche anschließenden Überlegungen von Tilman Borsche deutlich. Die sogenannten Fakten der Geschichte sind nur durch die sprachliche Darstellung wirklich. Vor allem aber werden sie durch die Versprachlichung in eine *Pluralität* der Darstellungen gestellt. Schon weil die Sprachen verschieden sind, vor allem aber auch, weil auch die Darstellung mit dem Leben der Darstellenden verbunden ist. Die Bindung an das Leben verknüpft das Vergangene mit der *Zukunft*, so daß Geschichte über die Darstellung des Geschehenen auf das verweist, was noch geschehen soll. Ein Jenseits der Sprache der Geschichte ist jedenfalls das zukünftige Handeln. Damit ist bei Borsche die Frage nach der Verantwortung für die Geschichte gestellt, und es erwächst aus der – notwendigerweise vielfältigen – Sprachlichkeit der Geschichte eine *ethische* Dimension der Geschichtsschreibung. Es geht ja nicht nur darum, einfach das historiographische Wort zu ergreifen, sondern darum, dies „nach bestem Wissen und Gewissen“ zu tun. In der Perspektive einer Ethik der Historiographie verweist die Forderung nach „Objektivität“ der Geschichte eher auf die „Gerechtigkeit“ der Darstellung als auf eine – chimärische – „Wahrheit“, eine Eins-zu-Eins-Abbildlichkeit, eine eindeutige Bezeichnung, wie naturwissenschaftliche Epistemologie sie der Geschichte vorschreiben möchte.

Auch bei Dilthey geht es, folgt man den Ausführungen von Giuseppe Cacciatore, letztlich um das „Leben“. Es ist aber das „Sprechende“ des Geschehenen (der „geschichtlichen Welt“) bei Dilthey deutlicher gefaßt als bei Nietzsche. Die Sprachlichkeit der *res gestae* ist das vermittelnde Moment, welches das Verstehen des Historikers überhaupt in Gang setzt. Humboldt hatte diesen hermeneutischen Grundgedanken jeder Historiographie in einer Passage seiner Rede über den Geschichtsschreiber klassisch formuliert:

„Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subject und Object. Das Begreifen ist keineswegs ein blosses Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein blosses Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besondres. Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von einem zum andren, und um sich zu verstehen, muss man sich in einem andren Sinn schon verstanden haben.“<sup>22</sup>

<sup>22</sup> Wilhelm von Humboldt, Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers (1821), in: Wilhelm von Humboldt, Über die Sprache, hrsg. von Jürgen Trabant (Tübingen, Basel 1994) 43 (GS IV: 47).



Die ursprüngliche Übereinstimmung zwischen Subjekt und Objekt, das Analogon zwischen dem Begreifenden und dem Begriffenen, liegt vor allem natürlich darin, daß auch das Objekt ein Mensch und also ein Sprechender ist. Der Verstehende (der nicht einfach ohne Halt im Objektiven aus sich selbst heraus drauflosdenkt, aus sich selbst „entwickelt“) „entnimmt“ daher auch nicht einfach die Erkenntnis aus dem Objekt, sondern er tritt in ein Gespräch mit dem sprechenden Objekt ein. Die Geschichte spricht. Mit dieser „verständigt“ sich der Geschichtsschreiber, weil sie spricht – wie er selber. In seinem späteren Hauptwerk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* dehnt Humboldt das hier über die Geschichtsschreibung Gesagte auf die Sprachwissenschaft aus. Bei Dilthey gilt, was er von der Geschichte sagt, natürlich für die Geisteswissenschaften überhaupt, die insgesamt jene „Brücke der Verständigung“ eines vorgängigen Verstandenhabens beschreiten.

Wenn auch, wie Humboldt meint, eine ursprüngliche Übereinstimmung zwischen Begreifendem und dem zu Begreifenden besteht, so geht doch geschichtliche Erkenntnis nicht ganz in diesem hermeneutischen Gespräch auf. Es gibt nach Stefan Otto nämlich einen nicht zu versprachlichenden Rest des Faktums, eine Seite des Geschehenen, die nicht spricht. Nur die dem Historiker zugewandte Seite spricht, die andere Seite des janusköpfigen Ereignisses verbleibt im Dunklen. Das im historischen Sachverhalt immanente Sein leistet Widerstand. Otto insistiert gegenüber den „Sprachlern“ auf einer historischen Ontologie. Der sprachlich nicht auflösbare ontologische Rest des Faktums manifestiert sich im „Widerfahrnis“, in dem, was Imre Kertész, der das furchtbarste Geschehen, Auschwitz, überlebt hat, das „Tatsachen-Leben“ des historischen Faktums nennt.



2.2.3. Trotz dieser schmerzlichen Verankerung im Sein hat der radikale linguistic turn nahegelegt, daß Klio dichtet, da sie ja eine Muse ist, daß sie also sozusagen ohne Bezug zum Sein ein rein literarisches Sein schafft: „il n'y a pas de hors-texte“. Aber die drei folgenden Beiträge zeigen, daß dies bei genauerem Hinschauen letztlich nicht der Fall ist, sogar nicht einmal bei den Autoren, denen man das vorwirft. Der, wie Otto schreibt, der Sprache abgewandte Teil des historischen Faktums, macht sich offensichtlich doch immer wieder bemerkbar. Heinz Dieter Kittsteiner zeigt zunächst am Beispiel seines eigenen Schreibens, daß Klio zwar eine Muse ist, das heißt, daß sie für einen bestimmten Diskurs zuständig ist, den sie auch durchaus „schön“ machen darf. Im Gegensatz zu ihren Schwestern aber dichtet sie nicht, d. h. sie schafft ihre Gegenstände nicht selber, sondern verweist auf das „Geschehene“, auf jenen ontologischen Rest, auf den Stefan Otto aufmerksam gemacht hat.

Man hat geradezu den Eindruck, als ob sich das in der Sprachlichkeit völlig aufgehobene Sein an einem der Initiatoren des linguistic turn rächen wollte: Roland Barthes hat, wie wir gesehen haben, mit seinem Aufsatz „Le discours de l'histoire“ 1967 die aktuelle Diskussion um die Sprachlichkeit der Geschichte angestoßen. Roland Barthes war es, der die radikale Sprachlichkeit der Geschichte ge-

gen einen simplizistischen und trügerischen Referentialismus und Objektivismus („Wissenschaftlichkeit“) der Historiographie aufgezeigt hat. Ja, er hat sogar ein besonderes Indiz jener intendierten Referentialität, das Detail, als eine bloß scheinhafte Bezugnahme auf das Wirkliche decouvriert: den Realitätseffekt, den „effet de réel“. Aber, während es in diesem grundlegenden Aufsatz über den Diskurs der Geschichte so scheint, als habe Roland Barthes die „Welt“, die Realität, das Leben oder das Sein ein für allemal verabschiedet, so läßt ihn dies, wie Bettina Lindorfer darstellt, doch nicht in Ruhe. Das verabschiedete Wirkliche taucht geradezu wie ein Unabgeholtenes immer wieder aus der Verdrängung auf. Barthes wäre – wie Platon – so gern direkt an das Sein herangekommen. Er umkreist daher die Möglichkeiten des reinen Denotierens. Die Photographie ist für ihn ein solches Mittel. Sprachlich ist dem Sein aber kaum beizukommen. Einzig im Haiku nähert sich Sprache der Wirklichkeit gleichsam in einem Notat des Widerfahrnis. Zurückgewendet auf die Problematik der Sprache der Geschichte ist das Haiku allerdings nicht gerade eine Form des historischen Diskurses. Das Haiku scheint aber nicht weit entfernt von vielem, was sich im Archiv befindet, von den nicht systematisierten Notierungen, von chronikhafte Aufzählungen, das Haiku ist gleichsam eine Form des unaufgeräumten Archivs.

Während also der französische Initiator des *linguistic turn* letztlich doch unglücklich auf der Grenze zwischen Signifikat und Referent sitzt, scheint die amerikanische „linguistisch gewendete“ Historiographie die Sprachlichkeit der Geschichte zu genießen. Hayden White, der sich anfänglich noch nach Objektivität und Referenz gesehnt hatte, vertritt – so scheint es – nun eine radikale sprachliche Immanenz der historischen Darstellung, wenn er immer wiederholt, daß es nicht um „Wahrheit“, sondern um Interpretation und „Sinn“ gehe. Aber auch Hayden White hat eigentlich nie geleugnet, daß es jenseits des Textes eine Realität gibt und daß sich die Texte auf diese beziehen und diese interpretieren. Er hat nur unermüdlich die „Literarität“ der historischen Texte behauptet, das heißt ihre künstlerisch-rhetorische Geformtheit, und in dieser die Koinzidenz mit literarischen Texten gesehen. Ich habe schon in meinem Vortrag zur Sprache der Geschichte gesagt, daß m. E. White nicht den historischen Diskurs, sondern die Spezifität des *literarischen* Diskurses nicht recht erfaßt, und zwar in doppelter Hinsicht: Ich halte es gerade für die *differentia specifica* von „Literatur“ im engeren Sinne, daß sie sozusagen prinzipiell nicht referiert (selbst wenn sie es tut): Sie schafft eine Welt aus Sprache. Andererseits braucht ein literarischer Text mitnichten „literarisch“ aufgemacht zu sein (auch wenn er das normalerweise ist): Die „artistische“ Gestaltung eines Textes (Reim, Versmaß, rhetorische Figuren) definieren nicht seine Literarität, auch ein Stück Telefonbuch, die Aufstellung einer Fußballmannschaft oder ein Kochrezept können – im rechten pragmatischen Kontext – „Literatur“ sein<sup>23</sup>. White aber kennt die radikale *pragmatische* Differenz zwischen Literatur und anderen Diskursarten gerade nicht. Daher fällt es White auch nicht allzu schwer, die Existenz sprachunabhängiger Faktizität zuzugestehen, er hat sie

<sup>23</sup> Vgl. hierzu Jürgen Trabant, *Elemente der Semiotik* (Tübingen, Basel 1994) 139 ff.

nie geleugnet. Daher braucht man auch White kein Zugeständnis zu entlocken, daß das extremste Faktum, das schrecklichste Widerfahrnis, Imre Kertész' „Tatsachen-Leben“, tatsächlich existiert hat. Er hat nie daran gezweifelt.

Dies gilt letztlich auch für den anderen prominenten Vertreter des linguistic turn, für LaCapra, der seine metahistorischen Reflexionen auf den Holocaust und dessen Realität fokussiert. Tim B. Müller zeichnet nach, wie sich dieser Theoretiker gerade mit der Grenze des Sprachlichen – eben am Beispiel des schrecklichsten Widerfahrnis – beschäftigt: Im sprachlich nicht mehr Darstellbaren, im Überwältigenden, im Trauma findet die Sprache der Geschichte ihre Grenze bzw. ihr Jenseits. Anders als bei White liegt der theoretische Schwerpunkt bei LaCapra auf den *res gestae*, auf der Textförmigkeit der Quellen, und für die *historia rerum gestarum* bringt er statt der Rhetorik die Psychoanalyse ins Spiel: Das Schreiben des Historikers wird mit dem Freudschen Begriff der Übertragung gefaßt, die in einem „dialogischen Lesen“ (Dialog mit den Quellen, Dialog mit den anderen Historikern) stattfindet (wer dünkte hier nicht an Humboldts oben zitierte Passage). Diesem linguistic turn war sein Jenseits oder seine Überwindung von vornherein eingeschrieben. Denn: Wo der Dialog – mit den Quellen, mit den Kollegen – den Historiker verstummen läßt, steht er notwendigerweise dem *factum brutum*, dem sprachlosen Geschehen oder dem sprachlos machenden Geschehen gegenüber. LaCapra ist darüber hinaus praktisch: Es geht auch darum, wie Geschichte geschrieben werden soll. Und hier verlangen die Fakten des sprachlos machenden zwanzigsten Jahrhundert neue Formen der Präsentation, die nicht mehr mit den literarischen Mitteln der klassischen Geschichtsschreibung gefaßt werden können. Könnte das Haiku, von dem Roland Barthes fasziniert war, das nicht-interpretierte Aufgelesene, ein erster Schritt zum Sprechen über die sprachlos machende Welt, ein erster Schritt zur Heilung sein? Schon die dialogische Lektüre, erst recht aber die Begegnung mit dem traumatischen Widerfahrnis bedarf, was Dilthey schon gesehen hatte, der Empathie: „Einfühlung“. Geschichtsschreibung ist also durchaus da, wo Nietzsche sie lokalisierte: im Leben – oder im Weiterleben. Wenn die Geschichte wieder sprechen kann, ist das Trauma auf dem Weg zur Heilung. Schon deswegen muß sie versuchen zu sprechen.



2.2.4. Bevor ein anderer Historiker den Band mit Überlegungen zum praktischen Schreiben der Geschichte abschließt, zeigt Ulrich Raulff, wie der große Kunsthistoriker Aby Warburg die Sprache der Geschichte der Kunst formt. Warburgs historischer Diskurs kennt das Barthes'sche Problem überhaupt noch nicht. Ganz selbstverständlich nützt dieser Schreiber der Geschichte die kreativen Kräfte der Sprache. Kunstgeschichte als „historische Psycho-Energetik“ spricht metaphorisch die Sprache der Elektro-Energie. Warburgs Text ist durchströmt von einer Kraft, die ganz selbstverständlich die historischen Fakten schafft, von deren realer Existenz er aber ebenso selbstverständlich überzeugt ist. Man möchte sagen: Natürlich dichtet Warburg, oder besser: Er schafft ein kunsthistorisches Faktum, indem er es aufs eindrucksvollste mit Worten „prägt“.

Den Abschluß des Bandes bildet ein – für unseren Band stark überarbeiteter und erweiterter – Aufsatz von Christian Meier, der unsere Tagung am Historischen Kolleg eröffnet hatte. Meier lenkt den Blick auf das Schreiben der Geschichte selbst, auf die Praxis des aktiven Historikers. Diese Praxis des Schreibens der Geschichte war ja das Problem, dem die Tagung über die Sprache der Geschichte ihr Entstehen verdankte. Es war mein Problem: Wie schreibe ich Geschichte und zwar eine besondere Art von Geschichte, nämlich eine Synthese, die sich an ein allgemeines gebildetes Publikum wendet, das, wie Meier schreibt, ein paar Stunden Lebenszeit dafür aufwendet, sich anhand eines Buches über eine bestimmte historische Gestalt zu informieren. Als Christian Meier die erste Fassung des Artikels schrieb, stand er mitten in der Arbeit an seinem großen Athen-Buch (das inzwischen zum Klassiker geworden ist und also seine Überlegungen erfolgreich in die Tat, d. h. ins Buch umgesetzt hat). Es geht bei Meier um „allgemeine“ Geschichte. Daher sind die Überlegungen zum Verhältnis von Ereignisgeschichte, Struktur und Wandel zentral, oder die Frage zum Verhältnis von Mikro- zu Makrogeschichte. Dieses allgemeine Problem des Historikers, das Problem der Auswahl, ist natürlich ebenso fundamental wie die Reflexion des Verhältnisses zwischen der vergangenen, fernen historischen Gestalt und der Gegenwart des Lesers, die Frage nach der Verwendung oder Nichtverwendung von Fachterminologie, vor allem aber die Frage nach der „Subjektivität“.

Vielleicht unterscheidet sich hinsichtlich der sogenannten „Subjektivität“ die Aufgabe des Historikers eines Faches oder einer geistigen Fragestellung von der des „allgemeinen“ Historikers, zumal wenn der Fach-Historiker gleichzeitig auch ein Fach-Wissenschaftler ist: Wie alle Praxis ist auch die aktuelle Forschungspraxis des Faches Linguistik ganz entschieden bestimmten Fragestellungen unterworfen und von bestimmten theoretischen Vorentscheidungen geprägt. Dies ist in einem völlig zerrissenen oder sich vielleicht sogar in Auflösung befindlichen Fach wie der Linguistik in ganz besonders extremem Maße der Fall. Das Fach ist außerdem wie andere Fächer – man denke an die Biologie (dort sind durch die gesellschaftlich forcierte Genforschung z. B. die Botaniker geradezu ausgestorben) – massiv von der umgebenden kulturell-politischen Entwicklung abhängig. Und weil das so ist, ist natürlich meine Geschichte des europäischen Sprachdenkens „subjektiv“ gefärbt von meiner Forschungspraxis und von meiner kulturell-politischen Position in der Frage der Sprache. Diese Orientierung an einem aktuellen Handeln spitzt das von Meier angesprochene Problem der Subjektivität ganz offensichtlich zu. Es ist aber lösbar, wenn man bedenkt, was Meier von den modernen Lesern schreibt: Er weist nämlich darauf hin, daß die Leser heute gar keine allwissenden Historiker mehr erwarten. Sie wissen, daß der Historiker auch nicht alles weiß und daß er – wie jeder Mensch – in vielfältigen aktuellen praktischen, weltanschaulichen, politischen etc. Bezügen steht. Es kommt darauf an, diese deutlich zu machen. Die explizite Selbstreflexion des Historikers spielt daher in der Art von Historiographie, der ich meine Arbeit am Historischen Kolleg zuordnen möchte, eine ganz zentrale Rolle. Was der ideale Leser meines Buches von mir erfahren soll, habe ich in dem Buch „nach bestem Wissen und Gewissen“ (Bor-

sche) ausdrücklich notiert. Ich habe darüber hinaus aber auch – wie Meier empfiehlt – versucht, die Darstellung „literarisch“ zu gestalten. Klio dichtet vielleicht nicht, sie hat nämlich, wie Humboldt schreibt, im Gegensatz zur Dichterin einen „Sinn für die Wirklichkeit“. Aber eine Muse ist sie ja schon.



2.3. Abschließend möchte ich, wie angekündigt, die vorliegenden Beiträge noch einmal als auch für die Sprachwissenschaft bedeutsam requirieren, als Beiträge zu einer „Linguistik der Geschichte“. Natürlich bringen die Überlegungen zum „discours de l'histoire“, zum historiographischen Diskurs, keine Einsichten in die Struktur irgendeiner Einzelsprache. Sie gehören also nicht zu diesem historischen „Herzstück“ der Sprachwissenschaft. Aber: Sie sind doch insofern nicht nur Beiträge zur Geschichte oder zur Metageschichte, als sie zu jenem zweiten historischen Bereich der *Sprachwissenschaft* beitragen, an den Oesterreicher so eindringlich erinnert: zum Bereich der Diskurstraditionen. Dieser ist per definitionem ein Bereich, wo die Sprachwissenschaft nicht allein operiert, sondern wo sie sich mit den Disziplinen überkreuzt, die bestimmte historische Rede- und Schreibformen zum Gegenstand haben, wie z.B. die Literaturwissenschaft, die Jurisprudenz, die Philosophie, die Theologie und eben auch die Geschichte. „Naturgemäß kommt daher auch bei diskurstraditionellen Fragestellungen einer Kooperation der Linguistik mit anderen Disziplinen größte Bedeutung zu“, schreibt Oesterreicher in dem Beitrag, der unseren Band eröffnet. Überlegungen zum Roman, zum Gebet, zum Gesetz, zur Historiographie sind aber eben auch Beiträge zur Linguistik. Wenn sich auch die hier schreibenden Philosophen und Historiker wundern mögen, daß sie auch Linguisten sein sollen, so muß ihnen die Linguistik sagen, daß ihre Beiträge ein genuin linguistisches Problem behandeln: die Traditionen des Sprechens<sup>24</sup>.

Das Historische Kolleg hatte, wie es seiner Bestimmung entspricht, mich als Historiker eingeladen, und als Historiker der Linguistik und der Sprachphilosophie habe ich kein linguistisches, sondern ein historiographisches Werk verfaßt. Mit dem – von den Historikern angeregten – Vortrag und mit dem Kolloquium zur Sprache der Geschichte habe ich aber nicht nur metahistorische Selbstreflexion betrieben, sondern auch als Linguist agiert, der sich über eine historische Diskurstradition beugt, die als solche durchaus auch in seine Kompetenz fällt. Daß dies auch gleichzeitig mit einer leidenschaftlichen und lebendigen innerhistorischen Diskussion koinzidiert, war natürlich für den Sprachwissenschaftler ein besonderes Glück.

<sup>24</sup> Vgl. Brigitte Schlieben-Lange, Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung (Stuttgart 1983).

## Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Prof. Dr. Tilman Borsche, Hildesheim

Prof. Giuseppe Cacciatore, Salerno, Italien

Prof. Dr. Konrad Ehlich, München

Prof. Dr. Heinz Dieter Kittsteiner, Frankfurt/Oder

Dr. Bettina Lindorfer, Berlin

Prof. Dr. Christian Meier (München)

Tim B. Müller, Neuhofen

Prof. Dr. Wulf Oesterreicher, München

Prof. Dr. Stephan Otto, München

Dr. Ulrich Raulff, München

Prof. Dr. Jürgen Trabant, Berlin (Stipendiat des Historischen Kollegs 2001/02)



Für eine historische Wende  
der Linguistik





## Wulf Oesterreicher

### Über die Geschichtlichkeit der Sprache<sup>1</sup>

Es gibt eine Reihe von gedankenlos verwendeten Ausdrucksweisen, die bezüglich der gemeinten Realitäten gefährliche Verfälschungen produzieren. Zwei weitverbreitete, in meinen Augen besonders verfehlte Ausdrücke sind ‚Naturvölker‘ und ‚natürliche Sprachen‘. In beiden Fällen wird eine unangemessene Naturwüchsigkeit postuliert. Für den ersten Fall kann ich mich hier nicht auf eine Diskussion der anthropologischen Argumente einlassen, die den Ausdruck ‚Naturvölker‘ fragwürdig erscheinen lassen<sup>2</sup>. Uns interessiert der zweite Fall, und wir wissen, daß man sich, wenn das Problem überhaupt gesehen wird, dabei – eher schlecht – mit dem fadenscheinigen Hinweis zu verteidigen pflegt, daß natürliche Sprachen in Opposition zu ‚künstlichen Sprachen‘, also zu verschiedenen Typen von ‚Kunstsprachen‘ stehen<sup>3</sup> und daß sich die Ausdrucksweise eben so erklärt. Demgegenüber gilt es grundsätzlich darauf zu bestehen, daß ‚natürliche Sprachen‘ eben *historische Sprachen*<sup>4</sup> sind – und damit ist der Ausdruck ‚natürliche Sprache‘ entbehrlich.

Im folgenden will ich versuchen, in einem Problemaufriß die Geschichtlichkeit unserer Sprachen in ihren unterschiedlichen Aspekten zu entwickeln, die, wie zu erwarten ist, keineswegs allein die Sprachwissenschaft betreffen. Abschließend werden Überlegungen präsentiert, die in wiederum anderer Perspektivierung zeigen sollen, welche wissenschaftssystematische und wissenschaftshistorische Bedeutung heute die Frage nach der Geschichtlichkeit der Sprache überhaupt und speziell für uns Sprachwissenschaftler besitzt<sup>5</sup>.

<sup>1</sup> In diesem Text ist der Duktus des Vortrags im Historischen Kolleg nicht völlig getilgt worden. – Der Artikel nimmt eine Reihe von Gedanken auf, die ich – für ein linguistisches Fachpublikum – schärfer und ausführlicher in Oesterreicher (2001a; 2001b; 2003) dargelegt habe.

<sup>2</sup> Vgl. Wolf (1986); insbesondere Plessner (1928; 1972); Gehlen (1971); Dux (1999; 2003); auch Heeschen (im Druck).

<sup>3</sup> Vgl. etwa Eco (1997); Böhmer (2001).

<sup>4</sup> Dieser Begriff der historischen Sprache darf nicht mit dem Coseriuschen Konzept der ‚historischen Sprache‘ verwechselt werden; vgl. Coseriu (1988).

<sup>5</sup> Vgl. vor allem Oesterreicher (2001a).

## 1. Sprachtheoretisches Präludium

Wenn wir die Ausdrücke ‚Historizität‘ oder ‚Geschichtlichkeit‘ im Zusammenhang mit Sprachen und Diskursen verwenden, so denken wir in der Regel an Fakten aus den Bereichen Sprachgeschichte und Sprachwandel oder an Veränderungen in Diskursformen, Gattungssystemen, Stilen usw. Ein derartiger Zuschnitt der Begriffsbedeutung von ‚Historizität‘ hin auf eine von vornherein schon in Relation zur sogenannten Synchronie definierte ‚Diachronie‘ greift aber deshalb zu kurz, weil er den geschichtlichen Charakter des in Frage stehenden Gegenstands Sprache mit diesem Vorentscheid schon in bestimmte wissenschaftlich-disziplinäre Forschungszusammenhänge rückt, also mit Partialisierungen bzw. Formalobjekten operiert, die je schon Resultate einer nur mehr ‚regionalen‘ Methodologie sind<sup>6</sup>. Aus diesem Grund ist daran zu erinnern, daß eine *Sprachtheorie* als regulative, am Begriff der Sprache orientierte Konzeptualisierung *vor* derartigen Partialisierungen steht<sup>7</sup>.

‚Historizität‘ ist als auf Sprache bezogene Grundkategorie keineswegs einfach mit der Prozessualität sprachhistorischer Veränderungen zu identifizieren. Denn ‚Geschichtlichkeit‘ als Bestimmung, die die Seinsweise, die Verfaßtheit der – wie Hans-Georg Gadamer sagt – „menschlichen Grundstellung“<sup>8</sup> konstituiert, besitzt auch für die Seinsform der menschlichen Sprache Gültigkeit. Sprachtheoretisch muß ‚Historizität‘ daher als ein essentielles Universale verstanden werden, das schon aus dem Begriff der menschlichen Sprache folgt<sup>9</sup>. In dieser sprachtheoretischen Hinsicht steht die ‚Historizität‘ der menschlichen Sprache allerdings in einem Konstitutionszusammenhang mit den anderen generisch-essentiellen sprachlichen Universalien, nämlich mit der ‚Semantizität‘, der ‚Alterität‘, der ‚Kreativität‘, der ‚Exteriorität‘ und der ‚Diskursivität‘<sup>10</sup>.

Dabei sind die ‚Exteriorität‘ und die ‚Semantizität‘ – um den angesprochenen Konstitutionszusammenhang wenigstens kurz anzudeuten – auf die Zeichenhaftigkeit bezogen, bei der es um die sich in sinnlich wahrnehmbaren, medial phonischen oder graphischen Ausdrucksformen manifestierende Bedeutungshaftigkeit der Sprache geht. Mit ‚Alterität‘ ist die Tatsache gemeint, daß Sprache immer ein *alter ego* voraussetzt<sup>11</sup>; konstitutiv ist also eine im Sprachlichen greifbare generelle

<sup>6</sup> Vgl. Oesterreicher (2003) 1; vgl. auch Jäger (1998).

<sup>7</sup> Vgl. Oesterreicher (1979), bes. Kap. 5, 6 und 7.

<sup>8</sup> Gadamer (1986) 1496; Gadamer nimmt damit natürlich die Traditionslinie Herder, Humboldt etc. auf; vgl. auch Trabant (1986; 1990; 1998).

<sup>9</sup> Andere Akzente setzt v. Polenz (1984); vgl. auch Knoop (1975). – Philosophische Aspekte von Zeitlichkeit sind behandelt in Dux (2003) und Waldenfels (2003).

<sup>10</sup> Vgl. zum folgenden Coseriu (1974/1975; 1980; 1983; 1988) sowie Oesterreicher (1979; 1988; 1998a und b; 2001a; 2003).

<sup>11</sup> Vgl. vor allem die bekannte Kritik von Ludwig Wittgenstein am Konzept einer Privatsprache; vgl. in diesem Zusammenhang auch Gauger (1995) 7ff.; an anderer Stelle spricht Gauger einmal, Sartre abwandelnd, treffend von *la langue, c'est les autres*. – Vgl. auch Granmann (1966; 1972); Luckmann (1980).

„Verstehenszumutung“, wie Werner Orth<sup>12</sup> es einmal ausgedrückt hat; die hier greifbare Intersubjektivität impliziert in einem bestimmten, näher zu spezifizierenden Rahmen dann Regularität und Stabilität sprachlicher Formen und Bedeutungsgebungen. Mit der ‚Kreativität‘ wird demgegenüber Bezug genommen auf die aktiv-reflexiven Vermittlungsleistungen, die im konkreten Sprechen und in der Sprache je schon dadurch manifest sind, daß Sprachen im Gebrauch jeweils fortgebildet werden. Die ‚Historizität‘ kann dann gewissermaßen als Produkt aus der Spannung zwischen der Alterität und der Kreativität betrachtet werden, so wie die Exteriorität sich aus der Semantizität und Alterität ableiten läßt. Unter ‚Diskursivität‘ ist schließlich die Synchronisierung von auf dem Prinzip der zeitbestimmten Linearisierung beruhenden ausdrucksbezogenen Prozessen und Gestalten (Exteriorität) mit Inhaltsformen (Semantizität) zu verstehen, die auf den unterschiedlichen Ebenen der Sprachzeichenbildung – also von der Syntagmatik von Morphemkombinationen bis hin zum Text – in den unterschiedlichsten pragmatischen und situativen Kontexten jeweils zu leisten ist und die sich in den Sprachen in ganz unterschiedlichen Gestaltungen ausprägt<sup>13</sup>.

Mit diesem Gesamtzusammenhang ist ein Sprachbegriff angedeutet, der als solcher gerade nicht einfach Gegenstand einer Einzelwissenschaft oder Disziplin werden kann.



Exkurs: Ein Blick in die Geschichte der Sprachreflexion zeigt, daß Aspekte der ‚Semantizität‘ und ‚Exteriorität‘ ebenso wie solche der ‚Alterität‘ schon früh ins Blickfeld gerückt sind. Diese Aspekte sind in der Sprachbetrachtung – nicht nur im Abendland – vor allem in der Beschäftigung mit Sprache und Texten schon früh fruchtbar gemacht worden. Man denke nur an die philosophisch geprägte zeichentheoretische Diskussion seit Platon und Aristoteles oder an die antiken, vor allem die alexandrinischen Grammatiker, an den ‚Paradigma‘-Begriff und die Spannungen zwischen Analogisten und Anomalisten, aber auch an die arabische, indische und chinesische Grammatiktradition<sup>14</sup>.

Das Gesagte gilt nun aber nicht in gleicher Weise für Aspekte der ‚Diskursivität‘, deren Wahrnehmung in jedem Falle eine ‚stärkere‘ sprachliche Differenzerfahrung voraussetzt. Sie wurde allerdings auch einzelsprachlich schon relativ früh in rhetorisch-stilistischen und gattungsbezogenen Überlegungen wahrgenommen, und ihre Erkenntnis wurde vor allem vom Vergleich unterschiedlicher Varietäten und Sprachen, gerade auch in der Übersetzung dichterischer Werke, befördert<sup>15</sup>.

<sup>12</sup> Orth (1967).

<sup>13</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang den wichtigen Condillac'schen Begriff der *liaison des idées* (vgl. Condillac 1746). – Zur Diskursivität vgl. Oesterreicher (1988; 2001a); Raible (1992; 1999; 2001); vor allem auch Rastier (1997; 2001a; 2001b). Rastier spricht an einer Stelle direkt von der Wichtigkeit der „regimes herméneutiques“, die es erlauben „(de) mieux spécifier la médiation sémiotique entre le ‚physique‘ et le ‚représentationnel‘“, vgl. Rastier (2001a) 84.

<sup>14</sup> Vgl. Beiträge in Aurox (1989) und Aurox u. a. (2000).

<sup>15</sup> Vgl. etwa Arens (1969); man kann hier auch auf die *rota Vergilii* verweisen.

Die Wahrnehmung von unterschiedlichen Formen der Differenz im Sprachlichen liegt letztlich auch den mit den Begriffen ‚Kreativität‘ und ‚Historizität‘ gemeinten Sachkomplexen und ihrer reflexiven Verarbeitung zugrunde: Während einige Aspekte der ‚Kreativität‘ immerhin in rhetorisch-poetologischen Kontexten<sup>16</sup> ebenfalls schon früh eine Rolle spielten, gilt es ausdrücklich festzuhalten, daß die Einsicht in die Geschichtlichkeit von Sprache – also nicht nur die Wahrnehmung von Veränderung, sondern die Anerkennung des fundamental geschichtlichen Charakters von Sprache – relativ spät erfolgt ist. Nach wichtigen Vorstufen vor allem in Renaissance und Aufklärung, mit allerdings nur ‚prozessual‘, ‚genetisch‘ oder ‚evolutionär‘ zu nennenden Konzeptionen<sup>17</sup>, bricht sich diese Einsicht bekanntlich endgültig Bahn im Denken des Historismus, dem wir nicht zufällig auch die Konstituierung der Sprachbetrachtung als ‚Wissenschaft‘ verdanken. Ihre Institutionalisierung als ‚wissenschaftliche Disziplin‘ zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also die Entstehung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, ist bekanntlich mit den Namen August Wilhelm Schlegel, Franz Bopp, Rasmus Rask, Jacob Grimm und auch Wilhelm von Humboldt verbunden<sup>18</sup>.

## 2. Das Universale der Historizität und die Dichotomie von Synchronie vs. Diachronie

Wie angedeutet, wäre es kurzschlüssig, die Einsicht in die Historizität der menschlichen Sprache einfach mit der Wahrnehmung sprachlicher ‚Veränderung‘ und ‚Prozessualität‘ in den verschiedenen Domänen des Sprachlichen identifizieren zu wollen. Abstand zu nehmen gilt es auf unserer sprachtheoretischen Argumentationsebene vor allem von der gängigen vorschnellen, eben nur forschungsstrategisch begründeten ‚Aufteilung‘ des Sprachlichen in Synchronie und Diachronie, bei der man häufig unreflektiert *einsetzt*. Und ‚unreflektiert‘ heißt hier, daß man einen umfassenden sprachtheoretischen Standpunkt für den einer schon disziplinär-formierten, partialisierenden Sicht von sprachlichen Gesamtverhältnissen aufgibt.

Die Historizität von Sprache manifestiert sich nämlich gerade nicht nur in Erscheinungen, die im linguistisch-disziplinären Forschungsbereich der Diachronie und im sogenannten Sprachwandel mehr oder minder *direkt* greifbar sind. Die eindrucksvollen Ergebnisse der Forschung im Bereich der lautlichen, morphosyntaktischen und lexikalischen Veränderungen unserer Sprachen, die häufig über Wandel von Kategorien und grammatikalisierte Feldtranspositionen auch sprach-

<sup>16</sup> Vgl. vor allem *Lausberg* (1990); hier ist etwa die Figurenlehre zu nennen.

<sup>17</sup> Vgl. die Darstellung der Entwicklung der Sprachreflexion in *Droixhe* (1978); vgl. auch *Formigari* (1977; 2001a und b).

<sup>18</sup> Vgl. etwa *Gauger* u. a. (1981) Kap. II oder *Oesterreicher* (1983; 2000); vgl. auch *Foucault* (1980), bes. 13, 14.

typologische Veränderungen bewirken können, sind ja bekannt<sup>19</sup>. Auch Markierungsveränderungen im einzelsprachlichen Varietätenraum, die Teil von umfassend zu konzipierenden kontaktinduzierten Sprachwandelphänomenen sind, können als unmittelbar anschauliche Sprachveränderungen gelten<sup>20</sup>. In allen diesen Bereichen, die die Linguistik klar einer diachronischen Ausrichtung zurechnet, ist die Historizität, wie gesagt, offensichtlich.

Fast keine Aufmerksamkeit schenkt man demgegenüber der Tatsache, daß die historische Realität der Sprache in unserer Perspektivierung jedoch schon in klar der sogenannten Synchronie zuzurechnenden Gegebenheiten zum Ausdruck kommt, die als solche *nicht* durch Prozessualität definiert sind. Hierbei handelt es sich erstens um die kommunikativ-konzeptionell und diskurspragmatisch fundierte *Sprachvariation* und zweitens um die strukturbezogene *Sprachverschiedenheit*, die in sprachtheoretischer Sicht beide notwendige und zentrale Bestimmungsstücke des historischen Charakters von Sprachlichem sind<sup>21</sup>.

Ohne daß dies hier vertieft werden könnte, sei doch immerhin betont, daß man die Sprachverschiedenheit insofern als *externen* Aspekt der Historizität der Sprache begreifen kann, als damit zuerst einmal die bekannte Tatsache angesprochen ist, daß die menschliche Sprache eigentlich immer nur im Plural existiert, daß zum Sprachbegriff notwendig eine Pluralität von Sprachen und Idiomen gehört<sup>22</sup>. Daß wir es immer nur mit Sprachen als historischen Techniken des Sprechens, also mit verschiedenen Idiomen und Sprachen zu tun haben, deren Elemente und Kennzeichen verglichen werden können, ist also das eine. Zum anderen, und dies ist der *interne* Aspekt der Historizität, sind diese Idiome und Sprachen als historische Techniken selbst – gewissermaßen in der Innensicht – durch Varianz, durch Sprachvariation gekennzeichnet, die immer schon kommunikativ-konzeptionell und diskurspragmatisch fundiert ist. Festzuhalten ist dabei, daß *Sprachverschiedenheit* und *Sprachvariation* gerade keine *völlig* „unterschiedlichen Realitäten“ sind; sie beruhen als Aspekte der Historizität auf einer fundamentalen, aber durchaus unterschiedlich zu konzipierenden Differenzierung von Sprachlichem<sup>23</sup>.

<sup>19</sup> Vgl. zahlreiche Beiträge in *Besch* u. a. (1984; 1998) sowie *Haspelmath* u. a. (2001); vgl. auch *Ehlich* (1991); im Blick auf die Entwicklung der romanischen Sprachen vgl. diesbezüglich etwa *Oesterreicher* (1996a und b).

<sup>20</sup> Vgl. Beiträge in *Fisiak* (1995); vgl. auch *Thomason, Kaufmann* (1988) und *Thomason* (1997); auch *Stehl* (1998).

<sup>21</sup> Vgl. hierzu vor allem *Oesterreicher* (2001a), auch schon *Oesterreicher* (1983).

<sup>22</sup> Vgl. den schönen Titel von *Weinrich* (2001) „Sprache, das heißt Sprachen“; dieser Grundgedanke ist bei Coseriu allgegenwärtig.

<sup>23</sup> Vgl. dazu genauer *Oesterreicher* (2001a); dieser Problemkomplex wird auch in der neuesten Forschung zur Mündlichkeits- und Schriftlichkeitsproblematik nicht immer richtig gesehen.

### 3. Sprachbewußtsein, Sprachreflexion, Sprachforschung und die Linguistik

Wie auch immer die Objektebene im Bereich des Sprachlichen bestimmt wird, so ist doch unstrittig, daß es – nach der bloßen Alltagserfahrung des Sprachlichen im jeweiligen Vollzug mit dem entsprechenden *Sprachbewußtsein* – letztlich gerade die ebenfalls noch alltagsweltlich bestimmte Wahrnehmung von Auffälligkeit, Differenz und sprachlicher Veränderung ist, die die Erkenntnis von Sprachlichem vorantreibt – übrigens gerade auch schon bei Kindern. Diese Wahrnehmungen führen bei Individuen und bei Gruppen von Sprechern zu erfahrungsinduzierten Konzeptualisierungen von Sprachlichem. Diese gewissermaßen anthropologisch gegebene Ebene eines schon von vornherein reflexiv gewendeten sprachbezogenen Wissens ist nicht nur Grundlage aller alltagsweltlich verankerten, mehr oder minder ‚systematischen‘ *Sprachreflexion*<sup>24</sup>, sie ist letztlich auch Fundament jeglicher *Sprachforschung als wissenschaftlicher Erkenntnis* der menschlichen Sprache. Letztere wird, was immer wieder vergessen wird, gerade nicht ausschließlich in der *Sprachwissenschaft* oder *Linguistik* verfolgt und gewonnen, sondern führt auch in anderen, vor allem in den ‚klassischen‘ textwissenschaftlichen Disziplinen, aber etwa auch in soziologischen, pädagogischen, psychologischen, biologischen oder medizinischen Forschungskontexten zu wichtigen Ergebnissen. Insofern ist die Definition der Sprachwissenschaft als ‚Wissenschaft von der Sprache‘ einfach irreführend<sup>25</sup>.

Auch wenn wissenschaftliche Erkenntnis also auf den angedeuteten Wahrnehmungs- und Erfahrungskontexten basiert, so besitzt sie im Vergleich mit diesen Wissensbeständen und Erkenntnisformen doch grundsätzlich eine andere Qualität, einen anderen Status: Die Realität der wahrnehmungs- und erfahrungsbezogenen *Daten* und die ihnen entsprechenden alltagsweltlich-praktischen Kategorisierungen und Interpretamente werden erst in der wissenschaftlichen Betrachtung zu *Fakten*, und dies geschieht, wie man noch heute gerne sagt, eben ‚im Lichte von Theorien‘<sup>26</sup>. Dies soll heißen, daß beim Aufbau wissenschaftlicher Erkenntnis unvermeidlich theoretische Konzepte im Spiel sind, die die jeweilige Datenselektion, die abstraktive Ausrichtung und den Abstraktionsgrad bezüglich der gewählten Gegenstandsbestimmungen konditionieren und die immer auch auf sie selbst fundierende Erkenntnisinteressen und Fragehorizonte bezogen werden müssen. Die damit verbundenen Partialisierungen wiederum erklären, warum – ganz legitimerweise – *nicht* alle sprachbezogenen Forschungen Aspekte der Historizität der Sprache ins Zentrum des Interesses stellen (können)<sup>27</sup>.

<sup>24</sup> Aus Gründen, die gleich ersichtlich werden, vermeide ich Ausdrücke wie ‚Volkslinguistik‘, *linguistique populaire* usw.; vgl. etwa Brekle (1989).

<sup>25</sup> Vgl. hierzu Oesterreicher (1979) 260 ff.

<sup>26</sup> Vgl. Oesterreicher (1977) und vor allem ders. (1979) Kap. I.

<sup>27</sup> Vgl. hierzu vor allem Koch (1997a).

#### 4. Die Ebenen-Trias: aktuelle, historische und universelle Aspekte des Sprachlichen

Um den Gesamttraum des Sprachlichen noch deutlicher zu konturieren und um das Konzept der Historizität von Sprache nach den reichlich abstrakten Bestimmungen und pauschalen Kennzeichnungen konkretisieren zu können, müssen die skizzierten Universalien ‚Semantizität‘, ‚Alterität‘, ‚Kreativität‘, ‚Historizität‘, ‚Exteriorität‘ und ‚Diskursivität‘ mit drei Aspekten des Sprachlichen gewissermaßen gekreuzt werden. Diese Aspekte sind als ‚Statuskennzeichnungen‘ selbst wiederum universelle Bestimmungsstücke des Sprachlichen; sie können anhand der von Eugenio Coseriu verschiedentlich vorgeschlagenen „allgemeinen Bestimmung der Sprache als einer universellen menschlichen Tätigkeit, die unter Befolgung historisch vorgegebener Normen individuell ausgeübt wird“, kommentiert werden<sup>28</sup>. Es lassen sich also *universelle*, *historische* und *individuelle* Fakten und die diesen entsprechenden Ebenen des Sprachlichen unterscheiden.

Schon an dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß diese Ebenen mit ihren spezifischen Faktenkonfigurationen jeweils eine gewisse Autonomie besitzen und keinesfalls aufeinander reduzierbar sind<sup>29</sup>. Im konkreten Sprechen sind sie unauf löslich *gleichzeitig* gegeben. Sprachtheoretisch können sie im Sinne einer *sukzessiven Determination des Sprachlichen* verstanden werden, die von *allgemeinsten Bestimmungen des Sprechens über Determinanten der historischen Ebene bis hin zum individuellen, aktuellen, einmaligen Diskurs* führt. Schematisch kann dies etwa folgendermaßen dargestellt werden:

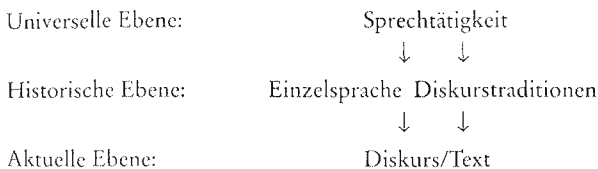


Fig. 1: Die Ebenen-Trias

Es bietet sich an, diese Ebenen kurz durchzumustern, weil sich erst dann der Kern der Geschichtlichkeit der Sprache wirklich fassen läßt, die – wie schon gesagt – auch mit *nicht* historisierbaren sprachbezogenen Fakten in Bezug steht bzw. von diesen Fakten als Rahmenbedingungen überhaupt erst ermöglicht wird.

<sup>28</sup> Coseriu (1994) 9. Sprachlich eleganter ist übrigens die spanische Version: „El lenguaje es una actividad humana *universal* que se realiza *individualmente*, pero siempre según técnicas *históricamente* determinadas [...] En el lenguaje se pueden, por tanto, distinguir tres niveles: uno *universal*, otro *historico* y otro *individual* [...]“

<sup>29</sup> So gibt es mehrsprachige Diskurse, Gattungen werden gemischt, jemand kann noch nicht oder nicht mehr richtig sprechen usw.; vgl. Oesterreicher (1997) 19f.



## 5. Die Ebene der Sprechfähigkeit

Der Begriff der menschlichen Sprechfähigkeit oder des Sprechens bezieht sich auf allgemeinste, zwar *entwicklungsgeschichtlich* (phylo- und ontogenetisch) relevante, aber gerade nicht *historisch* fundierbare *Sprechleistungen*. Diese kommen beim Sprechen und Hören, in Schriftkulturen natürlich auch beim Schreiben und Lesen, notwendig zum Einsatz: Es sind dies Leistungen wie ‚Referentialisierung‘, ‚Prädizierung‘, ‚Lokalisierung‘, ‚Temporalisierung‘, ‚Kontextualisierung‘, ‚Finalisierung‘ usw. Diese auf fundamentale kognitive, semiotisch-kommunikativ relevante Fähigkeiten und übereinzelsprachliche Verbalisierungsstrategien bezogenen Aspekte der Sprechfähigkeit – *etwas als etwas erkennen und benennen, etwas über etwas aussagen, einen Sachverhalt zeitlich einordnen, Sachverhalte und kommunikative Größen lokalisieren, Sachverhalte gewichten und sie diskursiv ordnen, bestimmte Sprechakte vollziehen, Diskursen Zwecke einschreiben* usw. – kovariieren zwar mit außersprachlichen Kommunikationsbedingungen, die ihrerseits historisch spezifizierbar sind; auch müssen diese Leistungen als *Sprechregeln* im Spracherwerb (zusammen mit den einzelsprachlichen Regeln) von den Sprechern der verschiedensten Sprachen durchaus sukzessive aufgebaut werden. Sie bleiben als *Sprechleistungen* aber trotzdem universell, und das heißt, sie sind als solche nicht historisierbar.

Die Betrachtung des Sprechens als Vollzug zielt auf dieser Ebene also immer auf universelle Aspekte des Sprachlichen, die durchaus *Regelhaftigkeiten, Regularitäten* aufweisen, die jedoch nicht die Form *historischer Sprachregeln* oder *Diskursnormen* haben. Die Universalität der Sprechfähigkeit und der Sprechregeln, die sich jedoch gerade wegen der eben angedeuteten unterschiedlichen kommunikativen Kontexte *nicht* durch *Gleichförmigkeit* auszeichnen, konstituieren über Zeiten und Räume hinweg gewissermaßen die Einheit des Sprachlichen.

Es ist, so denke ich, deutlich geworden, daß die Sprechfähigkeit ganz und gar in die Vollzüge des „menschlichen Gesamtaufbaus“ – dies ist ein Ausdruck von Arnold Gehlen<sup>30</sup> – eingebettet ist; dieser Gesamtaufbau umfaßt bekanntlich volitional-motivationale, affektive und kognitive, aber auch artikulatorisch-motorische, auditive und visuelle Komponenten. Diese Komponenten können auf keinen Fall einfach als sprachlich bezeichnet werden, obwohl das Sprechen an ihnen allen partizipiert; das Sprechen als Ganzes ist hier ausdrücklich als ‚nur‘ sprachbezogen zu qualifizieren. Diese Feststellung macht verständlich, warum die Sprachwissenschaft auf der universellen Ebene des Sprechens in ihren wichtigen Forschungsbemühungen naturgemäß auf eine Zusammenarbeit angewiesen ist mit Wissenschaften wie Phonetik und Physiologie, Spracherwerbsforschung, Biologie, Kognitionswissenschaften und Psychologie, Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Wissenssoziologie, Semiotik, Logik, Anthropologie

<sup>30</sup> Vgl. vor allem Gehlen (1971).

usw., die im Bereich dieser Ebene alle mehr oder minder gleichberechtigt ihren spezifischen Interessen nachgehen<sup>31</sup>.

## 6. Die Ebene des aktuellen Diskurses/Texts

Aus darstellungsbezogenen Gründen überspringe ich zuerst einmal die historische Ebene und komme zum aktuellen Diskurs oder Text. Auf dieser Ebene geht es um konkrete, medial phonisch oder graphisch realisierte Äußerungen unterschiedlichster Extension und unterschiedlichsten konzeptionellen Zuschnitts. Die Realisierungsformen reichen von sogenannten Einwortsätzen bis hin zu umfanglichsten Druckerzeugnissen und von sehr informellen bis hin zu höchst elaborierten Diskursen. Die Äußerungen liefern das konkrete Material, auf das sich letztlich *alle* Beobachtungen zu Sprachlichem beziehen; es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß auch die Ergebnisse der berüchtigten Introspektion ebenfalls auf Resultaten einer Internalisierung von ursprünglichen konkreten Sprachvorkommen beruhen; sie verdienen insofern keineswegs generell eine negative Einschätzung.

Konkrete Äußerungen weisen bekanntlich eine beachtliche interne Variationsbreite auf; genannt seien hier nur die folgenden *Typen von Varianz*: Ausdrucksmodulationen wie Lautstärke oder Sprechgeschwindigkeit, Artikulationsgenauigkeit, Einsatz von Varietäten, Sprachmischung, ‚Fehler‘, spontane Innovationen, bewußte Regelverletzungen, ‚wiederholte Rede‘ und ‚Zitate‘, idiosynkratische Diskursstrategien usw.

Entscheidend ist nun aber, daß *Äußerungen zwar als ein einmaliges Ganzes mit einem historischen Zeitpunkt und dessen kommunikativen sachlichen und personalen Bedingungen ‚synchronisiert‘ sind. Aus eben diesem Grunde unterliegen Äußerungen in ihrer Sprachlichkeit aber selber nicht dem historischen Wandel.* Die provokant-paradoxe Formulierung, die Eugenio Coseriu 1983 als Titel für einen Aufsatz wählte, „Linguistic change does not exist“, ist gerade auf die Ebene der Diskurse zu beziehen. Im Sprechen, im aktuellen Funktionieren der Sprache kann eine Sprachtechnik zwar durchaus ‚abweichend‘ und ‚innovativ‘ verwendet werden<sup>32</sup>. Diese sprachtheoretische, gewissermaßen humboldtianische Sicht eines Sprechens, das sich in der Tat aus den in der Äußerung jeweils erforderlichen Vermittlungsleistungen ergibt, darf aber keinesfalls kurzschlüssig mit *Sprachwandel* identifiziert werden.

Die an sich richtige Redeweise, daß Sprachen im jeweiligen Sprechen ‚fortgebildet‘ werden, erfordert also durchaus noch begriffliche Distinktionen. In diesem Zusammenhang gilt es, Begriffe wie ‚Innovation‘, ‚Motivation‘, ‚Übernahme‘, ‚Wandel‘ zu betrachten, deren unterschiedliche Bedeutung und Reichweite durch eine Lokalisierung und Statuskennzeichnung im skizzierten Ebenenmodell leicht

<sup>31</sup> Vgl. Koch (1997a) 49–56.

<sup>32</sup> Zum Problem von (lexikalischen) *ad-hoc*-Bildungen vgl. Oesterreicher (1999).

erfaßt werden kann: Wie nämlich Innovationen im Diskurs erst durch die generalisierende Übernahme eine Existenz in der Sprache, einer Varietät oder Diskurs-tradition gewinnen – es findet dann also Sprachwandel statt –, sind und bleiben einzelne Diskurse allein *Voraussetzung* für eine linguistische Bestimmung der Historizität der jeweiligen Sprachtechniken, sie *konstituieren* die Historizität aber noch keineswegs.

Diese vielleicht überraschende Feststellung wird klarer, wenn wir andere Diskurs- und Textwissenschaften und ihre jeweiligen Erkenntnisziele mit dem zentralen Erkenntnisinteresse der Sprachwissenschaft vergleichen. Die *Einmaligkeit des individuellen Diskurses* mit seinen Bedeutungsgebungen und Kontextualisierungen, die etwa für die Literaturwissenschaft, die Theologie, aber auch für die Psychoanalyse, die Sprachpathologie oder andere sprachpsychologische Untersuchungen teilweise durchaus Erkenntnisziel sein muß – an das dann selbstverständlich weitere werk- und autorenbezogene, produktions- und rezeptionspragmatische, ‚intertextuelle‘ oder ‚interdiskursiv‘-gattungstheoretische Fragestellungen oder auch praktische Aktivitäten angeschlossen werden können –, diese Einmaligkeit des individuellen Diskurses ist für die Sprachwissenschaft grundsätzlich nie zentraler *Gegenstand* der wissenschaftlichen Betrachtung, zentrales Erkenntnisziel, sondern allein Material<sup>33</sup>.

## 7. Die historische Ebene und der Zentralbereich sprachwissenschaftlichen Interesses

Im Unterschied zu den eben angeführten Sprechleistungen einerseits, die als universelle Sprechfähigkeitsaspekte *nicht* dem historischen Wandel unterliegen, und dem Diskurs oder Text andererseits, der zwar als Gesamtgestalt, nicht aber in seiner Sprachlichkeit historisierbar ist, sind die Sprachen oder Idiome, zusammen mit den Diskurstraditionen, jeweils als Resultate *kontingenter* einzelsprachlicher und diskursiver Entwicklungen mit ihren Elementen, Regeln und Normen historische Größen, mithin *per definitionem historisch* fortbildbar, also *geschichtlicher* Veränderung unterworfen. Als historische Größen bilden sie den Zentralbereich einer an Geschichtlichkeit interessierten Sprach- und Textforschung.

Die oben zitierte lakonische Coseriusche Kennzeichnung präzisierend, sind hierbei *zwei* historische Regelzusammenhänge oder Techniken zu unterscheiden, die im Sprechen notwendig ‚genutzt‘ werden. Sprechen heißt nämlich einmal, nach und mit den Regeln einer Einzelsprache, eines Idioms, eines Dialekts usw. sprechen. Darüber hinaus folgen wir aber im Sprechen immer auch Modellen der Diskursgestaltung, also sogenannten Diskursregeln und Diskursnormen, die

<sup>33</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang den Begriff der diskursiven Klammer, mit dem in Reich (2002a und b) die unterschiedlichen den Diskurs/Text transzendierenden Dimensionen gefaßt werden.

nicht nur für einzelne Sprachen Gültigkeit besitzen, die also keineswegs mit der Extension von Sprachgemeinschaften deckungsgleich sein müssen<sup>34</sup>. Die Historizität manifestiert sich auf dieser Ebene in einer Vielfalt von geschichtlichen Ausprägungen der Techniken des Sprechens in Sprachen und in Diskurstraditionen.



7.1. *Sprachen als historische Techniken* ‚im Dienste‘ des Sprechens sind durch unterschiedliche einzelsprachliche, varietätenlinguistisch zu spezifizierende phonetisch-phonologische, morphosyntaktische und lexikalische, auch transphrastische Regel- und Normkomplexe definiert. Diese ‚bedienen‘ ihrerseits die schon angesprochenen kommunikativ-funktionell variablen Kommunikationsbedingungen und -kontexte. Alle diese *Sprachregeln* und *Sprachnormen* müssen innerhalb des durch das Sprechen universell vorgegebenen Rahmens als *historisch kontingent* betrachtet werden.

Es ist also diese Ebene, auf der historische Formen der sprachlichen Verschiedenheit manifest werden können; im Unterschied zur universellen Ebene interessiert auf der historischen Ebene nämlich gerade, *wann, wo, wie* und *in welcher Form* Sprachliches *historisch* Gestalt annimmt – und dies impliziert auch die nur durch eine Berücksichtigung konkreter Diskurse lösbare Frage, *wie* unterschiedliche historische Sprachgestalten in Texten entstehen und sich verbreiten. Denn die sprachlichen Techniken stehen, gewissermaßen als eine ‚höhere‘ Wirklichkeit, hinter den Diskursen, als solche können sie dem Linguisten im aktuellen Diskurs oder Text grundsätzlich nie direkt und unvermittelt entgegentreten<sup>35</sup>.

Wichtig ist die Tatsache, daß die Differenzqualitäten dieser Techniken und Prozeduren, die wir als *Sprachvariation* und *Sprachverschiedenheit* bezeichnet haben, eigentlich zusammengehören. Gerade wenn man die Schwierigkeiten einer Abgrenzung von Sprachen untereinander und die von Sprachen und Dialekten usw. ernst nimmt, wird die *Dialektik von Sprachverschiedenheit und Sprachvariation* besonders deutlich: Es handelt sich nämlich um ein ‚innen-‘ und ‚außen-‘perspektivisches, zusätzlich noch *hierarchiestufenbezogenes Verhältnis*. Dies leuchtet unmittelbar ein, wenn man beachtet, daß auf der historischen Ebene der sprachlichen Techniken ganz unterschiedliche Fokussierungen notwendig sind, und wenn man sieht, wie gestaffelt hierbei Konzepte und Regeltypen angesetzt werden müssen. Methodologisch entscheidend ist jedoch, daß im Unterschied zur *Sprachvariation*, die immer eine funktional-pragmatische Sicht von Sprachlichem impliziert, und das heißt letztlich auf ein Sprecherbewußtsein bezogen bleibt<sup>36</sup>, *Sprachverschiedenheit* sich allein durch vom Betrachter (beliebig) gewählte Differenzquali-

<sup>34</sup> Vgl. vor allem Koch (1997a); vgl. auch Raible (1980).

<sup>35</sup> Dies wird besonders klar herausgearbeitet in Stark (2003); vgl. auch Selig (1992); Jacob (1994) und Jacob, Kabatek (2001).

<sup>36</sup> Die Bedeutung der Tatsache, daß die Einzelsprache für die Sprachvariation die höchste Hierarchieebene konstituiert, wird in Oesterreicher (2001a) ausführlich diskutiert. Zur Sprachvariation und zur sog. Varietätenlinguistik vgl. Koch, Oesterreicher (1990; 1994); Oesterreicher (2001a) 1563–1570. – Vgl. auch Halliday (1978; 1985); Biber (1988; 1995).

täten konstituiert. Völlig legitim sind in diesem letzten Bereich nämlich synchrone und diachronische Fragen nach individuell-idiolektalen, nach varietätenbezogenen, *standardsprachlichen*, *kontrastiv-linguistischen*, *sprachvergleichenden* und *kontaktinguistischen*, sprachgruppenbezogenen und eben auch typologischen Regularitäten, die jeweils ihre unverwechselbaren Fragehorizonte besitzen und durch spezifische Fragestellungen weiter aufgefächert werden können<sup>37</sup>. Dementsprechend ist die Sprachtypologie die hierarchiestufenhöchste Ausprägung der Untersuchung von Sprachverschiedenheit.

Zu betonen ist an dieser Stelle die Tatsache, daß es sich bei diesem auf historische Sprachtechniken bezogenen Forschungsbereich von Sprachvariation und Sprachverschiedenheit gewissermaßen um das *Herzstück der Sprachwissenschaft* handelt: Es gibt nämlich *keine* andere wissenschaftliche Disziplin, deren Erkenntnisziel die Analyse und Beschreibung von Sprachen und Varietäten als historischen Techniken wäre; als genuin sprachwissenschaftliche Gegenstände des Forschens, *als linguistische Formalobjekte*, *gehören* diese damit *allein der Sprachwissenschaft*.



7.2. *Traditionen des Sprechens* als einzelne Sprachgemeinschaften transzendierende, nicht mehr rein einzelsprachlich zu fassende Diskursmuster sind ebenfalls der historischen Ebene der Betrachtung zuzuordnen. Sie werden hier ‚Diskurstraditionen‘ genannt. Die diskurstraditionelle Perspektivierung impliziert die Beschäftigung mit sprachlichen Aspekten von Textsorten, Gattungen, Stilen, rhetorischen Genera, Gesprächsformen, historischen Ausformungen von Sprechakten usw., denen als wiederholbaren kommunikativen Handlungsschemata und Diskursmustern eigene Normen und Regeln des Sprachgebrauchs zugeordnet werden können, die wir *Diskursregeln* nennen<sup>38</sup>.

Zu betonen ist, daß diese historischen Traditionen des Sprechens von vornherein *kommunikativ-konzeptionell* geprägt sind, also durch bestimmte Konfigurationen von Kommunikationsbedingungen und entsprechenden Verbalisierungsstrategien determiniert werden, die auch das Wesen der Sprachvariation bestimmen. Dadurch ist Diskurstraditionen je schon ein konzeptionelles Profil eingeschrieben, das ganz bestimmten pragmatischen und verbalisierungsbezogenen Funktionskomplexen entspricht. Wenn wir einzelne Gattungen und Textsorten betrachten, ist außerdem deutlich, daß diese Profile für einzelne Diskurstraditionen intern keineswegs einheitlich sind, sondern ‚binnendiskursiv‘ durchaus Formen der sprachlichen und argumentativen Varianz einfordern können: Diskurstypen sind in diesem Sinne häufig konstitutiv ‚komposit‘, das heißt, in ihnen werden

<sup>37</sup> Vgl. hierzu Oesterreicher (2001a) 1570–1576 (mit zahlreichen Literaturhinweisen).

<sup>38</sup> Vgl. Koch (1988; 1997a). – Zu diskursanalytischen und textpragmatischen Fragen vgl. Brown, Yule (1983); Caron (1983); Maingueneau (1987); Henne, Rehbock (1995).

gegebenenfalls regelmäßig etwa expositorische, argumentative, narrative und andere Diskursteile kombiniert<sup>39</sup>.

Faszinierende Probleme ergeben sich einerseits bei einer Betrachtung von Diskurstraditionen als Kristallisationen von kommunikativen Parameterwerten mit den jeweils erforderlichen Sprechleistungen, auch ihres Erwerbs, sowie andererseits durch die Beschreibung ihrer Entstehung, ihres Wandels durch Ausdifferenzierung, Mischung und Konvergenz, ihrer Verbreitung und ihres Absterbens<sup>40</sup> – Prozesse, die selbstverständlich allein unter Bezugnahme auf konkrete, historisch verortete Texte und Diskurse nachgezeichnet werden können.

Diskurstraditionen, die ihren spezifischen ‚Sitz im Leben‘ haben und damit auch die unterschiedlichsten semiotischen Modi und Funktionszusammenhänge zu aktualisieren vermögen, sind – im Unterschied zu den Sprachregeln und Sprachtechniken – logischerweise nicht mehr allein sprachlicher Natur<sup>41</sup>. Entsprechend sind sie – wie schon die Aspekte der Sprechfähigkeit und die des aktuellen Diskurses/Texts – als ‚nur‘ sprachbezogen zu charakterisieren. Naturgemäß kommt daher auch bei diskurstraditionellen Fragestellungen einer Kooperation der Linguistik mit anderen Disziplinen größte Bedeutung zu, in diesem Falle etwa mit Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte, mit Theologie, Rhetorik, Musikologie, Kunstgeschichte, Diplomatie, Rechtswissenschaft, Geschichtswissenschaft, Rechts- und Kirchengeschichte usw.; diese Disziplinen sind ja spezialisiert auf die Untersuchung der in den verschiedensten Bereichen der Gesellschaft funktionierenden Textsorten und Gattungstraditionen.

\*

7.3. Abschließend sei ausdrücklich nochmals auf den fundamentalen Zusammenhang hingewiesen, der zwischen Diskurstraditionen als historischen Formen der kommunikativen Wirklichkeitsbewältigung und Sinngebung einerseits und bestimmten Varietäten als einzelsprachlich gegebenen Techniken des Sprechens andererseits besteht<sup>42</sup>. Affinitäten zwischen Diskurstraditionen und sprachlichen Varietäten müssen gerade auch auf der historischen Ebene der Sprachbetrachtung zu einer möglichst engen Zusammenarbeit von Textsortenlinguistik und Varietätenlinguistik führen<sup>43</sup>, wobei – nicht allein für die diachronische Sprachwissenschaft – das dornige Problem darin besteht, daß der Varietätenraum einer historischen Sprache *im Prinzip* allein durch die Erfassung aller möglichen Diskurstraditionen und der entsprechenden Äußerungstypen korrekt beschreibbar ist.

Um die linguistische Relevanz des skizzierten Problemkomplexes weiter zu verdeutlichen, seien noch Forschungsbereiche in Erinnerung gerufen, die ebenfalls in der skizzierten Perspektive zu analysieren und zu beschreiben sind: Dis-

<sup>39</sup> Vgl. *Stempel* (1972).

<sup>40</sup> Vgl. *Koch* (1997a).

<sup>41</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang die Begriffe „kommunikative Gattung“ und „kommunikativer Haushalt“ (einer Gesellschaft) in *Luckmann* (1997).

<sup>42</sup> Vgl. *Oesterreicher* (1997; 2001a; 2001b).

<sup>43</sup> Vgl. besonders *Schmidt-Riese* (1997); *Steger* (1998); *Oesterreicher, Stoll, Wesch* (1998).

kurstraditionelle Parameter und Kanäle sind nicht allein für einzelsprachliche *Ausbauprozesse*<sup>44</sup> und *kontaktlinguistische Szenarien*<sup>45</sup> entscheidend, es ist – und dies wird in der Regel nicht gesehen – nämlich kaum möglich, *Lexikalisierungs-* und *Grammatikalisierungsprozesse*, ja *Sprachwandelprozesse* überhaupt korrekt zu konzeptualisieren, wenn auf der historischen Betrachtungsebene die Diskurs-traditionen und ihre sprachlich relevanten Gesetzmäßigkeiten ausgeklammert werden<sup>46</sup>. In diesem Sinne kann man eine These formulieren, die nach meiner Einschätzung – und dies soll im letzten Abschnitt noch verdeutlicht werden – für die Zukunft der Linguistik entscheidend werden wird: *Eine diskurstraditionell fundierte Varietätenlinguistik – sei diese nun diachronisch oder synchronisch ausgerichtet – stellt deshalb den Kernbereich einer modernen Sprachwissenschaft dar, weil sie allein die universell-sprechfähigkeitsbezogenen und aktuell-diskursbezogenen Forschungsbemühungen zu binden vermag, und das heißt, Anschlußflächen für die genannten Fragestellungen im Rahmen der Sprachwissenschaft bieten kann*<sup>47</sup>.

## 8. Sprachwissenschaft und Wissenschaften von der Sprache

Zum Abschluß der skizzierten Überlegungen soll noch kurz die oben angedeutete, brisante wissenschaftssystematische und wissenschaftsgeschichtliche Problematik angesprochen werden. Es versteht sich nach unserem sprachtheoretischen Einsatz wohl von selbst, daß die hier verhandelten, analytisch geschiedenen Aspekte des Sprachlichen nicht im Sinne einer ‚Auflösung‘ des Phänomens Sprache verstanden werden dürfen. Innerhalb der skizzierten Gesamtperspektivierung sollte das zentrale Erkenntnisinteresse der Linguistik innerhalb der vielfältigen Forschungsbemühungen um Sprachliches verdeutlicht werden, ebenso ihre interdisziplinären Anschlußflächen und ihre Stimme im Konzert einer umfassend konzipierten Sprachforschung.

In der letzten Zeit können wir nun aber eine ganz erstaunliche Entwicklung beobachten, die mit der besprochenen Thematik zentral verknüpft ist und die seit der Begründung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts die wohl größte Herausforderung für die Existenz der Linguistik als Disziplin darstellt. Ich spreche vom massiven Auszug von Teilen der linguistischen Forschung aus dem historischen Zentralbereich sprachwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses. Paradoxerweise haben Forschungsbemühungen auf

<sup>44</sup> Vgl. dazu Kloss (1978); auch Koch, Oesterreicher (1994) 589–600. – Vgl. in diesem Zusammenhang auch die sog. Plurizentrik von Sprachen; vgl. Heger (1989b); Oesterreicher (2001c).

<sup>45</sup> Vgl. die Literaturhinweise in Anmerkung 20; vgl. zusätzlich Lüdtke (1988) und Ludwig (1996).

<sup>46</sup> Derartige Fragestellungen berücksichtigen – in durchaus unterschiedlicher Akzentuierung – Selig (1992); Jacob (1994); vor allem Stark (2003); vgl. auch Baldinger (1993).

<sup>47</sup> Vgl. Oesterreicher (2001a, 2001b; 2003); in Grundzügen schon Schlieben-Lange (1983); Steger (1998).

der *universellen* und der *aktuellen* Ebene der Sprache zur Zeit gerade mit solchen Themen Hochkonjunktur, die an sich historisch konfigurierte Gegenstände und historisch gerichtete Fragen betreffen. Diese Feststellung ist natürlich kein Vorwurf an die Adresse qualifizierter diachronischer Diskursanalysen in pragmatischer Absicht<sup>48</sup> oder an die der attraktiven und ertragreichen Forschungsfelder einer typologisch und universalistisch orientierten Modellierung von Sprachwandelprozessen<sup>49</sup>. Diese Forschungsrichtungen sind sprachtheoretisch und wissenschaftssystematisch notwendig. Andererseits muß man aber klar sehen, daß vor allem die Sprachtypologie und die sogenannte empirische Universalienforschung<sup>50</sup> – als besonders prestigeträchtige und einflußreiche Forschungsrichtungen – eben nicht unschuldig sind an der die Synchronie und die Diachronie gleichermaßen betreffenden systematischen Schwächung und Abwertung des Historischen, der historischen Konkretion in der aktuellen Sprachwissenschaft. Und dies einfach deshalb, weil diese Richtungen es versäumt haben, ihre aus ganz bestimmten Partialisierungen beziehungsweise aus höchst komplexen Abstraktionsprozessen von historischen Sprachtechniken resultierenden Standorte sprachtheoretisch, methodologisch und wissenschaftssystematisch zu reflektieren, also diejenigen Fragestellungen herauszuarbeiten und zu valorisieren, bei denen ihre Forschungen mit der historischen Ebene und ihren Problemkomplexen unvermeidlich in Kontakt stehen.

Gerade diejenigen Forschungsrichtungen, die neben den wichtigen soziolinguistischen Ansätzen<sup>51</sup> die deutlichsten Anschlußflächen zur konkreten Historizität der Sprache und des Sprachlichen aufweisen, also etwa die aktuelle Grammatikalisierungs- und Reanalyse-Forschung<sup>52</sup> oder die noch immer heiß diskutierten Sprachwandeltheorien<sup>53</sup>, sind inzwischen aus dem historischen Kernbereich der Sprachwissenschaft ‚ausgewandert‘: Sie haben ihre Herkunft und die sie fundierenden Zusammenhänge ‚erfolgreich‘ verdrängt<sup>54</sup>. Davon zeugen nicht nur die von diesen Richtungen teilweise akzeptierten Leitwissenschaften Biologie, Kybernetik und Kognitionswissenschaften – bezeichnenderweise erscheinen letztere inzwischen häufig sogar schon im Singular als ‚Kognitionswissenschaft‘<sup>55</sup>.

<sup>48</sup> Vgl. etwa Jucker, Fritz, Lebsanft (1999).

<sup>49</sup> Vgl. Beiträge in Haspelmath u. a. (2001) Kap. XV; Beiträge in Blank, Koch (1999).

<sup>50</sup> Vgl. etwa Greenberg (1966); Comrie (1981); Bossong (1982); Heger (1989a); Croft (1990); Raible (2001); Jacob (2002).

<sup>51</sup> Vgl. Beiträge in Ammon, Dittmar, Mattheier (1987/88); vgl. auch Labov (1975; 1994); Campbell (1998).

<sup>52</sup> Zu Grammatikalisierung und Reanalyse vgl. Meillet (1912); Lehmann (1985; 1995); Traugott (1988; 1995; 1999); Traugott, König (1991); Heine u. a. (1991); Hopper, Traugott (1993); Diewald (1997); Waltereit (1998; 1999); Beiträge in Lang, Neumann-Holzschuh (1999); Detges (2001). – Vgl. auch Giacalone Ramat, Hopper (1998).

<sup>53</sup> Vgl. Lüdtke (1980a und b; 1999a und b); Keller (1994; 1999). – Zu den kognitiven Grundlagen vgl. auch Langacker (1991); vor allem Raible (1996a und b). – Vgl. Oesterreicher (2001a) 1576–1585 und Oesterreicher (2001b); vgl. auch McMahon (1994).

<sup>54</sup> Vgl. Oesterreicher (2001a); vgl. auch Leiss (1998).

<sup>55</sup> Vgl. etwa Strube u. a. (1996).



Das heißt aber, die genannten Forschungsrichtungen, deren Anliegen es *auch* sein müßte, die universalistische Fundamentierung von sprachlichen Veränderungsprozessen in die Betrachtung der historischen Formen des Sprachwandels zu überführen und konkrete Diskurse im Blick auf die Entstehung historischer sprachlicher Regeln und Normen fruchtbar zu machen, zeigen sich an wirklich historischen Fragestellungen uninteressiert; beide begnügen sich leichtfertig und unreflektiert mit *Surrogaten* der Historizität des Sprachlichen<sup>56</sup>.

Die angedeutete Abwendung von der Geschichtlichkeit der Sprache und der Sprachen ist vor allem auch deshalb inakzeptabel, weil die skizzierten Forschungsrichtungen, die alle ihre relative Berechtigung haben, sich bezüglich ihres theoretischen Status dezisionistisch abschirmen, diesen also weder wissenschaftstheoretisch und wissenschaftssystematisch noch auch sprachtheoretisch in Frage stellen lassen<sup>57</sup>. An dieser Stelle müßte aus sprachtheoretischen Gründen nämlich für eine Behandlung des Sprachwandels *das Verhältnis von Sprachvariation und Sprachverschiedenheit ins Zentrum einer methodologischen Auseinandersetzung rücken* – was die genannten Forschungsrichtungen perhorreszieren. Bei dieser Sachlage ist es fast unvermeidlich, daß dann andere theoretische Positionen und historische Forschungen und deren Interessenorientierungen nicht mehr wahrgenommen werden, daß letztere – wenn sie überhaupt Erwähnung finden – in dogmatischer Überheblichkeit mit einem Zerrbild der traditionellen diachronischen Forschung identifiziert werden.

Es ist nicht ganz falsch, in diesem Zusammenhang von einem – ich will hier ein hartes Wort gebrauchen – *Erkenntnisverzicht* im Bereich zentraler linguistischer Forschungsziele zu sprechen. Und dieser Vorwurf ist keine wohlfeile Wissenschafts- oder Kulturkritik. Denn von den kritisierten Forschungsansätzen werden die Problemstellungen historischen Forschens *und* die Prinzipien historischen Denkens gleichermaßen unreflektiert beiseite geschoben. Wohlgemerkt, es geht dabei nicht um die heutige *Form der Disziplin Sprachwissenschaft*, also diejenige, die wir seit langem kennen. Sie ist als historisches Phänomen selbst dem Wandel unterworfen, und es ist sicher nicht unmöglich, die Sprachbetrachtung im Sinne des französischen Begriffs der *sciences du langage*<sup>58</sup>, also einer *umfassenden Sprachforschung*, zu transformieren. Eindrucksvoll begründet Sylvain Auroux in einer wissens- und wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive die Möglichkeit einer solchen disziplinären Veränderung:

„Toute connaissance est une réalité historique, son mode d'existence réel n'est pas l'a-temporalité idéale de l'ordre logique du déploiement du vrai, mais la temporalité ramifiée de la constitution au jour le jour du savoir. Parce qu'il est limité, l'acte de savoir possède par définition une épaisseur temporelle, un horizon de rétrospection [...], aussi bien qu'un horizon de projection. Le savoir (les instances qui le mettent en œuvre) ne détruit pas son passé comme on le croit souvent à tort, il l'organise, le choisit, l'oublie, l'imagine ou l'idéalise, de même façon

<sup>56</sup> Vgl. Oesterreicher (2001a).

<sup>57</sup> Dieser Dezisionismus ist Zeichen eines latenten, nicht eingestandenen Positivismus; vgl. Oesterreicher (1979) Kap. 1.

<sup>58</sup> Vgl. Auroux u.a. (2000).

qu'il anticipe son avenir en le rêvant tandis qu'il le construit. Sans mémoire et sans projet, il n'y a tout simplement pas de savoir.

[...] On a vu paraître, depuis quelques années, des ouvrages solides et d'orientation globalisante [...] Ils partagent tous le même préjugé de vouloir faire l'histoire de la *linguistique conçue comme une science*, c'est-à-dire comme une forme de savoir dont l'organisation et les propriétés formelles seraient stables [...] Durant ces vingt dernières années, non seulement notre information historique s'est considérablement accrue, mais notre point de vue sur ce qu'est ou n'est pas une science du langage a évolué. Il faut en particulier se rendre à l'évidence, la *linguistique*, qui tient son nom d'un néologisme allemand (1777) réutilisé par J.-S. Vater en 1808 et adapté en français en 1812 [...], est une forme de savoir et de pratique théorique née au XIX<sup>e</sup> siècle dans un contexte déterminé, possédant des objets déterminés (l'apparementement génétique des langues, l'explication historique, les langues en elles-mêmes et pour elles-mêmes). Il s'agit donc d'une forme de structuration du savoir éminemment transitoire, qui est probablement en train de disparaître sous nos yeux." (Auroux 1989, 13–14)

Auch François Rastier sieht, als Resultat der Forschungsausrichtung im Bereich der Computerwissenschaften, der Künstlichen Intelligenz usw., die Einheit der Linguistik, in der bisher universalistische und aktuelle Fragen vom durch die historische Ebene konstituierten ‚paradigmatischen Kern‘ noch gebunden werden können, als durchaus prekär an. Wenn sich die angedeuteten Trends fortsetzen sollten und eine im Historischen zentrierte, zur universell-sprechfähigkeitsbezogenen und aktuell-diskursiven Ebene hin offene Linguistik keinen Wert mehr darstellen sollte, könnte sich nämlich folgendes Szenario ergeben:

„[...] si la scission de fait entre la linguistique universelle (qui traite du langage), et la linguistique générale (qui prend pour objet les langues) venait à se consommer, y compris dans le domaine académique, la seconde, exclue de fait du *champ des sciences cognitives*, trouvera sa place dans une *sémiotique générale des cultures*. Elle pourrait articuler les sciences sociales et les sciences cognitives en faisant la part des facteurs culturels dans la cognition. C'est là une question d'avenir, autant pour les sciences sociales que pour les sciences cognitives elles-mêmes.“ (Rastier 2001a, 83–84)

Doch auch für diesen Fall einer ‚Auflösung‘ der Disziplin ‚Sprachwissenschaft‘ gilt es darauf zu bestehen und sicherzustellen, daß auch in einem dann entstehenden, institutionell und forschungsstrategisch neu ausgerichteten Disziplinenverbund die Berechtigung historischen Fragens und die Wichtigkeit genuin historischer Erkenntnis *neben* anderen Forschungsinteressen gewahrt bleibt – und dies nicht aus Nostalgie oder Wissenschaftskonservatismus, sondern weil Gegenstandskonstitution und Seinsweise des Phänomens ‚menschliche Sprache‘, also die Geschichtlichkeit der Sprache, es fordern.

## Literaturhinweise:

- Albrecht, Jörn, Lüdtke, Jens, Thun, Harald (Hrsg.) (1988), *Energeia und Ergon. Sprachliche Variation, Sprachgeschichte, Sprachtypologie*. *Studia in honorem Eugenio Coseriu*, 3 Bde. (Tübingen)
- Ammon, Ulrich, Dittmar, Norbert, Mattheier, Klaus J. (Hrsg.) (1987/1988), *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society/Ein*

- internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft, 2 Bde. (HSK 3.1 und 3.2, Berlin, New York)
- Arens, Hans (<sup>2</sup>1969), Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart (Orbis Academicus I/6, Freiburg, München)
- Auroux, Sylvain (1989), Introduction, in: *ders.* (Hrsg.) (1989) 13–37
- Auroux, Sylvain (Hrsg.) (1989, 1992, 2000), Histoire des idées linguistiques, 3 Bde. (Philosophie et langage, Liège, Sprimont)
- Auroux, Sylvain, Koerner, E.F.K., Nedrebe, Hans-Josef, Versteegh, Kees (Hrsg.) (2000), History of the Language Sciences/Geschichte der Sprachwissenschaften/Histoire des sciences du langage. An International Handbook on the Evolution of the Study of Language from the Beginnings to the Present/Ein internationales Handbuch zur Entwicklung der Sprachforschung von den Anfängen bis zur Gegenwart/Manuel international sur l'évolution de l'étude du langage des origines à nos jours, Bd. 1 (HSK 18.1, Berlin, New York)
- Baldinger, Kurt (1993), Ist die unsichtbare Hand wirklich unsichtbar? Kritische Betrachtungen zum Bedeutungswandel, in: Schmidt-Radefeldt, Harder (Hrsg.) (1993) 1–8
- Besch, Werner, Reichmann, Oskar, Sonderegger, Stefan (Hrsg.) (1984), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Bd. 1 (HSK 2.1, Berlin, New York)
- Besch, Werner, Betten, Anne, Reichmann, Oskar, Sonderegger, Stefan (Hrsg.) (<sup>2</sup>1998), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Bd. 1 (HSK 2.1, Berlin, New York)
- Biber, Douglas (1988), Variation across Speech and Writing (Cambridge)
- Biber, Douglas (1995), Dimensions of register variation: a cross-linguistic comparison (Cambridge)
- Blank, Andreas (1997), Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie 285, Tübingen)
- Blank, Andreas, Koch, Peter (Hrsg.) (1999), Historical Semantics and Cognition (Cognitive Linguistics Research 13, Berlin, New York)
- Böhmer, Heiner (2001), Künstliche Sprachen und Universalsprachen, in: Haspelmath u. a. (Hrsg.) (2001) Bd. 1, 85–94
- Bosson, Georg (1982), Historische Sprachwissenschaft und empirische Universalienforschung, in: Romanistisches Jahrbuch 33 (1982) 17–51
- Brekle, Herbert (1989), La linguistique populaire, in: Auroux (Hrsg.) (1989) 39–44
- Brown, Gillian, Yule, George (1983), Discourse Analysis (Cambridge Textbooks in Linguistics, Cambridge)
- Campbell, Lyle (1998), Historical Linguistics. An Introduction (Edinburgh)
- Carapezza, Marco, Gambarara, Daniele, Lo Piparo, Franco (Hrsg.) (1997), Linguaggio e cognizione. Atti del XXVIII Congresso della Società di linguistica italiana. Palermo, 27–29 ottobre 1994 (Società di Linguistica Italiana 37, Rom)
- Caron, Jean (1983), Les régulations du discours. Psycholinguistique et pragmatique du langage (Paris)
- Cherubim, Dieter (Hrsg.) (1975), Sprachwandel. Reader zur diachronischen Sprachwissenschaft (Berlin, New York)
- Comrie, Bernard (1981), Language universals and linguistic typology (Oxford)
- Condillac, Etienne Bonnot de (1746/1947), Essai sur l'origine des connoissances humaines, in: *ders.*, Œuvres philosophiques de Condillac. Texte établi et présenté par Georges Le Roy, Bd. 1 (Corpus général des philosophes français, tome XXXIII, Paris)
- Condillac, Etienne Bonnot de (1973), Essai sur l'origine des connoissances humaines. Texte établi et annoté par Charles Porset. Précédé de L'archéologie du frivole par Jacques Derida (Auvers-sur-Oise)
- Coseriu, Eugenio (<sup>2</sup>1973), Sincronía, diacronía e historia: el problema del cambio lingüístico (BRI; II, 193, Madrid) (<sup>1</sup>1958 Montevideo: Universidad de Montevideo; deutsche Über-

- setzung: Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels [München 1974])
- Coseriu, Eugenio (1974), *Les universaux linguistiques (et les autres)*, in: *Proceedings of the Eleventh International Congress of Linguists*, Bd. 1 (Bologna) 47–73 (deutsche Übersetzung: Die sprachlichen (und die anderen) Universalien, in: *Schlieben-Lange* [Hrsg.] 1975) 127–161)
- Coseriu, Eugenio (1980), *Vom Primat der Geschichte*, in: *Sprachwissenschaft* 5 (1980) 25–145
- Coseriu, Eugenio (1983): *Linguistic change does not exist*, in: *Linguistica nuova ed antica. Rivista di linguistica classica medievale e moderna* (Galatina Congedo Editore) 1 (1983) 51–63
- Coseriu, Eugenio (1988), ‚Historische Sprache‘ und ‚Dialekt‘ (1980), in: *Albrecht* u. a. (Hrsg.) (1988) Bd. 1, 45–61
- Coseriu, Eugenio (1994), *Textlinguistik. Eine Einführung* (UTB 1808, Tübingen, Basel)
- Croft, William (1990), *Typology and universals* (Cambridge Textbooks in Linguistics, Cambridge etc.)
- Detges, Ulrich (1999), *Wie entsteht Grammatik? Kognitive und pragmatische Determinanten der Grammatikalisierung von Tempusmarkern*, in: *Lang, Neumann-Holzschub* (Hrsg.) (1999) 31–52
- Detges, Ulrich (2001): *Grammatikalisierung. Eine kognitiv-pragmatische Theorie, dargestellt am Beispiel romanischer und anderer Sprachen*, unveröffentlichte Habilitationsschrift (Tübingen)
- Diewald, Gabriele (1997), *Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen* (Tübingen)
- Droixhe, Daniel (1978), *La linguistique et l'appel de l'histoire (1600–1800). Rationalisme et révolutions positivistes* (Langue et Cultures 10, Genève)
- Dux, Günter (1999), *Logik der Weltbilder. Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte* (Frankfurt a.M.)
- Dux, Günter (2003), *Strukturen der Zeit – Zeit der Handlung, Zeit des Systems, Zeit der Geschichte*, in: *Kablitz* u. a. (Hrsg.) (2003) 13–38
- Eco, Umberto (1997), *Die Suche nach der vollkommenen Sprache* (München)
- Ehler, Christine, Schaefer, Ursula (Hrsg.) (1998), *Verschriftung und Verschriftlichung. Aspekte des Medienwechsels in verschiedenen Kulturen und Epochen* (ScriptOra 94, Tübingen)
- Ehlich, Konrad (1991), *Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse – Ziele und Verfahren*, in: *Flader, Dieter* (Hrsg.), *Verbale Kommunikation. Studien zur Empirie und Methodologie der Pragmatik* (Stuttgart) 127–143
- Fisiak, Jacek (Hrsg.) (1995), *Linguistic Change under Contact Conditions* (Berlin, New York)
- Formigari, Lia (1977), *La logica del pensiero vivente. Il linguaggio nella filosofia della Romanistik* (Bari)
- Formigari, Lia (2000a), *Il linguaggio. Storia delle teorie* (Manuali Laterza 153, Roma, Bari)
- Formigari, Lia (2001b), *Theories of language in the European Enlightenment*, in: *Haspel-math* u. a. (Hrsg.) (2001) Bd. 1, 222–233
- Foucault, Michel (1966), *Les mots et les choses* (Paris)
- Frank, Barbara, Haye, Thomas, Tophinke, Doris (Hrsg.) (1997), *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit* (ScriptOra 99, Tübingen)
- Gadamer, Hans-Georg (1986), *Geschichtlichkeit*, in: *Galling, Kurt* u. a. (Hrsg.), *Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*, 2 Bde. (Tübingen) 1496–1498
- Gauger, Hans-Martin (1995), *Über Sprache und Stil* (Beck'sche Reihe 1107, München)
- Gauger, Hans-Martin, Oesterreicher, Wulf, Windisch, Rudolf (1981), *Einführung in die romanische Sprachwissenschaft* (Die Romanistik. Einführung in Gegenstand, Methoden und Ergebnisse ihrer Teildisziplinen, Darmstadt)

- Gehlen, Arnold (<sup>1</sup>1971), *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt* (Frankfurt a.M.)
- Giacalone Ramat, Anna, Hopper, Paul J. (Hrsg.) (1998), *The Limits of Grammaticalization* (Amsterdam, New York)
- Graumann, Carl F. (1966), Bewußtsein und Bewußtheit. Probleme und Befunde der psychologischen Bewußtseinsforschung, in: *ders.* (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie*, Bd. 1.1 (Göttingen) 79–127
- Graumann, Carl F. (1972), Interaktion und Kommunikation, in: *ders.* (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie*, Bd. 7.2 (Göttingen) 1109–1262
- Greenberg, Joseph H. (<sup>2</sup>1966), Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements, in: *ders.* (Hrsg.), *Universals of Language* (Cambridge, MA) 73–113
- Günther, Hartmut, Ludwig, Otto (Hrsg.) (1994), *Schrift und Schriftlichkeit/Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung/An Interdisciplinary Handbook of International Research* (HSK 10.1, Berlin, New York)
- Hagege, Claude (1982), *La structure des langues* (Paris)
- Halliday, Michael A.K. (1978), *Language as social semiotic: the social interpretation of language and meaning* (London)
- Halliday, Michael A.K. (1985), *Spoken and Written Language* (Geelong)
- Haspelmath, Martin, König, Ekkehard, Oesterreicher, Wulf, Raible, Wolfgang (Hrsg.) (2001), *Language Typology and Language Universals/Sprachtypologie und sprachliche Universalien/La typologie des langues et les universaux linguistiques. An International Handbook/Ein internationales Handbuch/Manuel international*, 2 Bde. (HSK 20.1/2, Berlin, New York)
- Heeschen, Volker (im Druck), *Semiotische Aspekte der Ethnologie: Ethnosemiotik*, in: Posner (Hrsg.) (im Druck)
- Heger, Klaus (1989a), Grundsätzliche Überlegungen zum Thema ‚Romanistik, Sprachtypologie und Universalienforschung‘, in: Raible (Hrsg.) (1989) 263–270
- Heger, Klaus (1989b), Zur plurizentrischen Sprachkultur, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 17 (1989) 226–228
- Heine, Bernd, Claudi, Ulrike, Hünnemeyer, Friederike (1991), *Grammaticalization. A Conceptual Framework* (Chicago, London)
- Henne, Helmut, Rehbock, Helmut (<sup>3</sup>1995), *Einführung in die Gesprächsanalyse* (Berlin, New York)
- Hopper, Paul, Traugott, Elizabeth Closs (1993), *Grammaticalization* (Cambridge)
- Jacob, Daniel (1994), Die Auxiliarisierung von *habere* und die Entstehung des romanischen periphrastischen Perfekts, dargestellt an der Entwicklung vom Latein zum Spanischen (unveröffentlichte Habilitationsschrift, Freiburg i.Br.)
- Jacob, Daniel (2002), Prinzipien der Typologie und der sprachinternen Klassifikation der romanischen Sprachen, in: Ernst, Gerhard u.a. (Hrsg.), *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen und ihrer Erforschung* (Berlin, New York, im Druck)
- Jacob, Daniel, Kabatek, Johannes (Hrsg.) (2001), *Lengua medieval y tradiciones discursivas en la Península Ibérica. Descripción gramatical – pragmática histórica – metodología* (Linguística Iberoamericana 12, Frankfurt a.M., Madrid)
- Jäger, Ludwig (1998), Das Verhältnis von Synchronie und Diachronie in der Sprachgeschichtsforschung, in: Besch u.a. (Hrsg.) (<sup>2</sup>1998) 816–824
- Jucker, Andreas H., Fritz, Gerd, Lebsanft, Franz (Hrsg.) (1999), *Historical Dialogue Analysis (Pragmatics & Beyond; New Series 66)*, Amsterdam, Philadelphia
- Kablitz, Andreas, Neumann, Gerhard (Hrsg.) (1998), *Mimesis und Simulation* (Rombach Litterae 52, Freiburg i.Br.)
- Kablitz, Andreas, Oesterreicher, Wulf, Warning, Rainer (Hrsg.) (2003), *Zeit und Text. Philosophische, kulturanthropologische, literaturhistorische und linguistische Beiträge* (München)

- Keller, Rudi (1994), Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache (Tübingen)
- Keller, Rudi (1999), Gibt es funktionale Erklärungen von Sprachwandel?, in: *Kanngießer, Siegfried, Vogel, Petra M.* (Hrsg.), *Elemente des Sprachwandels* (Opladen, Wiesbaden) 36–47
- Kloss, Heinz (1978), Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800 (Düsseldorf)
- Knoop, Ulrich (1975), Die Historizität der Sprache, in: *Schlieben-Lange* (Hrsg.) (1975) 165–187
- Koch, Peter (1988), Norm und Sprache, in: *Albrecht u.a.* (Hrsg.) (1988) 327–354
- Koch, Peter (1997a), Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik, in: *Frank, Haye, Tophinke* (Hrsg.) (1997) 43–79
- Koch, Peter (1997b), La diacronia quale campo empirico della semantica cognitiva, in: *Carapezza u.a.* (Hrsg.) (1997) 225–246
- Koch, Peter (1997 c), Orality in literate cultures, in: *Pontecorvo* (Hrsg.), *Writing Development. An Interdisciplinary View* (Studies in Written Language and Literacy 6, Amsterdam, Philadelphia) 149–171
- Koch, Peter, Oesterreicher, Wulf (1990), Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch (Tübingen)
- Koch, Peter, Oesterreicher, Wulf (1994), Schriftlichkeit und Sprache, in: *Gunter, Ludwig* (Hrsg.) (1994) Bd. 1, 587–604
- Koch, Peter, Oesterreicher, Wulf (1996), Sprachwandel und expressive Mündlichkeit, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 102 (1996) 64–96
- Körner, Karl-Hermann (1987), Korrelative Sprachtypologie. Die zwei Typen romanischer Syntax (Stuttgart)
- Koselleck, Reinhart (1992), Geschichte, Historie, in: *Brunner u.a.* (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. I (Stuttgart) 593–717
- Labov, William (1975), Zum Mechanismus des Sprachwandels, in: *Cherubim* (Hrsg.) (1975) 305–334
- Labov, William (1994), *Principles of linguistic change*, Bd. 1, Internal factors (Language in Society 20, Oxford, Cambridge)
- Langacker, Ronald W. (1991), *Concept, Image, and Symbol. The Cognitive Basis of Grammar* (Cognitive Linguistics Research 1, Berlin, New York)
- Lang, Jürgen, Neumann-Holzschuh, Ingrid (1999), Reanalyse und Grammatikalisierung. Zur Einführung in diesen Band, in: *Lang, Neumann-Holzschuh* (Hrsg.) (1999) 1–17
- Lang, Jürgen, Neumann-Holzschuh, Ingrid (Hrsg.) (1999), *Reanalyse und Grammatikalisierung in den romanischen Sprachen* (Linguistische Arbeiten 410, Tübingen)
- Lausberg, Heinrich (1990), *Handbuch der literarischen Rhetorik – eine Grundlegung der Literaturwissenschaft* (Stuttgart)
- Lehmann, Christian (1985), Grammaticalization: synchronic and diachronic change, in: *Lingua e Stile* 20 (1985) 303–318
- Lehmann, Christian (1995), Thoughts on grammaticalization. A programmatic sketch (LINCOS studies in theoretical linguistics 1, München [zuerst akup 48, Köln 1982])
- Leiss, Elisabeth (1998), Über das Interesse der Grammatiktheorie an Sprachwandel und ihr Desinteresse an Sprachgeschichte, in: *ZAS Papers in Linguistics* 13 (1998) 196–211
- LRL = *Holtus, Günter, Metzeltin, Michael, Schmitt, Christian* (Hrsg.) (1990–2001), *Lexikon der romanistischen Linguistik*, VII Bde. (Tübingen)
- Luckmann, Thomas (1980), Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation, in: *Althaus, Hans Peter, Henne, Helmut, Wiegand, Herbert Ernst* (Hrsg.), *Lexikon der germanistischen Linguistik* (Tübingen) 28–41
- Luckmann, Thomas (1997), Allgemeine Überlegungen zu kommunikativen Gattungen, in: *Frank u.a.* (Hrsg.) (1997) 11–17
- Ludwig, Ralph (1996), Kreolsprachen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Zur Syn-

- tax und Pragmatik atlantischer Kreolsprachen auf französischer Basis (ScriptOra 86, Tübingen)
- Lüdtké, Helmut (1980a), Sprachwandel als universales Phänomen, in: *ders.* (Hrsg.) (1980) 1–19
- Lüdtké, Helmut (1980b), Auf dem Weg zu einer Theorie des Sprachwandels, in: *ders.* (Hrsg.) (1980) 182–252
- Lüdtké, Helmut (1999a), Diachronic semantics: towards a unified theory of language change?, in: *Blank, Koch* (Hrsg.) (1999) 49–60
- Lüdtké, Helmut (1999b), Sprache zwischen ‚Chaos‘ und spontaner Ordnung, in: *Stehl* (Hrsg.) (1999) 1–17
- Lüdtké, Helmut (Hrsg.) (1980), Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels (Berlin, New York)
- Lüdtké, Jens (1988), Situations diglossiques, variétés et conscience linguistique, in: *Actes du XVIII<sup>e</sup> Congrès International de Linguistique et de Philologie Romanes*, Bd. 5 (Tübingen) 121–128
- Maingueneau, Dominique (1987), *Nouvelles tendances en analyse du discours* (Langue – linguistique – communication, Paris)
- Mair, Walter N. (1992), Expressivität und Sprachwandel. Studien zur Rolle der ‚Subjektivität‘ in der Entwicklung der romanischen Sprachen (Frankfurt a.M.)
- McMahon, April M.S. (1994), *Understanding language change* (Cambridge)
- Meillet, Antoine (1912), L'évolution des formes grammaticales, in: *ders.* (Hrsg.), *Linguistique historique et linguistique générale* (Paris) 131–148
- Oesterreicher, Wulf (1977), Paradigma und Paradigmawechsel. Thomas S. Kuhn und die Linguistik, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 3 (1977) 241–284
- Oesterreicher, Wulf (1979), Sprachtheorie und Theorie der Sprachwissenschaft (Heidelberg)
- Oesterreicher, Wulf (1983), ‚Historizität‘ und ‚Variation‘ in der Sprachforschung der französischen Aufklärung – auch: ein Beitrag zur Entstehung der Sprachwissenschaft, in: *Cerqughini, Bernard, Gumbrecht, Hans Ulrich* (Hrsg.), *Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Wissenschaftsgeschichte als Innovationsvorgabe* (stw 411, Frankfurt a.M.) 167–205
- Oesterreicher, Wulf (1988), Sprechfähigkeit, Einzelsprache, Diskurs und vier Dimensionen der Sprachvarietät, in: *Albrecht u. a.* (Hrsg.) (1988) Bd. 2, 325–386
- Oesterreicher, Wulf (1995), Die Architektur romanischer Sprachen im Vergleich. Eine Programm-Skizze, in: *Dahmen, Wolfgang u. a.* (Hrsg.), *Konvergenz und Divergenz in den romanischen Sprachen. Romanistisches Kolloquium VIII* (Tübingen) 3–21
- Oesterreicher, Wulf (1996a), Gemeinromanische Tendenzen V: Morphosyntax, in: *LRL*, Bd. II/1, 273–309
- Oesterreicher, Wulf (1996b), Gemeinromanische Tendenzen VI: Syntax, in: *LRL*, Bd. II/1, 309–355
- Oesterreicher, Wulf (1997), Zur Fundierung von Diskurstaditionen, in: *Frank u. a.* (Hrsg.) (1997) 19–41
- Oesterreicher, Wulf (1998a), Grenzen der Arbitrarität. Zum Verhältnis von Laut und Schrift, in: *Kablitz, Neumann* (Hrsg.) (1998) 211–233
- Oesterreicher, Wulf (1998b), *Textzentrierung und Rekontextualisierung*. Zwei Grundprobleme der diachronischen Sprach- und Textforschung, in: *Ehler, Schaefer* (Hrsg.) (1998) 10–39
- Oesterreicher, Wulf (1999), *Ad-hoc-Formulierungen als Herausforderung für Lexikologie und Lexikographie*, in: *Falkner, Wolfgang, Schmid, Hans-Jörg* (Hrsg.), *Words, lexemes, concepts – approaches to the lexicon. Studies in honor of Leonard Lipka* (Tübingen) 69–84
- Oesterreicher, Wulf (2000), L'étude des langues romanes, in: *Auroux* (Hrsg.) (2000) 183–192
- Oesterreicher, Wulf (2001a), Historizität – Sprachvariation, Sprachverschiedenheit, Sprachwandel, in: *Haspelmath u. a.* (Hrsg.) (2001) 1554–1595

- Oesterreicher, Wulf (2001b), Sprachwandel, Varietätenwandel, Sprachgeschichte. Zu einem verdrängten Theoriezusammenhang, in: *Schaefer, Ursula, Spielmann, Edda* (Hrsg.), *Varieties and Consequences of Orality and Literacy/Formen und Folgen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit* Franz H. Bäuml zum 75. Geburtstag (Tübingen) 217–248
- Oesterreicher, Wulf (2001c), Plurizentrische Sprachkultur – Der Varietätenraum des Spanischen, in: *Romanistisches Jahrbuch* 51 (2001) 287–318
- Oesterreicher, Wulf (2003), Zeit – Text – Sprache. Die Zeitlichkeit von Diskursen und der Zeitkern von Sprachregeln, in: *Kablitz u.a.* (Hrsg.) (2003) 57–92
- Oesterreicher, Wulf, Stoll, Eva, Wesch, Andreas (Hrsg.) (1998), *Competencia escrita, tradiciones discursivas y variedades lingüísticas. Aspectos del español europeo y americano en los siglos XVI y XVII* (ScriptOralia 112, Tübingen)
- Orth, Ernst W. (1967), Bedeutung, Sinn, Gegenstand. Studien zur Sprachphilosophie E. Husserls und R. Höningwalds (Bonn)
- Paul, Hermann (<sup>2</sup>1920), *Prinzipien der Sprachgeschichte* (Halle), (<sup>7</sup>1966 Tübingen)
- Plessner, Helmuth (1928), *Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie* (Berlin u.a.)
- Plessner, Helmuth (<sup>2</sup>1972), *Grenzen der Gemeinschaft: eine Kritik des sozialen Radikalismus* (Bonn)
- Polenz, Peter v. (1984), Die Geschichtlichkeit der Sprache und der Geschichtsbegriff der Sprachwissenschaft, in: *Besch u.a.* (Hrsg.) (1984) 1–8
- Posner, Roland (1997, 1998, im Druck), *Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur* (13.1/2/3, Berlin, New York)
- Pusch, Claus D., Raible, Wolfgang (Hrsg.) (2002), *Romanistische Korpuslinguistik, Romance Corpus Linguistics. Korpora und gesprochene Sprache/Corpora and Spoken Language* (ScriptOralia 126, Tübingen)
- Raible, Wolfgang (1980), Was sind Gattungen? Eine Antwort aus semiotischer Sicht, in: *Poetica* 12 (1980) 320–349
- Raible, Wolfgang (1992), *Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration* (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; Philosophisch-Historische Klasse, 1992 2, Heidelberg)
- Raible, Wolfgang (1996a), Kognition und Sprachwandel, in: *Akademie-Journal* 1 (Heidelberg 1996) 38–43.
- Raible, Wolfgang (1996b), Kognitive Grundlagen des Sprachwandels, in: *Michaelis, Susanne, Thiele, Petra* (Hrsg.), *Grammatikalisierung in der Romania* (Bochum-Essener Beiträge zur Sprachwandelforschung 28, Bochum) 61–80
- Raible, Wolfgang (1999), Kognitive Aspekte des Schreibens (Heidelberger Akademie der Wissenschaften; Schriften der Philosophisch-Historischen Klasse 14, Heidelberg)
- Raible, Wolfgang (2001), Language universals and language typology, in: *Haspelmath u.a.* (Hrsg.) (2001) Bd. 1, 1–24
- Rastier, François (1997), La sémiotique et les recherches cognitives. Une perspective herméneutique sur la médiation sémiotique, in: *Carapezza u.a.* (Hrsg.) (1997) 63–87
- Rastier, François (1999), Cognitive semantics and diachronic semantics: the values and evolution of classes, in: *Blank, Koch* (Hrsg.) (1999) 109–144
- Rastier, François (2001a), Sciences cognitives et Intelligence Artificielle, in: *Haspelmath u.a.* (Hrsg.) (2001) Bd. 1, 75–85
- Rastier, François (2001b), *Arts et sciences du texte (Formes sémiotiques, Paris)*
- Reich, Uli (2002a), Freie Pronomina, Verbalklitika und Nullobjekte im Spielraum diskursiver Variation des Portugiesischen in São Paulo (*Romanica Monacensia* 62, München)
- Reich, Uli (2002b), Erstellung und Analyse von Korpora in diskursvariationeller Perspektive: Chancen und Probleme, in: *Pusch, Raible* (Hrsg.) (2002) 31–44
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983), *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung* (Stuttgart)
- Schlieben-Lange, Brigitte (2000), *Idologie: zur Rolle von Kategorisierungen im Wissen-*



- schaftsprozess (Heidelberger Akademie der Wissenschaften; Schriften der Philosophisch-Historischen Klasse 18, Heidelberg)
- Schlieben-Lange, Brigitte (Hrsg.) (1975), *Sprachtheorie* (Hamburg)
- Schmidt-Radefeldt, Jürgen, Harder, Andreas (Hrsg.) (1993), *Sprachwandel und Sprachgeschichte. Festschrift für Helmut Lüdtke zum 65. Geburtstag* (Tübingen)
- Schmidt-Riese, Roland (1997), Schreibkompetenz, Diskurstradition und Varietätenwahl in der frühen Kolonialhistoriographie Hispanoamerikas, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 108 (1997) 45–86
- Seiler, Hansjakob (Hrsg.) (1978), *Language Universals. Papers from the Conference held at Gammersbach/Cologne, Germany, October 3–8, 1976* (TBL 111, Tübingen)
- Selig, Maria (1992), Die Entwicklung der Nominaldeterminanten im Spätlatein. Romanischer Sprachwandel und lateinische Schriftlichkeit (*ScriptOralia* 26, Tübingen)
- Stark, Elisabeth (2003), Indefinitheit und Textkohärenz in alttoskanischen Texten (unveröffentlichte Habilitationsschrift, München)
- Steger, Hugo (1998), Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten, Kommunikationsbereiche und Semantiktypen, in: *Besch u. a.* (Hrsg.) (1998) 284–300
- Stehl, Thomas (Hrsg.) (1999), *Dialektgenerationen, Dialektfunktionen, Sprachwandel* (TBL 411, Tübingen)
- Stempel, Wolf-Dieter (1972), Gibt es Gattungen?, in: *Gülich, Elisabeth, Raible, Wolfgang* (Hrsg.), *Textsorten* (Frankfurt a.M.)
- Strube, Gerhard u. a. (Hrsg.) (1996), *Wörterbuch der Kognitionswissenschaft* (Stuttgart)
- Thomason, Sarah Grey (1997), A typology of contact languages, in: *Spears, Arthur K., Winford, Donald* (Hrsg.), *Pidgins and creoles: structure and status* (Amsterdam) 71–88
- Thomason, Sarah Grey, Kaufmann, Terrence (1988), *Language contact, creolization, and genetic linguistics* (Berkeley)
- Trabant, Jürgen (1986), *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild* (Supplemente 8, München)
- Trabant, Jürgen (1990), *Traditionen Humboldts* (stw 877, Frankfurt a.M.)
- Trabant, Jürgen (1998), *Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache* (stw 1386, Frankfurt a.M.)
- Traugott, Elizabeth Closs (1988), Pragmatic strengthening and grammaticalization, in: *BSL* 14 (1988) 406–416
- Traugott, Elizabeth Closs (1995), Subjectification in grammaticalization, in: *Stein, Dieter, Wright, Susan* (Hrsg.), *Subjectivity and subjectivisation in language. Linguistic perspectives* (Cambridge) 31–54
- Traugott, Elizabeth Closs (1999), The rhetoric of counter-expectation in semantic change: a study in subjectification, in: *Blank, Koch* (Hrsg.) (1999) 177–196
- Traugott, Elizabeth Closs, König, Ekkehard (1991), The semantics-pragmatics of grammaticalization revisited, in: *dies., Heine* (Hrsg.), *Approaches to Grammaticalization*, Bd. 1 (Amsterdam) 189–218
- Waldenfels, Bernhard (2003), Zeitverschiebung. Motive einer Phänomenologie der Zeiterfahrung, in: *Kablitz u. a.* (Hrsg.) (2003) 39–56
- Waltereit, Richard (1998), Metonymie und Grammatik. Kontiguitätsphänomene in der französischen Satzsemantik (*Linguistische Arbeiten* 385, Tübingen)
- Waltereit, Richard (1999), Reanalyse als metonymischer Prozeß, in: *Lang, Neumann-Holzschuh* (Hrsg.) (1999) 19–29
- Weinrich, Harald (2001), Sprache, das heißt Sprachen (Forum für Fachsprachen-Forschung 50, Tübingen)
- Wolf, Eric R. (1986), *Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400* (Frankfurt a.M.)

Konrad Ehlich

*dabar* und *logos*

## Kursorische Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Geschichte

### I.

Das Verhältnis von Geschichte und Sprache ist – trotz und vielleicht gerade wegen des „linguistic turn“ – weiter aufklärungsbedürftig. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Verständigung über Geschichte als sprachliches Geschehen praktiziert wird, wird zwar von einem kritischen, die Sprachlichkeit dieses Diskurses betreffenden Metadiskurs begleitet; doch daneben verläßt sich das Reden über Geschichte auf jene vielhundertjährige, zur schieren Selbstverständlichkeit gewordene Praxis, auf der das Geschichtsverständnis ebenso wie das Geschichtsbewußtsein und die Geschichtswissenschaft als dessen organisierte Verfaßtheit beruhen.

Die Beachtung der Sprachlichkeit jeder Geschichte bedarf freilich nicht nur der Reflexion innerhalb der Geschichtswissenschaft; sie bedarf auch eines *linguistischen* Instrumentariums, das freilich nicht einfach zur Verfügung steht. Die Kategorien der Sprachwissenschaft geraten eigentlich erst seit dem Beginn der „pragmatischen Wende“ – und dies mählich – in die Lage, für eine solche Aufklärung von Nutzen zu sein. Zu lange und mit tiefgreifenden Veranlassungen (vgl. Trabant [2003] § 1; Ehlich [2000]) hat die Sprachwissenschaft sich auf eine Restriktion ihrer Fragestellungen, ihrer Objektbestimmungen und ihrer Basiskategorien eingelassen, eine Restriktion, die im 20. Jahrhundert in ihren Hauptströmungen sich noch radikalisiert hat, und dies um den Preis einer zunehmenden Vernachlässigung, ja Verwahrlosung wesentlicher Gebiete sprachlicher Praxis und sprachlicher Strukturen. Erst die Pragmatik revoziert Teile dieser Beschränkungen. Daß dies nicht mit einem Schlag vonstatten gehen kann, versteht sich fast von selbst, ist aber für Fragen wie die hier zu behandelnde von einer nur schwer erträglichen retardierenden Konsequenz.

Gleichwohl: Die Bewegung, in die mit der pragmatischen Wende dieses System von Voraussetzungen und scheinbaren Selbstverständlichkeiten gekommen ist, ermöglicht auch ein neues Nachdenken über Sprache und sprachliches Handeln in deren vielfältigen Erstreckungen und Konsequenzen. Vor allem aber erfordert es eine Reflexion von scheinbar selbstverständlichen kategorialen Gewohnheiten.

Dabei mögen Blicke in jene kategorialen Bestände, aber auch auf aufgegebenen und vergessene Aspekte aus dem, was in die Bildung der heutigen versprachlichten Denkverfahren eingegangen ist, anregend sein. Um einen solchen Blick wird es im ersten Teil der folgenden Überlegungen gehen. Er wird sich zwei Ausdrücken zuwenden, die exemplarisch-zentrierend für zwei der vielleicht prägendsten Bildungsbereiche stehen, als deren Resultate das neuzeitliche Geschichtsdenken verstanden werden kann, den israelischen und den griechischen.

## II.

Wort und Geschichte fallen für uns auseinander. Es bedarf nicht erst der Übersetzungsbemühungen des goethischen Faust in bezug auf den Anfang des Johannes-Evangeliums, um die Problematik des Verhältnisses von Wort und Tat sich zu vergegenwärtigen. Das Wort ist für uns als Wort fern der Tat. Ein Blick in die griechische Wortgeschichte und -entfaltung von „logos“ scheint dies zunächst zu bestätigen. Die Zusammenstellung von Liddell/Scott verzeichnet für logos die folgenden semantischen Strukturen:

1. computation, reckoning, account of money handled, account, measure, tale, esteem, consideration, value;
2. relation, correspondence, proportion;
3. explanation, plea, pretext, ground, statement of a theory, argument, law, thesis, hypothesis, reason, ground, formula;
4. inward debate of the soul, thinking, reasoning, reason;
5. continuous statement, narrative, fable, legend, tale, story, speech;
6. verbal expression, utterance, common talk, report, tradition, rumour, mention, notice, description, talk, discussion, debate, deliberation;
7. a particular utterance, divine utterance, proverb, maxim, assertion, express resolution.

Bevor unter 9. „expression, utterance, speech“ unter formalem Gesichtspunkt („regarded formally“) aufgeführt werden, um dann zu „various modes of expression, esp. artistic and literary“ und zu grammatischen Verwendungen als „phrase, complex term“, als „sentence, complete statement“ und als „language“ zu kommen und schließlich 10. „the Word or Wisdom of God“ anzuführen, findet sich als achter, geradezu eingesprengter Punkt die folgende „Übersetzung“:

„VIII. [1.] *thing spoken of, subject-matter* (= pragma) 2. *plot of a narrative or dramatic poem* (= mythos) 3. *thing talked of, event*“

Die anderen „Übersetzungen“ oder „Bedeutungen“ von logos haben es in der einen oder anderen Weise mit dem Reden zu tun oder mit mentalen Tätigkeiten, die sich in der Rede artikulieren wie die unter 1., 2. oder 4. aufgeführten Ausdrücke. Angesichts dessen verwirrt die als achte Bestimmung angeführte unsere landläufige Unterscheidung und Scheidung von Wort und Sache auf eine irritierende Weise. Hier kommt das, was im Inhalt der Rede, im logos, versprachlicht

wird, selbst in das semantische Spektrum des logos hinein, die Sache, das Ereignis, also das, wovon die Rede immer nur sprachlich und eben genau sprachlich handelt. Dieser Übergang findet sich nach Auskunft des Wörterbuches bereits früh. Allerdings steht dies in einem spannungsvollen Verhältnis zu dem, was unter dem Stichwort der *historia*, des *historeuein*, des „Geschichte Erzählens“ bei Herodot sich herauszubilden beginnt: Dieses geht, wie Meier (1983) in einer faszinierenden Wort- und Konzeptgeschichte im einzelnen herausarbeitet, gerade von Erfahrung aus – und nicht vom Wort.

Die Einbeziehung der Sache in den logos zeigt sich deutlicher noch bei Heraklit (Kleinknecht [1942] 79f.), also bei jenem Urtypus eines nicht mainstream-fähigen Denkens, das in die Fragmentarizität der Überlieferung abgedrängt wurde.

Der logos verdankt sich einem Verbum *legein*. Dieses hat mit dem Auflesen, dem Sammeln und dem (insbesondere rechnend) Versammeln noch erkennbar, wenn auch nur in Spuren, zu tun – Spuren, die im lateinischen Stamm *leg-* deutlicher zum Zuge gekommen sind (Debrunner [1942]). Das Versammeln ist in der „computation“, im Kalkül, präsent und direkt umgesetzt.

Vom Aufsammlen geht das *legein* also in ein geordnetes Reihen über – und von dort in das Erzählen. Es sind sprachliche und kognitive Sachverhalte, mit denen wir es beim *legein* und beim logos zu tun haben. Um so erstaunlicher ist die Überschreitung hin auf das, was Objekt, was Gegenstand dieser Beschäftigungen ist, das *ergon*, oder das, was das *ergon* bewirkt, *pragma*, die Tat.

### III.

Diese eigenartige Ambivalenz wird noch wesentlich deutlicher beim hebräischen Ausdruck *dabar*, Wort. Gleichgültig, ob man das „klassische“ Wörterbuch von Gesenius/Buhl oder eines der neueren heranzieht: Der hebräische Ausdruck, für den als „Übersetzung“ hauptsächlich und in erster Instanz „Wort“ angegeben wird, zeigt ein noch viel krasserer Differenz-Bild gegenüber unseren Wort-Sache-Dichotomien. Dies wird besonders deutlich in dem von Clines, Davies und Rogerson herausgegebenen „Dictionary of Classical Hebrew“ (2. Band [1995]). Dort teilt sich das Lemma „*dabar*“ in der folgenden Weise auf:

- „1. word, speech...
- 2. thing
  - a. matter, affair, cause, case
  - b. deed
  - c. event
  - d. something, anything, everything...
- 3. way, manner
- 4. reason, cause...“

Das, was in der griechischen Verwendung des logos sozusagen nur sporadisch aufscheint, ist für die hebräische Nutzung des Ausdrucks „*dabar*“ geradezu

grundlegend. Was hauptsächlich mit dem Ausdruck „Wort“ wiedergegeben wird, findet sich semantisch zerlegt in das Wort, das Ding, die Sache, das Ereignis und – die Tat.

Um dies wenigstens an einem Beleg etwas näher zu illustrieren, einem Beleg, der gerade am Übergang vom Reden in Geschichte lokalisiert ist, zitiere ich einen Ausschnitt aus der sogenannten Josephsgeschichte. Dort findet sich (Gen. 43,7) der folgende Passus:

Der greise Jakob, die Gefahr vor Augen, daß er nach seinem ersten Lieblingssohn Joseph nun auch noch den anderen, zweiten, den Jüngstgeborenen, Benjamin, verliert, sagt vorwurfsvoll zu seinen anderen Söhnen:

„Warum habt ihr so schlecht an mir gehandelt und dem Mann (d. h. dem ägyptischen Vizekönig) gesagt, ob ihr noch einen Bruder habt?‘ Sie sagten: ‚Der Mann hat nachdrücklich nach uns und unseren Verwandtschaftsverhältnissen gefragt und gesagt: ‚Ist euer Vater noch am Leben? Habt ihr einen Bruder?‘ Und wir gaben ihm Auskunft

l,phi hadd.barim ha’ellä

nach dem Munde/auf der Grundlage dieser debarim/der vorliegenden Sachverhalte, der vorliegenden Verhältnisse.

Konnten wir denn wissen, daß er sagen würde: ‚Bringt Euren Bruder herunter!‘?‘“

Der Ausdruck d.barim, Plural von dabar, steht nicht für irgendwelche „Worte“, Berichte oder etwas Derartiges, etwas Narratives; es sind vielmehr die Sachverhalte selbst, auf die hier Bezug genommen wird.

Derartige Verwendungen sind alles andere als sporadisch. Sie finden sich in zahlreichen Zusammenhängen; so etwa als die charakteristische Übergangsformel innerhalb der sogenannten „Geschichtsbücher“: Am Ende einer Episode und zur Einleitung der folgenden steht dort immer wieder: ’ach’re had-d.barim ha’ellä, „nach diesen d.darim“, „nach diesen Wörtern/Worten/Geschehnissen/Ereignissen“. Indem wir auf der uns selbstverständlichen Grundlage der Distinktion von „Wort“ und „Geschehen“ diese Unterscheidungen hier unumgebar übersetzend einbringen, reißen wir auseinander, was in „dabar“ semantisch gemeinsam gefaßt wird. Wir sind aus der Rezeptionsgeschichte dazu ermächtigt, wir sind dazu verpflichtet oder verurteilt – wie immer wir es sehen wollen; die Trennung von Wort und Sache ist für uns ebenso unabdingbar vollzogen, wie sie in „dabar“ nicht besteht: Das Geschehen selbst und seine Versprachlichung bilden hier *einen* semantischen Komplex.

#### IV.

Die mit der Wurzel dbr aufgerufenen weiteren semantischen Zusammenhänge sind eher dunkel. Es scheint mehrere Wurzeln dbr zu geben (Koehler, Baumgartner [1967] bieten, der Tradition folgend, drei; Clines u. a. [1995] setzen gar sieben

an). Das Verb dbr, „reden“, hat seine überwiegende Verwendung in einem abgeleiteten Stamm, dem Pi'el – dies macht es zu einem guten Kandidaten für ein Denominativum. Eine onomatopoetische Bildung „summen“ (vgl. d.bora, „Biene“) als Ausgangspunkt (Koehler, Baumgartner) erscheint ebenso wenig konkretisiert wie ein Bezug zu dbr, arabischem „hintensein“, hebräischem Pi'el „verfolgen“, d.bir „Allerheiligstes“, „hintere Seite des Tempels“ (so Procksch [1942]), midbar „Wüste“ oder gar dābār „Pest“. – Die Wurzel, zu der dabar gehört, scheint eine kanaanäische Sonderbildung zu sein.

Helfen die – für semitische Sprachen häufig semantisch erhellenden – etymologischen Bezugsaufklärungen also wenig, so lohnt sich ein Blick in die sachlich-sprachlichen Welten der Israel umgebenden Kulturen. Wie steht es hier mit dem beschriebenen semantischen Komplex?

Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten. Am ehesten relevant sind diejenigen Daten, die sich in den ägyptischen Texten finden (vgl. Bergman [1977], in: Botterweck, Ringgren). Hiernach kommt dem göttlichen Wort eine unmittelbare Schöpfungskraft zu. Dieses ist zugleich auf das in Hieroglyphen gefaßte, also das verschriftlichte Wort bezogen. Auch steht es in enger Verbindung zum Befehl: Den Worten kommt eine Kraft zu, „die besonders die Worte der Götter und des Königs – aber auch diejenige(n) der Ritualvollzieher und der Zauberer – in Befehle, die sich selbst verwirklichen, verwandelt“ (Bergman [1977] Sp. 92). Dies ist Ausdruck einer „ägyptischen Denkweise, für die Wort und Sache identisch sind“ – so daß die „Namengebung ein schöpferischer Akt ist: das Wort wird Realität“ (Bergman [1977] Sp. 93). Der Stellenwert des Schöpferwortes wird in den verschiedenen ägyptischen Theologien unterschiedlich bestimmt. Das Zusammenwirken von „Herz und Zunge“ setzt sich, so etwa die memphitische Theologie, dahingehend um, daß die Schöpfung entsteht: „Das Herz ist es, das alle Erkenntnis hervorkommen läßt, die Zunge ist es, die wiederholt, was vom Herzen erdacht wird“ – und aus diesem Wort, eigentlich aus dem Mund, gehen die Schöpfungen hervor. Hu und Sia, der göttliche Ausspruch und das göttliche Erkennen, sind die wirksamen Schöpfungsorgane.

Dies sind ohne Zweifel Konzepte, die der israelitischen Schöpfungstradition der Erschaffung aus dem göttlichen sprachlichen Handeln entsprechen. Doch die Gemeinsamkeit von Wort und Sache, von Worten und Geschehen, die in dabar zum Ausdruck kommt, scheint über diese Zusammenhänge hinauszugehen. Das Zusammengehören von Wort und Sache gerade im göttlichen Wort, im „d.bar YHWH“, und vor allem im göttlichen Schöpfungswort spitzt dieses Ineinander von Wort und Sache in spezifischer Weise zu.

Ob die Parallelität zur ägyptischen Tradition Konsequenz von Berührungen beider Kulturen, der ägyptischen und der israelitischen, ist oder eine eigene innere Entwicklung des israelitischen theologischen Denkens, ist schwer zu entscheiden. Der vorderorientalisch-ägyptische Raum ist ein großer interkultureller Kontext, dessen einzelne Geschichte zu rekonstruieren noch immer eine wichtige Aufgabe ist.

Während sich für Ägypten also eine enge Parallelität zeigt, so gilt gleiches nicht einfach für den anderen Teil dieses Kontextes, für den mesopotamischen Raum.

Zwar finden sich auch hier Aussagen über Götterworte als eine Art „kosmische Potenz“ (Lutzmann [1977] Sp. 99), die entsprechenden Texten etwa in den Psalmen nahestehen. So heißt es vom Mondgott Sin:

„Zieht dein Wort droben wie ein Wind dahin, macht es Weide und Tränke üppig.

Läßt dein Wort sich auf der Erde nieder, wird grünes Kraut erzeugt.

Dein Wort macht Stall und Hürde fett, breitet die Lebewesen aus.

Dein Wort läßt Recht und Gerechtigkeit entstehen, so daß die Menschen Rechtheit reden.“

(Lutzmann [1977] Sp. 100)

Doch insgesamt sind die Vermittlungen zwischen den Göttern und den Menschen eher zum Beispiel in der Form mantischer Zeichenhandlungen realisiert, das Wort tritt zurück. Das starke israelitische Reden vom Wort hat in dieser Tradition also weniger Vorgänger als in der ägyptischen.

## V.

Die Einheit von Wort und Sache, von Worten und Geschehen, von Reden und Tun erscheint uns Heutigen zunächst als sehr wenig plausibel. Die Scheidung von beidem gilt uns als das Selbstverständliche, und die Trennung ist in der Traditionsentwicklung hin zum logos im hellenistischen Sinn des Wortes bereits vollzogen – trotz aller gnostischen Hypostasierungen. In der christlichen logos-Theologie, wie sie besonders vom Johannesevangelium entwickelt und für die Hellenisierung des jungen Christentums vorbereitet wird, wird die eigentliche theologische Herausforderung gerade erst aus der paradoxalen Aussage, daß das Wort (logos) Fleisch (sarx) wird, ersichtlich. Das Wort als vor aller Zeit liegendes göttliches Schöpfungswort wird erst in seiner Entäußerung in den Bereich der menschlichen Werke und Taten gebracht. Was diese Entäußerung im einzelnen bedeutet, dies zu bestimmen, war alles andere als einfach. Es setzte die vorgängige Scheidung von Sprechen und Tun voraus und radikalisierte sie in einer ontologisch-theologischen Nachdenkengeschichte enormen Ausmaßes: Die folgenden Jahrhunderte sollten sich an dieser Herausforderung abarbeiten – bis hin zu den schmalen Gratwanderungen der ökumenischen Konzilien einerseits, den herben Verlusten der östlichen und westlichen „Abweichungen“ andererseits, in denen die Kirchen Asiens und Ägyptens ebenso wie die arianischen Gruppierungen im Westen und schließlich die sich als Islam formierende neue anti-trinitarische und anti-christologische Entwicklung Arabiens sich von der „Orthodoxie“ der griechischen und lateinischen „allgemeinen“ (kat-holischen, das Ganze betreffenden) Kirche trennten.

In der Übertragung des logos zum verbum (bei der zugleich logos [Wort] und rhema [das konkret Geredete] zusammenfallen) wird die Abspaltung des verbum von pragma, dem Tun, von acta und res, deutlicher. Die Trennung vollzieht sich folgenreich und dauerhaft.

Es sind wenige Gelegenheiten und seltene Überlegungen, in denen sie nicht als selbstverständlich gehandhabt wird – in Traditionen, die als Schatten zu den main-streams des westlichen Denkens zwar noch bekannt, aber selten wirkmächtig waren. Donatella Di Cesare macht auf solche Traditionen aufmerksam<sup>1</sup>. Sie verfolgt sie ([1992–93] 272 ff.) von Raschi, dem wohl bedeutendsten Ausleger des Tenach, der hebräischen Bibel, im Mittelalter, über Vico hin zu Hamann. Weder in das Sprach- noch in das Geschichtsdenken sind sie, trotz aller Bedeutung eines Giambattista Vico, bestimmend eingegangen. Die Reflexionen dieser Denker stellen vielmehr Alternativen vor zu den Selbstverständlichkeiten, von denen das neuzeitliche Denken bestimmt ist.

## VI.

Es ist eine mähliche, eine stillschweigende, aber eine effektvolle Scheidung, die die Sachen von den Wörtern, die Ereignisse und Verhältnisse von der Sprache, mittels derer sie vergegenwärtigt werden, trennte und trennt. Dies ist eine stille Revolution, die für das Geschichtsdenken von grundlegender Bedeutung ist. Die Herausbildung des Historischen bei Herodot, der Meier ([1983b] 360 ff.) nachgegangen ist, verdankte sich spezifischen Konstellationen und spezifischen geschichtlichen Erfahrungen. Die Scheidung von Geschehen und Geschichte ist ein langwieriger Prozeß, der in seinen Konsequenzen über die herodotische Konstituierung einer neuen Fragestellung hinausgeht. Es lohnt sich, ihr auch *systematische* Aufmerksamkeit zuzuwenden. So fundamental diese Scheidung für die Geschichtswissenschaft und unsere Bilder und Konzepte von Geschichte und Geschehen ist, erst in der linguistischen Wende der Geschichtswissenschaft macht sich diese daran, ihre Konsequenzen näher zu bedenken. Dabei wird der Weg dieser Trennung sozusagen als Boustrophedon rückwärts ein zweites Mal zurückgelegt: von den pragmata hin zu den logoi.

Die Zerlegung von *dabar* in die *logoi* einerseits, die *pragmata* (Handlungen) und *erga* (Werke) andererseits (die zu den *genomena*, dem Geschehenen oder Geschehen, zusammengefaßt werden können, Meier [1983a] 319) wirft die systematische Frage nach deren Zusammenhang und nach der Berechtigung des Prozesses der Scheidungen auf, die jedenfalls für die Neuzeit kennzeichnend sind und sich von ihr und ihren Protagonisten her über die Geschichte als ganze projizierend auswerfen.

Für eine solche Reflexion mögen einige Passagen aus der Hegelschen „Enzyklopädie“ hilfreich sein, und zwar die Abschnitte über die Erinnerung aus dem Dritten Teil, der „Philosophie des Geistes“. Diese haben ihren Ort im Bereich C. zur Psychologie innerhalb des Teils über den subjektiven Geist (§§ 452 ff.). Hegel charakterisiert dort die Intelligenz als einen „nächtlichen Schacht, in welchem eine

<sup>1</sup> Ich danke Jürgen Trabant für diesen interessanten Hinweis.



Welt unendlich vieler Bilder und Vorstellungen aufbewahrt ist, ohne daß sie im Bewußtsein wären“ (§ 453). Als dieser nächtliche Schacht ist die Intelligenz „das existierende Allgemeine, in welchem das Verschiedene noch nicht als konkret gesetzt ist“. So, bewußtlos und doch intelligibel, halten wir unsere Erinnerungen uns präsent. Hegel betrachtet diese Intelligenz zunächst solipsistisch. Das Ereignis, dessen wir uns erinnern, wird in diesen Schacht sozusagen versenkt. Dieses Erinnern geschieht bei Hegel ohne spezifischen Bezug zur Sprache. Die Berufung auf den Bild-Status der Erinnerung wird vorgenommen, ohne daß die Möglichkeiten und Grenzen der Sprache thematisiert würden. Hegel befindet sich vor dem linguistic turn der Philosophie, er ist vergleichsweise wenig sprachbewußt – wie die meisten Philosophen des 19., aber auch noch des 20. Jahrhunderts.

Damit aber Erinnerung mehr als solipsistische Stollenlagerung von erlebten Bildern ist, bedarf sie der Kommunikation. Damit Erinnerung als Aufbewahrungsort der Geschichte für eine Kollektivität präsent gehalten werden kann, ist Interaktion erforderlich. Das einzelne Wissen als Ort der Erinnerung für ein Geschehen reicht nicht aus, um dieses Geschehen präsent zu halten, um es tatsächlich aufzubewahren. Der Schacht ist dunkel, ist Nacht; er ist unkommunizierbar – wenn nicht eine Umsetzung ins kommunikative Gedächtnis gelingt (Assmann).

Dies bedeutet: Das Geschehen selbst bedarf der Verbalisierung bzw. Reverbalisierung, um so kommunikativ zugänglich gemacht und zugänglich gehalten zu werden.

## VII.

Die Bindung von Geschichte an Sprache ist also unaufgebbbar. Dies macht sich auf eine eigenartige Weise im deutschen Wort Geschichte selbst bemerkbar. Es enthält nämlich in seinem Doppelsinn eine Rücknahme der Scheidung von Wort und Sache. Die Geschichte ist einerseits das *Geschehen*, sie ist andererseits die *Erzählung vom Geschehen*. Im Englischen ist beides im Unterschied von history und story getrennt, nicht so – und unter Verwendung desselben griechischen Etymons – im Französischen.

Das Geschehen und die Erzählung davon hat ein unabdingbares Vermittlungsglied, das *Wissen*. Das Wissen bietet als kommunikativ hergestelltes Wissen überhaupt erst eine Möglichkeit für das, was wir heute unter Geschichte verstehen.

Das Verhältnis von Wissen, dem Begriff und seiner Verbalisierung einerseits, vom Geschehen andererseits ist nun wiederum kein einfaches.

Aus der Sicht der Wissenschaft stellt sich die Problematik, um ein weiteres Mal auf Hegel zurückzukommen, als eine spezifische Charakteristik dar, an der die Geschichte, als eine Wissenschaft genommen, partizipiert an einer Spezifik von Wissenschaften, die sich in ihrer Positivität sperrig gegenüber dem enzyklopädischen Anspruch verhalten. Zu ihnen gehören etwa auch die Rechtswissenschaft oder die Medizin, aber auch einzelne Naturwissenschaften. „Ihr an sich rationel-

ler Anfang geht in das Zufällige dadurch über, daß sie das Allgemeine in die *empirische Einzelheit* und *Wirklichkeit* herunterzuführen haben. ... Auch die *Geschichte* gehört hierher, insofern die Idee ihr Wesen, deren Erscheinung aber in der Zufälligkeit und im Felde der Willkür ist.“ (Enzykl., Einleitung, zu § 16) Diese Bestimmung für die Geschichte als Wissenschaft setzt bereits an der Verarbeitung von Erfahrung zu etwas Allgemeinerem an, das dann, wie heute gesagt würde, „top down“ in den einzelnen Geschichten aufgefunden wird.

Die Geschichte als Geschehen und die Geschichte als Geschichten selbst aber verlangen einen umgekehrten, langen Weg. Er nimmt seinen Anfang beim partikularen Erlebniswissen, genauer dabei, daß ein Geschehen zunächst einmal als ein je einzelnes, partikulares Erleben wahrgenommen wird. Partikulares Erleben, Geschehen, das partikular erfahren, wahrgenommen wird, ist als solches sinnlicher Erfahrung zugänglich. Das Reden vom (Er-)Leiden als Gegensatz zum Tun macht diesen Erfahrungszusammenhang, diese sinnliche Wahrnehmung zum Kernpunkt seiner Bestimmung, die lediglich im Tun umgekehrt wird, im Tun, das einen Sonderfall des sinnlich Zugänglichen darstellt. Dieses partikulare Erleben wird im Vergehen des Geschehens in Wissen transformiert und so in „das Wissen“ transponiert.

Unmittelbares Erleiden und sein Sonderfall, das Tun, können noch solipsistisch gesehen werden. Die gleichfalls der sinnlichen Welt zugehörige Zeugenschaft ist hingegen dyadisch angelegt.

Zwischen dem Geschehen und dem Wissen liegt die sinnliche Zugänglichkeit und deren Transposition in ein Wissen, das als die ungeheure Menge der in den Schacht des Gedächtnisses versenkten Wissenspartikel vorhanden ist und für weitere Prozesse der Verarbeitung bereitliegt.

Wenn solches Wissen transzendiert wird, wenn es in weitere Stufen des Wissens übergeht, werden die Stufen der Leiden-schaft wie der Täter-schaft, aber auch die Stufe der Zeugen-schaft verlassen. Wenn solches partikulares Erlebniswissen verallgemeinert wird, wenn also Augenzeugenschaft aufgegeben wird, wird Geschichte zu einer allgemeinen. Dies geschieht in der Umsetzung des Geschehens in Narration, in die Geschichte. Dafür ist das Reden unabdingbar. In der diskursiven Vermittlung von partikularer, sinnlicher Erfahrung entsteht über Geschichten das, was als Wissenssystem Geschichte ausmacht.

## VIII.

Dieser Transpositionsprozeß hat eine Reihe von Konsequenzen, und zwar sowohl solche im sprachlichen Bereich wie solche für das Wissen und seine Strukturierung. Die diskursive Vermittlung von sinnlicher Erfahrung bedeutet die Transposition der im Wissen aufbewahrten sinnlichen Erfahrung in den Rederaum. Dabei und dadurch ergeben sich, linguistisch gesehen, erhebliche Konsequenzen für Teile des sprachlichen Systems.

Dies betrifft vor allem das deiktische System der Sprache. Dieses ist elementar an die Kombinatorik von sinnlicher Zugänglichkeit und sprachlicher Struktur gebunden. Die deiktischen Ausdrücke bieten innerhalb des Sprech-Zeit-Raums als Verweisraums die Möglichkeit einer elementaren und handlungsökonomischen Orientierung. Ausdrücke wie *ich, jetzt, hier; du, da, dort* entfalten ihre kommunikative Kraft nur bei gleichzeitiger Anwesenheit von zwei sprachlich Handelnden und damit von zwei partikularen Wahrnehmungssystemen, deren Koordination sie dienen. Die Umsetzung ins Wissen und die Nutzung dieses Wissens in der diskursiven Vermittlung sinnlicher Erfahrung erfordert eine Neuorganisation. Das Ich-Jetzt-Hier der Erleidens-schaft und der Augenzeugen-schaft wird in das Dort und das Da beziehungsweise Damals verwandelt. Eine neue Organisation der Orientierung mit massiven Veränderungen in bezug auf die Leistungsfähigkeit des deiktischen Systems sind die Folge. In der weiteren Nutzung der deiktischen Verfahren dort, wo sie die Bedingungen ihrer unmittelbaren Wirksamkeit verloren haben, liegt eine erhebliche und systematische Abstraktionsleistung vor, die das in den Schacht der Erinnerung Versenkte auf neue Weise nutzbar zu machen gestattet. Die Unmittelbarkeit und gemeinsame Beziehung auf die sinnliche Gewißheit, die je neu restituiert werden könnte, sind vergangen – und in diesem Verlust nur wird die transformierte Zeugen-schaft zur Voraussetzung für die Restituierung des Geschehens in der Geschichte.

Dies geschieht in der alltäglichen Erfahrung mannigfach. Es ist ein alltägliches diskursives Geschehen, das sich freilich in seiner je neuen Applikation auch erschöpft. In bezug auf die Täter- und Leiden-schaftserfahrungen wie in bezug auf die Zeugen-schaften ist es in sich repetitiv und selbstgenügsam.

Für das Geschehen, das über diesen Kreislauf hinaus sich der weiteren Verallgemeinerung und damit einer weiteren Abstraktionsstufe darbietet, sind auch weitere sprachliche Verfahren erfordert: die Transformation des Rederaums in den Textraum. Die diskursive Gemeinsamkeit wird verlassen. Das sprachliche Handeln des Sprechers findet sich einem Fächer von Distanzierungen gegenüber, in den sich die Unmittelbarkeit wenigstens seines Adressaten auflöst. Die in sich flüchtige sprachliche Handlung wird aus der Unmittelbarkeit herausgelöst und so dauerhaft gemacht. Für die Vergegenwärtigung des lediglich als Wissen präsent Gehaltene ergibt sich die Möglichkeit seiner textuellen Verdauerung. Erst sie schafft die Voraussetzungen dafür, daß Geschichte zu der Geschichte wird, die wir im Sinn haben, wenn wir von Geschichte reden.

Die gemeinsame Beziehung auf die sinnliche Zugänglichkeit wird hier nicht nur sekundär, wie im Diskurs, sondern tertiär restituiert. Eine kommunikative Vergewisserung des Geschehens wird also mehrfach gebrochen und vermittelt. Dies geschieht im wesentlichen in der Narration, und zwar in der, die auf Dauer, auf Wiederholbarkeit, auf immer neue Instanzen der Abrufbarkeit abgestellt ist. Es ist nicht die einfache Umsetzung von Geschehen in Worte, um die es hier geht, es ist die Strukturierung von Erinnerung in entwickelte Formen des Wissens, in denen das einzelne, partikulare Geschehen aufgehoben und verändert worden ist. Die Ambivalenzen der Augenzeugenschaft verlieren sich im Medium des Hören-

sagens; die Wissenspartikel werden einer kommunikativen Verallgemeinerung unterzogen. Sie erfahren pragmatische Quantifizierungen (vgl. Ehlich, Rehbein [1977]) und gehen so in neue Formen der Vertextung ein.

Die narrative Umsetzung der diskursiven Verallgemeinerung bedeutet, daß das Wissen zu einem allgemeinen gemacht werden kann – und so etwas Allgemeines wird. Die narrative Umsetzung der diskursiven Verallgemeinerung bedeutet, daß das Wissen, das die verschiedenen Aktanten miteinander teilen, in mehrfachen Anreicherungsprozessen über die Texte und über deren diskursive Realisierungen zu einem kollektiven Wissen wird, das handlungsleitend nicht nur für Einzelne, sondern für die Wissensgemeinschaften als ganze eingesetzt werden kann. Das Wissen von Geschichte in seiner textualisierten, diskursivierbaren Form konstituiert die Handlungsräume, für die es vorgehalten wird.

## IX.

Zusammenfassend: Im hebräischen Ausdruck *dabar* ist ein Zusammenhalt semantisch aufbewahrt, in dem Wort und Sache, Geschehen und das Reden darüber, als Zusammengehöriges konzeptualisiert werden. Im griechischen *Logos* ist dieser Zusammenhang zwar zu Beginn des Philosophierens, bei Heraklit, auch greifbar. Er ist im *logos* aber nicht dauerhaft präsent.

In der Übersetzungsgeschichte des Hebräischen innerhalb der multikulturellen hellenistischen Welt, besonders in Alexandria, wo die „LXX“, die Siebziger, die den *Tenach* ins Griechische übersetzen und die „Septuaginta“ herstellen, die hebräische Welt systematisch mit der griechischen zusammenbringen, wird die *dabar*-Charakteristik von *logos* zwar verstärkt; insgesamt aber bleibt sie in der hellenistischen und der römischen Welt weder semantisch noch konzeptuell wirksam. Sie zeigt sich freilich auf andere Weise in der Nutzung der zunächst erfahrungsbezogenen *historia*, die erst in der römischen Welt jenen Zusammenhang der Geschehnisse nach übergeordneten Gesichtspunkten erreicht, die für moderne Geschichte kennzeichnend werden soll (Meier [1983b]). In der mittelalterlich-nachmittelalterlichen Rezeptionsgeschichte sind es Unterströmungen des theologischen (Raschi), des Geschichts- (Vico) und des Sprachdenkens (Hamann), die an der *dabar*-Konzeption anknüpfen.

Der Zusammenhang von Sachen und Worten, von Geschehen und Geschichte, bleibt freilich im deutschen Ausdruck „Geschichte“ erhalten. Er fordert zu einer linguistisch-theoretischen Rekonstruktion auf. Sie sieht das Wissen in der Form der Erinnerung als einen zentralen Vermittlungspunkt für das Verhältnis von Sprache und Geschichte und fragt nach den Formen, die das Wissen als versprachlichungsfähiges annimmt, wenn das zunächst partikulare Erleben in ein kommunizierbares überführt werden soll. Zugleich fragt sie nach den sprachlichen Konsequenzen, die dieses Kommunizierbar-Machen von zunächst durch sinnliche Zugänglichkeit geprägter Täter-, (Er-)Leidens- und Zeugen-schaft in den Prozes-

sen des Diskursiven und dann der Vertextung mit sich bringt. Die Unmittelbarkeit des Erlebens wie die Unmittelbarkeit der im Schacht des Erinnerns (Hegel) versenkten Wissenspartikel werden aufgehoben, indem die Stufen der Diskursivität und der Vertextung erreicht werden. Die Versprachlichung von Geschehen in der immer neuen kommunikativen Vergegenwärtigung von Geschichten und deren Abstraktion zu Geschichte instantiiert jenen Zusammenhang, der in dabar semantisch präsent gehalten ist.

## Literatur<sup>2</sup>

- Bauer, Walter* (1988), Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der frühchristlichen Literatur, hrsg. von *Aland, Kurt, Aland, Barbara* (Berlin, New York)
- Bergman, Jan* (1977), Artikel dabar, I. 1. [Ägypten], in: *Botterweck, Gerhard Johannes, Ringgren, Helmer* (Hrsg.), Theologisches Wörterbuch zum Alten Testament, Bd. II. (Stuttgart u. a.) Sp. 92–98
- Botterweck, Gerhard Johannes, Ringgren, Helmer* (Hrsg.) (1977), Theologisches Wörterbuch zum Alten Testament, Bd. II. (Stuttgart u. a.)
- Clines, David J. A., Davies, Philip R., Rogerson, John W.* (edd.) (1995), The Dictionary of Classical Hebrew, vol. II (*John Elwolde*, executive editor) (Sheffield)
- Debrunner, Albert* (1942), Artikel „lego, logos, rhema, laleo“, „A. Die Vokabeln lego, logos, rhema, laleo im Griechentum“, in: *Kittel, Gerhard* (Hrsg.), Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Bd. 4 (Stuttgart) 69–76
- Cesare, Donatella Di* (1992–93), Parola, logos, dabar: linguaggio e verità nella filosofia di Vico, in: *Bollettino del Centro di Studi Vichiani* XXII–XXIII, 251–287
- Ehlich, Konrad* (2000), Aristoteles, die Sprachphilosophie und die Pragmatik (Thessaloniki)
- Ehlich, Konrad, Rehbein, Jochen* (1977), Wissen, kommunikatives Handeln und die Schule, in: *Goeppert, Herma C.* (Hrsg.), Sprachverhalten im Unterricht (München) 36–114
- Gerleman, Gillis* (1978), Art. dabar, in: *Jenni, Ernst, Westermann, Claus* (Hrsg.), Theologisches Handwörterbuch zum Alten Testament (München, Zürich) Sp. 433–443
- Gesenius, Wilhelm, Buhl, Frants* (171917), Hebräisches Handwörterbuch (Berlin, Göttingen, Heidelberg)
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich* (1830), Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830), neu hrsg. von *Nicolin, Friedhelm, Pöggeler, Otto* (Philosophische Bibliothek 33, Hamburg 1957)
- Kleinknecht, Hermann Martin* (1942), Artikel „lego, logos, rhema, laleo“, „B. Der Logos im Griechentum und Hellenismus“, in: *Kittel, Gerhard* (Hrsg.) Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Bd. 4 (Stuttgart) 76–89
- Koehler, Ludwig, Baumgartner, Walter* (1967), Hebräisches und aramäisches Lexikon zum Alten Testament (Leiden)
- Liddell, Henry George, Scott, Robert* (1968), A Greek-English Lexicon (Oxford)
- Lutzmann, H.* (1977), Artikel dabar I. 2. [Mesopotamien], in: *Botterweck, Gerhard Johannes, Ringgren, Helmer* (Hrsg.), Theologisches Wörterbuch zum Alten Testament, Bd. II (Stuttgart u. a.) 98–101

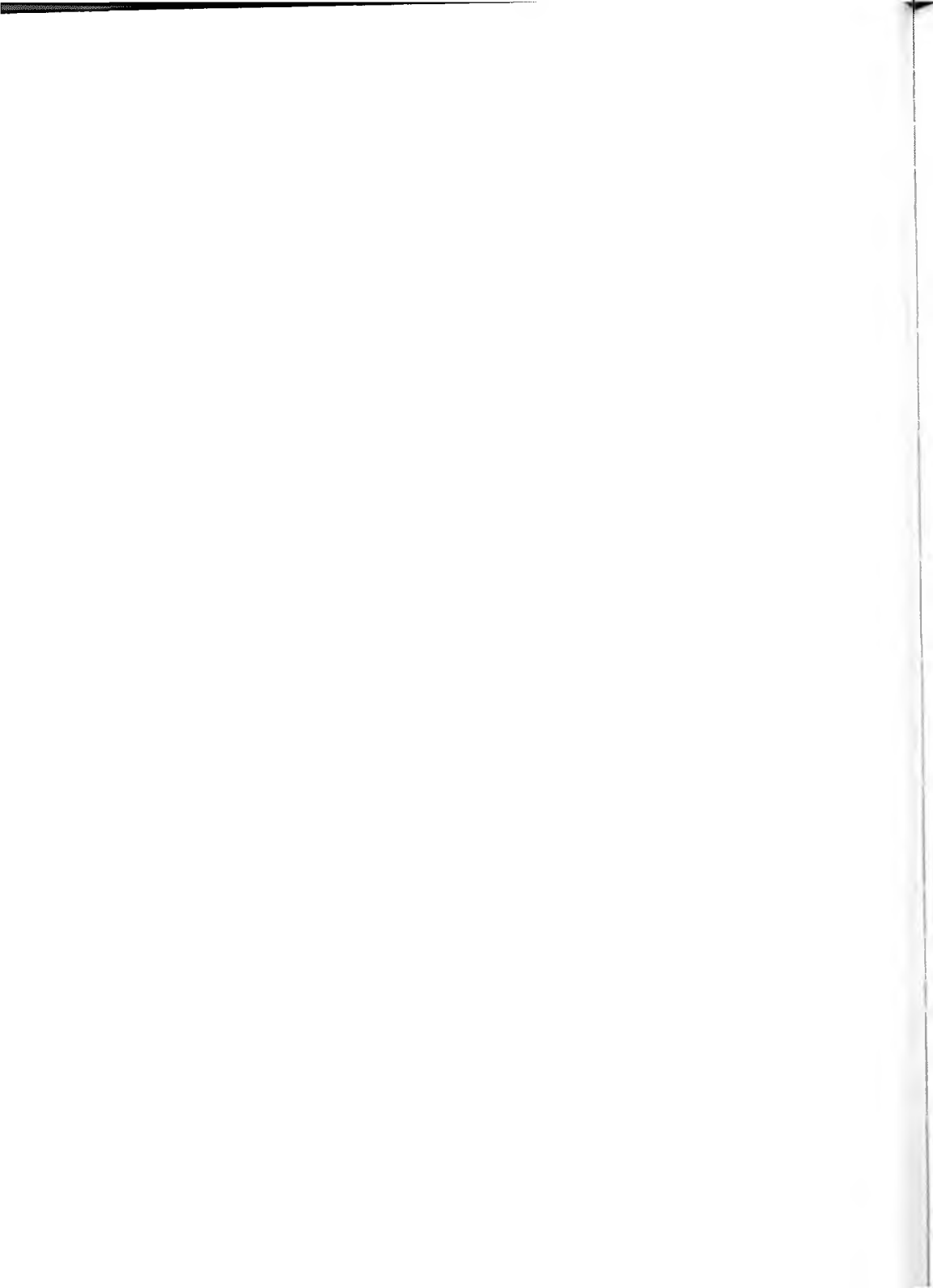
<sup>2</sup> Jürgen Trabant und insbesondere Christian Meier gilt mein Dank für kritische Hinweise und wichtige Anregungen.

- Meier, Christian* (1983a), Der Wandel der politisch-sozialen Begriffswelt im 5. Jahrhundert v. Chr., in: *ders.*, Die Entstehung des Politischen bei den Griechen (stw 427, Frankfurt a. M.) 275–325
- Meier, Christian* (1983b), Die Entstehung der Historie, in: *ders.*, Die Entstehung des Politischen bei den Griechen (stw 427, Frankfurt a. M.) 360–434
- Procksch, Otto* (1942), Artikel „Wort Gottes“ im AT, in: *Kittel, Gerhard* (Hrsg.), Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Bd. 4 (Stuttgart) 89–100
- Schmidt, Werner H.* (1977), Artikel *dabar* II., in: *Botterweck, Gerhard Johannes, Ringgren, Helmer* (Hrsg.), Theologisches Wörterbuch zum Alten Testament, Bd. II (Stuttgart u. a.) Sp. 101–133
- Trabant, Jürgen* (2003), Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens (München)



## Fakten und Worte





*Tilman Borsche*

## Die Fakten der Geschichte

### Geschichtsphilosophische Überlegungen im Anschluß an Friedrich Nietzsche\*

#### I. Darstellung von Geschehen

Nach gewöhnlichem Verständnis ist das Feld der Geschichte die Vergangenheit und nur diese. Denn Geschichte, so scheint es, stellt Vergangenheit dar, macht sie gegenwärtig. Diesen Horizont des gewöhnlichen Verständnisses möchte ich einleitend durch Verweis auf einen anderen, auch nicht unüblichen Sprachgebrauch erweitern. Danach ist das Feld der Geschichte weiter als das der Vergangenheit. Ein Heer von Zeitzeugen berichtet Geschichten aus der Gegenwart; mit besonderem Interesse nehmen wir diese Berichte zur Kenntnis, wenn sie Ereignisse darstellen, bei denen wir selbst gegenwärtig waren. Ebenso erzählt man sich und erforscht Geschichten aus der Zukunft; auch hier werden Wahrscheinlichkeitskriterien in Anspruch genommen, wenn auch andere als für Vergangenheit oder Gegenwart. Kurz, Geschichte in diesem weiteren Sinn verstanden, stellt nicht nur dar, was geschehen ist, sondern auch, was geschieht und was geschehen wird.

Tritt Geschichte darüber hinaus mit dem Anspruch auf Wahrheit auf, was nicht selbstverständlich ist, in der Regel aber für die ‚professionelle‘ Geschichtsschreibung gilt, dann dürfte der Satz zutreffen, mit dem Wilhelm von Humboldt 1821 vor der Preußischen Akademie der Wissenschaften seine nachmals berühmte Rede „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers“ eröffnete: „Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen.“<sup>1</sup> Für die Geschichtswissenschaft im engeren Sinn gilt die ebenfalls berühmte und seither weithin maßgebliche Zuspitzung dieses Wortes durch Leopold Ranke, nach welchem die Aufgabe

<sup>1</sup> In einer ersten Version wurden diese Gedanken auf einer Nietzsche-Tagung am Goethe-Institut Kopenhagen im September 2000 vorgestellt (Text und Kontext 23.1, Kopenhagen, München 2001, 7–18). Für die Tagung des Engeren Kreises der AGPD in Würzburg im Oktober 2001 wurden sie erheblich erweitert. A. Speer (Hrsg.), *Anachronismen* (Würzburg 2003) 51–69. Hier werden sie, gekürzt und gestrafft, für Historiker erneut zur Diskussion gestellt.

<sup>1</sup> *Wilhelm von Humboldt*, *Gesammelte Schriften*, hrsg. v. A. Leitzmann u. a. (im Auftrag der (Königlich) Preußischen Akademie der Wissenschaften) Bd. IV (Berlin 1905) 35.

des Historikers darin besteht, zu „zeigen, wie es eigentlich gewesen ist“<sup>2</sup>. Mit dieser Aufgabenbestimmung wird die gewöhnliche Beschränkung der Geschichte auf das Feld der *Vergangenheit* verständlich. Denn es scheint, daß im Rahmen von Geschichtsdarstellungen gerade und nur Aussagen über Vergangenes wahr oder falsch sein und damit dem Wahrheitsanspruch der *wissenschaftlichen* Geschichtsschreibung gerecht werden können. Die Evidenz des *Gegenwärtigen* ist gewiß, scheint also nicht falsch sein zu können. Aussagen über die *Zukunft* hingegen gelten als nicht überprüfbar und insofern als der Wahrheitsfrage entzogen. Doch liegen die Dinge wohl komplizierter.

Um die Frage nach den Fakten der Geschichte neu aufwerfen zu können, erscheint es mir unvermeidlich, zunächst noch einmal ganz einfach anzufangen und ganz allgemein nach dem Geschehen zu fragen: Was geschieht? Was ist oder was wird geschehen? Antworten auf diese Frage müssen wir sagen oder schreiben, jedenfalls müssen wir das Geschehen *darstellen*, d. h. in Gedanken und in Worte fassen. Anders kann es für uns als Dargestelltes nicht gegenwärtig werden. Doch haben die Reflexionen der Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts deutlich gemacht, daß die Darstellung von Geschehen unaufhebbar problematisch ist. Kriterien für die Übereinstimmung einer Darstellung mit der Wirklichkeit des Geschehens mögen mehr oder weniger reibungslos eingespielt sein; sie sind es in der Regel. Doch die Formen der Darstellung (Syntax und Semantik, Rhetorik und Dramaturgie) sind grundsätzlich konventionell, ihre Mittel (Lautzeichen, Schriftzeichen oder andere mediale Instrumentierungen) ebenfalls, eine Übereinstimmung mit der Wirklichkeit bleibt letztlich unkontrollierbar. Jede Darstellung, selbst wenn sie sich als reiner Tatsachenbericht versteht, verändert, was sie darzustellen meint: Sie identifiziert und differenziert, sie reduziert und generalisiert, sie hebt hervor und läßt verschwinden; denn sie ist selbst ein Geschehen, ein anderes als das dargestellte.

Das Problem der Darstellung (Repräsentation und Wiedervergegenwärtigung) wurde in den vergangenen Jahrzehnten lange und gründlich genug diskutiert, so daß man wenigstens folgendes feststellen kann: Alle Darstellung von Dingen oder Ereignissen in Gedanken und Worten gleicht, um es mit Nietzsche zu sagen, einer „Übersetzung“ zwischen „zwei absolut verschiedenen Sphären“<sup>3</sup>. Sie verwendet Zeichen, die durch Tradition und Bewährung den Status von Begriffen erworben haben. Geschichtsschreibung, die darstellt, was geschehen ist, mag (mehr oder weniger) treffend und erhellend sein, lebensdienlich und damit bedeutsam für uns, aber sie ist nicht eigentlich Darstellung, sondern Interpretation, oder besser: Als Darstellung ist sie Interpretation. – Diese sehr allgemeine Einsicht aber betrifft die drei Modi der Zeit gleichermaßen, denn alle drei sind Modi der Darstellung von Geschehen im und für das Bewußtsein. Auf diese Weise wird deutlich, in welchem Sinn Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf *einer* Stufe stehen, und das übrige

<sup>2</sup> Leopold Ranke, *Sämtliche Werke*, Bd. 33 (Leipzig 31885) VII.

<sup>3</sup> Friedrich Nietzsche, *Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, Kritische Studienausgabe [KSA], hrsg. v. G. Colli, M. Montinari, Bd. 1 (München 1980) 884.

gens nicht allein, wenn es um Geschichte geht, um die Darstellung von Geschehen. Denn die Darstellung dessen, was ist, Dinge und Ereignisse, nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Natur, kurz die Darstellung der Welt, in der wir leben, ist immer schon Interpretation, eingebettet in den Horizont von Denk-, Sprach- und Lebensformen, die allein sie verständlich machen können. Sie ist getragen, geformt und gelenkt durch die Macht von Ideen und Interessen und damit dem Wandel der Zeiten unterworfen – wie die Ideen und Interessen selbst.

Als geschichtsphilosophisch bedeutsames Ergebnis dieser nur Bekanntes summarisch rekapitulierenden Reflexion der Darstellungsproblematik bleibt folgendes festzuhalten: Die Interpretativität des Geschehens, mithin auch der Geschichte, ist keine Frage des gegenwärtigen Wissensstandes der Historiker; die Vorläufigkeit und Revidierbarkeit des jeweiligen Standes der Forschung im jeweiligen Rahmen und unter den Regeln einer wissenschaftlichen Disziplin ist hier nicht das Thema, sie bleibt unbestritten. Vielmehr geht es um den grundsätzlichen Status allen empirischen Wissens, und damit auch des historischen Wissens. Denn nähme man an, daß die Ereignisse der Vergangenheit an sich (oder für Gott) unveränderlich feststünden, nur wir (noch) nicht hinreichend über alles informiert seien, dann würde dasselbe auch für die Zukunft gelten. Oder anders: Ist die Zeitfolge geschichtlicher Ereignisse, sei es nach dem Leibnizschen Modell einer prästabilisierten Kontingenzoptimierung, sei es nach dem Gesetz der Kausalität, wie Kant es in der zweiten Analogie der Erfahrung für unsere Naturerkenntnis darstellt<sup>4</sup>, als bestimmt oder doch als bestimmbar angenommen, dann geschieht auch künftig nichts unvorhersehbar Neues unter oder über der Sonne. Wird aber die Zukunft als offen angenommen, dann gilt dasselbe für die Vergangenheit, wenn auch auf andere Weise, nach anderen Regeln.

Diese allgemeinen, eher diskursphilosophisch orientierten Überlegungen, die das Feld der Geschichte gewissermaßen von außen konstituieren, dürfen nicht mit einer methodischen Grundlegung der Geschichtswissenschaft verwechselt werden. Nach ihnen allein kann man keine Wissenschaft von der Geschichte betreiben, die wahre von falschen Aussagen über historische Gegenstände nach überprüfbaren Kriterien unterscheiden können muß. Ohne ihre Beachtung aber droht die wissenschaftliche Historie leicht in dogmatische Fixierung der Darstellung ihrer Bestände zu verfallen, indem sie nicht nur ihre Ergebnisse für unanfechtbar, weil methodisch gesichert, sondern auch ihre Themen, Daten und Probleme für allgemein gültig hält. Jedenfalls erscheint es mir wichtig, im Blick zu behalten, daß die diskursphilosophischen Präliminarien der Geschichtswissenschaft auf einer vor- oder außerwissenschaftlichen Ebene angesiedelt sind und nicht als historische Aussagen mit wissenschaftlichem Wahrheitsanspruch gelesen sein wollen und sollen; das gilt auch für die im folgenden zu erörternden Gedanken Nietzsches. So sind denn auch Nietzsches originelle Beiträge zur philosophischen Reflexion der Geschichte weniger in der breit angelegten Gegenwartsanalyse der „Zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung“ zu finden, die aus dem Leitgedanken ei-

<sup>4</sup> Vgl. Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft, B 232–256.

ner Hypertrophie des historischen Sinnes entwickelt wird, als vielmehr in einigen verstreuten Aphorismen philosophiekritischer Schriften der späteren Jahre. Eine zentrale Rolle spielt dabei der Aph. 34. der „Fröhlichen Wissenschaft“, der Nietzsches geschichtsphilosophischen Grundgedanken in nuce darstellt und auf den ich im folgenden Abschnitt näher eingehen möchte. Zu seiner Erläuterung werde ich anschließend eine Reihe weiterer Bemerkungen aus der Mitte der achtziger Jahre heranziehen.

## II. „Historia abscondita“

„Fröhliche Wissenschaft“, Aphorismus 34:

**Historia abscondita.** – Jeder grosse Mensch hat eine rückwirkende Kraft: alle Geschichte wird um seineswillen wieder auf die Wage gestellt, und tausend Geheimnisse der Vergangenheit kriechen aus ihren Schlupfwinkeln – hinein in *seine* Sonne. Es ist gar nicht abzusehen, was Alles einmal noch Geschichte sein wird. Die Vergangenheit ist vielleicht immer noch wesentlich unentdeckt! Es bedarf noch so vieler rückwirkender Kräfte!

Der Titel „Historia abscondita“ spielt an auf die – vor allem bei Luther ausgeprägte – theologische Lehre vom offenbaren und vom verborgenen Gott. Dabei geht es nicht so sehr darum, daß wir Gottes Natur und Wesen nicht erkennen können, sondern vor allem darum, daß wir seinen Willen im Blick auf den Lauf der Welt häufig nicht erraten, seine Ratschlüsse und sein Handeln nicht immer verstehen können, es geht um die Unverfügbarkeit des göttlichen Heilshandelns. Analog soll es sich, so scheint der Titel anzudeuten, mit der Geschichte verhalten. So heißt es in dem zentralen Satz des Aphorismus: „Es ist gar nicht abzusehen, was Alles einmal noch Geschichte sein wird. Die Vergangenheit ist vielleicht immer noch wesentlich unentdeckt!“ Wie nach theologischer Lehre erst am Ende der Zeiten durch das göttliche Gericht offenbar wird, was der Wille Gottes gewesen ist, so vermutet Nietzsche hier, daß es sich (immer) erst künftig zeigen wird, was in der Vergangenheit geschehen ist, was die Geschichte zu berichten hat. Es wird sich, solange die Zeit dauert, d. h. solange Welt gedacht und dargestellt wird, immer wieder auf neue Weise zeigen, allerdings ohne jemals an einem Tag des letzten Gerichts zur ultimativ-apokalyptischen Vollendung zu gelangen.

In diesem Sinn betätigt sich Nietzsche selbst in den meisten seiner Werke als Entdecker. Alles, was er liest, erscheint, wenn er davon berichtet, als Neuentdeckung. Seine Relecture der Vergangenheit beläßt nichts so, wie es bislang gewesen ist oder gelesen wurde. Philosophiehistorisch besonders wirkungsmächtig erwies sich z. B. seine Entdeckung, Neuentdeckung, manche sagen ‚Erfindung‘ der Vorsokratiker als einer „zusammengehörigen Gesellschaft“<sup>5</sup> und dementsprechend einer eigenständigen ‚Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen‘. Es geht also um Entdeckungen, die nicht in unbekannten Fernen, auch nicht in der unbe-

<sup>5</sup> Nietzsche, (Anm. 3) 809.

kannten Zukunft liegen, sondern in scheinbar bekannter und vertrauter Vergangenheit. Daß sie sich ereignen und unser Bild, das herrschende Bild der Vergangenheit, verändern werden, ist gewiß, daß sie dieses Bild „wesentlich“ neu- oder umgestalten werden, kann nur vermutet werden: „vielleicht“. Erlebte wie erzählte Geschichte wäre danach *lecture* als Repräsentation/Darstellung von Geschehen, Geschichtsschreibung *reflektierte relecture* als Imitation von Repräsentiertem/Dargestelltem.

Nietzsche spricht hier nicht von ‚Bildern‘ der Vergangenheit, wie dieser Kommentar es tut, sondern von der Vergangenheit selbst. Diese Differenz bedarf einer Erläuterung: Jedes Wort ist mißverständlich oder jedenfalls unterschiedlich deubar. Offenkundig ist, daß es sich bei der Rede von ‚Bildern der Vergangenheit‘ nicht um eine Differenz zwischen dem einen Original und unterschiedlich genauen Abbildungen desselben handeln soll. Allerdings kann Nietzsches Rede von „der“ Vergangenheit und „ihren“ tausend Geheimnissen die Vorstellung hervorrufen, sie, die Vergangenheit, lasse zu verschiedenen Zeiten und aus unterschiedlichen Perspektiven andere Teile oder Aspekte ihrer selbst erkennen, bliebe insgesamt aber die, die sie schon immer gewesen sei. Man könnte nun, um dieses Mißverständnis zu vermeiden, von verschiedenen ‚Vergangenheiten‘ im Plural reden, doch das wäre nicht nur aus grammatischen Gründen mißlich. Denn es geht um Versionen der Vergangenheit, die denselben Raum und dieselbe Zeit sich gegenseitig streitig machen. Diesen Schwierigkeiten gegenüber scheint die ambivalente Rede von den ‚Bildern der Vergangenheit‘ insofern geeigneter zu sein, als sie den unergründlichen Singular des Dargestellten mit dem offenbaren Plural der Darstellungen unauflöslich verbindet. Es muß nur erinnert und festgehalten werden, daß das Dargestellte (der Gegenstand der Geschichte) nicht anders als *in* einer und *durch* eine Darstellung wirklich ist; oder anders ausgedrückt, daß (auch) die Vergangenheit nur ein Modus der Gegenwart unseres Bewußtseins ist, wie die Zeitspekulation seit Augustinus zu berichten weiß.

Der bis hierher entwickelte Grundgedanke des Aphorismus mag verständlich und überzeugend erscheinen, auch für eine gegenwärtige Reflexion auf Geschichte. Er ist weder neu, noch dürfte er überraschend klingen, und er entspricht zudem der überwältigenden Erfahrung im Umgang mit unterschiedlichen Texten der Geschichtsschreibung. Aus deutscher, französischer oder russischer ‚Perspektive‘, wie man sagt, wird die Geschichte des Kontinents, dem sich alle der genannten Nationen zugehörig fühlen, bekanntlich sehr unterschiedlich wahrgenommen, und sie wird von Generation zu Generation auch innerhalb der Geschichtsschreibung der einzelnen Nationen noch einmal sehr unterschiedlich dargestellt. Ähnlich in der Philosophiehistorie: Aus der Sicht verschiedener Schulen, Traditionen und auch hier aus der Sicht verschiedener Kontinente oder Kulturen wird derselbe Text, Autor oder ‚Gedanke‘ sehr unterschiedlich wahrgenommen und dargestellt, d. h. ins je eigene Denken übersetzt.

Interessanter und gewiß auch umstrittener sind die Gründe für die sich entfaltenden Unterschiede in der Darstellung ‚derselben‘ Vergangenheit, und diese sind das eigentliche Thema des Aphorismus. Lesen wir den ersten Satz: „Jeder grosse

Mensch hat eine rückwirkende Kraft...“. Der ‚große Mensch‘ ist ein Lieblingsthema der Geschichtsschreibung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit der Wahl dieses Themas erweist sich Nietzsches Aperçu als durchaus zeitgemäß, das dürfte ihm bewußt und seine Absicht sein. Es entspricht der rhetorischen Gestaltung seiner Texte, daß er zunächst an herrschende Meinungen und Vorurteile anknüpft, so gewinnt er seine Leser, um dann, mehr oder weniger abrupt, aus dem Schema des Gewohnten auszubrechen und es provokativ zu verkehren. ‚Große Menschen‘ werden gewöhnlich solche genannt, die die Zukunft ihrer Gemeinschaft sichtbar neu geprägt und gestaltet haben, sei es als Krieger oder Staatsmänner, als Wissenschaftler oder Künstler. Nietzsche verweist nun darauf, daß ein ‚großer Mensch‘ durch sein Dasein auch die Vergangenheit umzudenken nötigt, indem er ihr ein neues Maß vorgibt: „...alle Geschichte wird um seinetwillen wieder auf die Wage gestellt, und tausend Geheimnisse der Vergangenheit kriechen aus ihren Schlupfwinkeln – hinein in *seine* Sonne.“ ‚Große Menschen‘ sind es also, die neue Perspektiven auf scheinbar Bekanntes eröffnen. Sie sind eine Quelle des Lichts (‚Sonne‘), in dem die Vergangenheit sich fortan anders darstellen kann. In ihrem Schein können Figuren und Konstellationen neu geordnet, Ereignisse und Epochen neu gewichtet, Vergessen und Erinnern, Licht und Schatten anders als bisher üblich verteilt werden; und zwar nicht so sehr durch das, was sie über die Vergangenheit denken, sagen oder schreiben, sondern durch ihr Dasein, ihr Denken, Sprechen und Schreiben insgesamt.

### III. Rückwirkende Kräfte

Nach dieser ersten Lesart des Aphorismus, so zeitgemäß wie zeitgebunden, wird Geschichte auf große Menschen zurückgeführt, die nicht nur die Gegenwart verändern und damit die Zukunft gestalten, sondern indirekt auch die Vergangenheit, indem das herrschende Bild derselben unter ihrem Bann sich neu organisieren muß. Man kann diesen Gedanken als einen Ausdruck des Perspektivismus verstehen, mit dem Nietzsches Denken insgesamt charakterisiert zu werden pflegt. Mit einer Kritik an dieser Charakterisierung, vielleicht auch nur an der Wortwahl, möchte ich zu einer zweiten Lesart des Aphorismus überleiten, die sich durch einen Seitenblick auf andere Äußerungen des Werks eröffnet, um damit zu einem neuen, vielleicht tieferen, jedenfalls modifizierten Verständnis von Nietzsches Geschichtsdenken zu gelangen, von dem ich denke, daß es seiner metaphysik- und sprachkritischen Grundhaltung besser entspricht.

Das perspektivische Denken oder der Perspektivismus hat seinen philosophiegeschichtlichen Ort bei Leibniz. Jede Monade ist ein Kraftzentrum, das die Welt auf je individuelle Weise perspektivisch perzipiert. Das entspricht dem gewöhnlichen Verständnis der Perspektive, die ihren Ursprung in einem Betrachtersubjekt hat, für das und von dem her sich die Welt aus dem je eigenen Blickpunkt ordnet und gestaltet. Ein solches Verständnis des ‚Perspektivismus‘ wäre zur Charakteri-

sierung von Nietzsches Geschichtsbild wie seines Denkens im allgemeinen unzureichend. Im Aphorismus 34. „Fröhliche Wissenschaft“ zeigt sich dieser Mangel schon im Blick auf die Wahl der Metapher für den großen Menschen. Der große Mensch, von dem Nietzsche hier schreibt, wirkt nicht wie ein Lehrmeister, der die Blicke seiner Lehrlinge lenkt, sondern wie eine ‚Sonne‘, die die Lichtverhältnisse in ihrem Umkreis verändert. Die Geheimnisse der Vergangenheit, die sein Erscheinen sichtbar macht, sind nach ihm allen gegenwärtig. Wer nicht die Augen verschließt, wer überhaupt zu sehen fähig ist, kann sich den neuen ‚Entdeckungen‘ nicht verschließen. Es ist eine in die Vergangenheit zurückwirkende Kraft, die sich hier äußert. Und sie ist eine solche Kraft nur, insofern sie sich rückwirkend, d. h. die gegenwärtige Gestalt der Geschichte erschütternd und neue Vergangenheiten evozierend, äußert. In der Reaktion der anderen erweist sie sich als mächtig, aber sie ist nicht Täter, nicht Bewirker der Veränderungen, die sich in ihrem Licht, eher noch in ihrem Schatten, ereignen.

Die Stärke einer Kraft zeigt sich, ganz allgemein gesprochen, erst an der und durch die Stärke einer Gegenkraft. Das soll nun auch für die Deutung der Geschichte gelten: Die Aufnahmebereitschaft für eine neue Botschaft aus der Vergangenheit ist ebenso wichtig wie diese selbst. Dabei geht es nicht nur um eine allgemeine Fähigkeit (*capacitas*), sondern um ein konkretes Bedürfnis (*conatus*), das sich irgendwo zwischen dem Wunsch nach Verklärung und dem Wunsch nach Verleumdung von Stimmen aus der Vergangenheit äußert. Für ein noch unartikulierte Bedürfnis seiner Zeit das rechte Wort am rechten Ort zu finden, das ist es, was den ‚großen Menschen‘ allgemein auszeichnet. Stimmen, Texte, Zeichen der Vergangenheit so zu deuten, daß sie der Gegenwart etwas zu sagen haben und auf ihre Weise jenem Bedürfnis antworten, das ist die Aufgabe des Philologen. Das ist es im übrigen auch, worum Nietzsche selbst sich stets bemüht, nachdem (obwohl oder weil?) dieses Bemühen in dem ersten großen Versuch des jungen Philologen, die Vergangenheit zukunftsweisend neu zum Sprechen zu bringen, mit der Veröffentlichung der „Geburt der Tragödie“ in lebensentscheidender Weise fehlgeschlagen war. Alle rhetorische Anstrengung seiner Autorschaft ist auf diesen Kairos des Wortes ausgerichtet; alle philologische, genealogische, historische Anstrengung auf die Entdeckung solcher Momente einer nicht nur möglichen, sondern der jeweils anstehenden Uminterpretation von Zeugnissen der Vergangenheit.

Losgelöst von eigenen und überhaupt von philologischen Absichten beschreibt Nietzsche diesen Prozeß der Uminterpretation der Vergangenheit im allgemeinen Bewußtsein einer Nachwelt ausgehend von jeweils einer von zwei gegensätzlichen Interessenlagen, vom Wunsch nach rückwirkender Verklärung der Ereignisse oder vom Interesse an ihrer rückwirkenden Verleumdung. Dazu je ein markantes Beispiel:

(a) Wie es zuletzt noch, in aller Helligkeit der neueren Zeiten, mit der französischen Revolution gegangen ist, jener schauerlichen und, aus der Nähe beurtheilt, überflüssigen Posse, in welche aber die edlen und schwärmerischen Zuschauer von ganz Europa aus der Ferne her so lange und so leidenschaftlich ihre eignen Empörungen und Begeisterungen hinein interpre-



tirt haben, *bis der Text unter der Interpretation verschwand*: so könnte eine edle Nachwelt noch einmal die ganze Vergangenheit missverstehen und dadurch vielleicht erst ihren Anblick erträglich machen.<sup>6</sup>

Das erinnert nicht nur an den Gedanken von der ästhetischen Rechtfertigung des Daseins nach der „Geburt der Tragödie“, sondern auch an gemeinschaftsstiftende Mythenbildung, wie sie von der historischen Forschung noch in jeder nationalen Erinnerungskultur nachgewiesen werden konnte. Nietzsche geht auch hier wieder von einem allgemein geläufigen Beispiel aus: Es war kein Geheimnis, wie stark Darstellungen der Französischen Revolution (Versuche zu beschreiben, was wirklich geschehen ist) im Bewußtsein der Mit- und der Nachwelt manipuliert wurden, *„bis der Text [das Ereignis] unter der Interpretation [den Worten und Absichten der Darstellung] verschwand“*. Etwas von dieser Fiktionalisierung, so vermutet Nietzsche hier, ist in aller Vergegenwärtigung von Vergangenheit am Werk, insbesondere aber, wenn sie in *monumentalischer Absicht* geschieht.

Umgekehrt verfährt der Historiker, der in kritischer Absicht schreibt. Er will die Gegenwart von der Last vorbildlicher Leistungen der Vergangenheit befreien.

(b) Habt ihr kein Mitleiden mit der Vergangenheit? Seht ihr nicht, wie sie preisgegeben ist und von der Gnade dem Geiste der Billigkeit jedes Geschlechts wie ein armes Weibchen abhängt? Könnte nicht jeden Augenblick irgend ein großer Unhold kommen, der uns zwänge, sie ganz zu verkennen, der unsre Ohren taub gegen sie machte oder gar uns eine Peitsche in die Hand gäbe, sie zu mißhandeln?<sup>7</sup>

In jedem Veränderer, letztlich schon in jeder neuen Generation, die von der Zeit heraufgeführt wird, steckt ein solcher ‚Unhold‘, so lautet die Botschaft dieses Fragments<sup>8</sup>.

Diese polare Exemplifizierung der Produktionsbedingungen von Geschichte, für deren Triftigkeit Historiker zahllose Beispiele aus der Geschichte der Geschichtsschreibung anführen können, entspricht einer diskursphilosophischen Grundthese Nietzsches, die besagt, daß jede Darstellung auf ein Gefühl antwortet (Nietzsche spricht hier häufiger von ‚Bedürfnis‘) und zugleich eine Wertung ausdrückt. Danach würden sowohl der Gang der Geschichte als auch ihre Wahrnehmung, welche beiden Seiten wohl zu unterscheiden, aber nicht zu trennen sind, durch Gefühle angetrieben, daher die Polarität. Unter Gefühlen wäre das zu verstehen, was unser Denken und Handeln bestimmt (nicht determiniert, sondern inkliniert), ohne daß wir es (schon) auf Begriffe bringen könnten. Nicht nur haben

<sup>6</sup> Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse* 38 (= KSA 5, 56).

<sup>7</sup> Nietzsche, *Nachgelassene Fragmente*, Herbst 1881, KGW, Bd. V, 15[51] (= KSA 9, 651f.).

<sup>8</sup> Ausgewogen beide Interessenlagen berücksichtigend, schreibt Nietzsche in „Also sprach Zarathustra III“, „Von alten und neuen Tafeln“, Abs. 11, und faßt damit diesen Gedanken prägnant zusammen: „Diess ist mein Mitleid mit allem Vergangenen, dass ich sehe: es ist preisgegeben, – / – der Gnade, dem Geiste, dem Wahnsinne jedes Geschlechtes preisgegeben, das kommt und Alles, was war, zu seiner Brücke umdeutet! / Ein großer Gewalt-Herr könnte kommen, ein gewitzter Unhold, der mit seiner Gnade und Ungnade alles Vergangene zwänge und zwängte: bis es ihm Brücke würde und Vorzeichen und Herold und Hahnen-schrei.“ (KSA 4, 254).

unsere Gefühle eine Geschichte, sondern auch das Umgekehrte gilt: Unsere Geschichte – was uns Geschichte sagt und zeigt und bedeutet – erwächst aus Gefühlen, näher aus einem Blick, der durch Gefühle geleitet ist, die irgendwo zwischen dem Wunsch nach Verklärung und dem Wunsch nach Verleumdung liegen, gewöhnlich aber wohl auf beide verteilt sind.

Doch was bestimmt die zwar auch gefühlsgetriebene, aber doch vernunftgeleitete und planmäßig betriebene, die wissenschaftlich reflektierte Interpretation des Vergangenen? Für die Historie als Wissenschaft gibt bereits die frühe Schrift „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“ die seither für Nietzsche gültige, wiewohl ernüchternde Antwort: In jeder ihrer möglichen Gestalten kann und soll die Historie dem Leben dienen. Wenn sie nicht völlig einem sinnentleerten Wissenstrieb verfällt, verdankt auch sie sich immer einem interessierten und besorgten Blick zurück in die Zukunft, einem Blick, der sich dadurch auszeichnet, daß er immer wieder methodisch kommuniziert und kontrolliert sowie disziplinär legitimiert wird. Auch Historiker lesen – mit mehr oder weniger Geschick und mit wechselndem Erfolg – unsere Zukunft in der Vergangenheit. Und es ist die Zukunft, die sie über Mängel und Fehler in der Darstellung der Vergangenheit belehren wird, so daß (auch) sie ihr Bild der Vergangenheit unter dem Druck einer veränderten Zukunft revidieren müssen.

Dazu noch zwei abschließende Zitate aus den „Nachgelassenen Fragmenten“, eines, das die Vieldeutigkeit der Zeichen der Vergangenheit betont, ein anderes, das den Akzent auf das wertsetzende Individuum legt, dessen Wort den Sinn dieser Zeichen neu und für eine gewisse Zeit maßgebend zu bestimmen vermag.

Ein Faktum, ein Werk ist für jede Zeit und jede neue Art von Mensch von *neuer* Beredsamkeit. Die Geschichte redet immer *neue Wahrheiten*.<sup>9</sup>

Alles Vergangene ist eine Schrift mit hundert Sinnen und Deutungen und wahrlich! ein Weg zu *vielen* Zukünften! wer aber der Zukunft Einen Sinn giebt, der bestimmt auch die Eine Deutung des Vergangenen.<sup>10</sup>

In jedem Fall gewinnt das Zeichen, das die Vergangenheit darstellt, Bedeutung erst durch seine und in seiner Interpretation. Das eine Zitat betont die Fülle möglicher Interpretationen, das andere deren jeweils wirkliche Bündelung durch eine starke rückwirkende Kraft. Es geht bei der Deutung bzw. Bestimmung der Vergangenheit immer um rückwirkende Kräfte. Im Blick auf verschiedene, nicht nur allgemein denkbare, sondern auch gegenwärtig anschlussfähige Zukünfte geht es ferner um konkurrierende rückwirkende Kräfte. Solche Kräfte können sehr stark sein, doch sie wirken nicht so, wie wir die Wirkung natürlicher Kräfte verstehen. Ihre Kraft ist nur wirksam, wenn und insofern die Botschaft, die sie repräsentieren, angenommen wird. Es handelt sich um Kräfte der Interpretation.

<sup>9</sup> Nietzsche, Nachgelassene Fragmente, Herbst 1883, KGW, Bd. VII, 16[78] (= KSA 10, 525).

<sup>10</sup> Nietzsche, Nachgelassene Fragmente, Ende 1883, KGW, Bd. VII, 22[3] (= KSA 10, 624).

## IV. Horizonte der Geschichtsbildung

Die Geschichte der Philosophie ist ein dankbares Feld, auf dem sich die Zukünftigkeit des Vergangenen oder die Unerschöpflichkeit der Geschichte aufgrund der Macht rückwirkender Kräfte vielfältig demonstrieren läßt. Lyotard schrieb einen Aufsatz mit dem bezeichnenden Titel „Nach‘ Wittgenstein“, in dem er skizziert, wie wir philosophische Texte nach dem Auftritt Wittgensteins auf der Bühne des Denkens und in welchem Sinn wir sie anders zu lesen zunächst eingeladen, später vielleicht auch genötigt sind. Der Anlaß für eine solche Zuwendung ist zunächst „nur‘ ein Gefühl“, aber seine Folgen sind unwiderstehlich: „Man muß, man wird von dieser Art des Denkens verkettet müssen. Man weiß noch nicht wie. Das ‚nach‘ steht noch nicht fest. Was aber feststeht, ist, daß man auf dieses Denken Rücksicht nehmen, daß man ihm Rechnung tragen wird.“<sup>11</sup> Entsprechendes gilt natürlich ebenso für den negativen Affekt gegenüber neuem, fremden Denken. Aus dieser Perspektive wird (z. B. auch) verständlich, warum Wittgenstein auf der deutschen Bühne der Philosophie so lange Zeit zuerst der Auftritt und dann die Anerkennung verweigert wurden. Ähnliches ist bekanntlich auch bei der Rezeption Nietzsches zu beobachten, der diesen Vorgang selbst so beschreibt: „die Geschichte handelt fast nur von diesen *schlechten Menschen*, welche später *gut-gesprochen* worden sind!“<sup>12</sup> Der Autor mag hier, zeitgemäß, an Alexander oder Napoleon denken. Doch Entsprechendes läßt sich auch über ihn, über Wittgenstein und über andere nachmals große Gestalten der Philosophiegeschichte sagen.

Eine allgemeine Schlußbetrachtung soll den Horizonten der Geschichtsbildung gelten. Die Geschichte, wie sie uns erzählt wird und wie wir sie uns erzählen, die Geschichte, aus und in der wir wirklich leben, hat viele denkbare Väter und Mütter. ‚Große Menschen‘ können als ihre Quelle angesehen werden, so sah es das 19. Jahrhundert gern, ebenso sehr aber eine Mit- und Nachwelt, die unter dem Bann der Großen steht, welche ihrerseits nur deshalb und insofern ‚Große‘ heißen können, als ihre Mit- und Nachwelt sich unter ihren Bann zu stellen bereit ist. Andere Zeiten kennen keine Helden. Eine Gegenposition zum Geschichtsbild der großen Individuen hat sich im Strukturalismus herausgebildet, der mit den Helden die Subjekte verabschiedet und statt dessen das Wirken anonymer Kräfte lehrt. Hier ist es die Sprache, die spricht, nicht der Sprecher. Doch auch diese Gegenposition hat(te) ihre Zeit.

Jeder solche Horizont für Entwürfe von Vergangenheit, den wir uns aneignen, in dem wir stehen und dem wir vertrauen, verdankt sich einer bestimmten geschichtsphilosophischen ‚Perspektive‘. Obwohl Perspektive, folglich kontingent und im Prinzip mit anderen Perspektiven konkurrierend, ist die jeweils eingenommene Perspektive keineswegs willkürlich. Zumindest wäre es unbefriedigend, solches anzunehmen, denn das würde die Wahrnehmung von Geschichte,

<sup>11</sup> Jean Francois Lyotard, „Nach“ Wittgenstein (Liberation, 1. März 1983), in: Grabmal des Intellektuellen (Paris 1984, dt. Wien 1985) 68–74, zit. 68.

<sup>12</sup> Nietzsche, Morgenröthe 20 (= KSA 3, 33).

die Wahrnehmung eines Sinnzusammenhangs der Ereignisse unmöglich machen. Aber nach welchen Kriterien wurde und wird entschieden, wenn es um den Horizont von Geschichte geht, entschieden zwischen Perspektiven, wie sie z.B. der Ratschluß Gottes, die Bedürfnisse des Lebens, das Murmeln der Geschichte an den Brüchen ihrer Epochen eröffnen? Eine müßige Frage, denn die Suche nach Entscheidungskriterien findet hier keinen festen Punkt außerhalb. Doch es muß entschieden werden, es ist in aller Regel schon entschieden, wenn wir Geschichte wahrnehmen. Eine weiterführende, jedenfalls die für uns interessante Frage ist eine ganz andere, nämlich die folgende: Wer hat das Wort, wenn es darum geht, unsere Geschichte darzustellen? Wem wird es erteilt, kraft welcher Autorität? Ist, wer uns die Geschichte deutet, das Sprachrohr einer höheren Macht: Gottes, des Zeitgeistes, des Volksgeistes, des Klassengeistes, des Systems (der *epistème*), einer großen Erzählung, der Sprache? Auch das scheint uns heute eine eher müßige Frage geworden zu sein.

Doch die Frage kehrt in anderer Gestalt zurück: Wer hat die Verantwortung für unsere Geschichte? *Wir* können uns dieser Verantwortung für die Geschichte, für unser Bild der Geschichte wie für die Rolle des Menschen in ihr, immer nur aus unserer Lage heraus und nach bestem Wissen und Gewissen, wie eine historische Formel das nennt, zu stellen versuchen. Wir sind an eine, d.h. also zunächst an die jeweils vorgegebene Perspektive gebunden, sie eröffnet überhaupt erst Raum für Geschichte. Nur in ihr, in diesem Raum können wir historische Wahrheit finden, bedingte Wahrheit zwar, aber doch eine solche, die uns etwas angeht, die uns leben läßt. Die unbedingt wahre Geschichte gibt es nicht, sie ist ein ausgeträumter Alptraum. Immerhin können wir lernen, im Umgang mit der Geschichte empfindlich zu werden für fremde Perspektiven und aufmerksam auf Veränderungen der Zeit, von der auch die scheinbar so festen Horizonte unserer geschichtlichen Welt mitgenommen werden.



Giuseppe Cacciatore

## Leben und Struktur

### Dilthey und die Zweideutigkeit der Sprache der Geschichte

Der Ausdruck „Sprache der Geschichte“ ist grundlegend zweideutig. Und diese semantische Zweideutigkeit liegt, wie bekannt ist, im Begriff der Geschichte selbst, eine Zweideutigkeit, die man – wie Marrou in seinem bekannten Buch<sup>1</sup> zeigt – in allen modernen Sprachen finden kann. Sie beruht auf der Tatsache, daß dieser Begriff sowohl die Gesamtheit der erkennenden und wissenschaftlichen Verfahren der Erklärung und Erzählung von Ereignissen bezeichnet als auch die Realität der geschichtlichen Begebenheiten selbst. Selbst wenn man die Mehrdeutigkeit des Begriffs einbezieht (die Geschichte als Vergangenheit, die Geschichte als Tradition, die Geschichte als Sein, die Geschichte als Gedächtnis, die Geschichte als Ereignis), läßt sich, so glaube ich, der Diskurs auf eine umfassende Polarität zurückführen: die Geschichte als *geschichtliche Welt* und die Geschichte als *Gegenstand der Geschichtsschreibung*. In einer solchen Polarität kann, meines Erachtens, die Art und Weise gesehen werden, mit der ein Denker wie Dilthey die Sprachen der Geschichte und die möglichen Modulationen betrachtet, mit denen die Geschichte zum Leben des Menschen und zu seinen psychologischen, ethischen und erkennenden Artikulationen sprechen kann.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich endgültig die Auffassung durchgesetzt, daß die Geschichte vom Gesichtspunkt der Individuation und der definitorischen Bestimmungen der Methoden der Geschichtsforschung aus zu betrachten sei<sup>2</sup>. Der Begriff des Geschichtsbewußtseins ist von diesem Standpunkt aus nicht in einem abstrakten Sinne zu verstehen als etwas, das vor oder außerhalb der Geschichte besteht, oder im Sinn einer aus jeder räumlich-zeitlichen und sozialen Bedingung herausgelösten Entität. Es geht hier vielmehr um die Tendenz (sie kennzeichnet die moderne Kultur und wird im Laufe des 19. Jahrhunderts vorherrschend), wieder Formen eines historischen Selbstverständnisses zu finden; es ist hier die Tendenz einer jeden Gegenwartigkeit gemeint, sich mit ihrer Vergangen-

<sup>1</sup> H.-J. Marrou, *De la connaissance historique* (Paris 1954) 38 ff.

<sup>2</sup> Ich verwende hier einige Formulierungen, die ich unter dem Stichwort Geschichtsphilosophie erarbeitet habe, das ich für die Enzyklopädie Philosophie, hrsg. von H. J. Sandkühler, Bd. II (Hamburg 1999) 1073 ff., geschrieben habe.

heit auseinanderzusetzen<sup>3</sup>. Die Geschichte ist nun nicht mehr lediglich Geschichte Gottes, Geschichte des Menschengeschlechts oder der Natur, sie ist vor allem Geschichte der Individualitäten (Völker, Nationen, Staaten, Klassen), der politischen Besonderheiten und der konkreten nationalen Bestimmtheiten, aber auch die der öffentlichen Meinung. „Geschichte wird nicht nur von Historikern reflektiert und präsentiert, sie durchdringt vielmehr das Bewußtsein der kulturellen und politischen Öffentlichkeit.“<sup>4</sup> Die Sprache (oder besser gesagt die Sprachen) der Geschichte kann die Modalitäten bezeichnen, in denen die Menschheit spricht, in denen die Gesellschaftsgruppen, die Gemeinschaften und die Nationen sprechen. Und das bedeutet, daß diese nicht nur das Objekt und den Sinn der Geschichtsphilosophien betrifft, sondern auch das Interessengebiet der Philosophie und der Sprachwissenschaft selbst. Jürgen Trabant hat erst vor kurzem bemerkt, daß es auch für den Sprachwissenschaftler eine große Herausforderung ist, zu wissen, welche Sprache die Geschichte spricht, und ihren Wortschatz zu kennen. Besonders nach der Begegnung aus nächster Nähe von Sprache und Geschichte, die durch eine Reihe von „sprachlichen Wenden“ – von Vico zu Herder, von Humboldt zu Dilthey, von Wittgenstein zu den hermeneutischen Philosophien und schließlich zum linguistic turn – begünstigt wurde, könnte man geradezu eine neue Teil-Disziplin der Linguistik entwerfen: die Linguistik der Geschichte<sup>5</sup>.

Eine wichtige Rolle übernimmt in der Philosophie nach dem Tod Hegels der Diskurs über den Sinn und die Bedeutung der Geschichte, die im wesentlichen als Ganzheit der Erfahrungen des menschlichen Lebens verstanden wird, als Gesamtheit der Tatsachen und der Äußerungen, die – nach einem Ausdruck Diltheys – den „ganzen Menschen“<sup>6</sup> in seiner Art der Erkenntnis, in seinen Handlungen und in seinem Empfinden formen. Mit diesem Versuch, der die Vielfalt der wirksamen Kräfte des Menschen zum bevorzugten Objekt der Geschichte macht, beginnt jener Prozeß, der in den folgenden Jahrzehnten zu einer immer größeren Übereinstimmung von Geschichte, Psychologie und Anthropologie führt. „Die Theorie dieser psychologischen Lebenseinheiten ist die Anthropologie und die Psychologie. Ihr Material bildet die ganze Geschichte und Lebenserfahrung ... Die Verwertung des ganzen Reichtums der Tatsachen, welche den Stoff der Geisteswissenschaften überhaupt bilden, ist der wahren Psychologie sowohl mit den Theorien, von denen demnächst zu sprechen sein wird, als mit der Geschichte gemeinsam.“<sup>7</sup> Es besteht kein Zweifel darüber, daß – wie Humboldt geschrieben und später auch Ranke bestätigt hatte – „die Aufgabe des Geschichtschreibers die Darstellung des Geschehenen ist“. Die Geschichte darf hierbei nie auf das Ereignis und seine bloße Beschreibung beschränkt werden. Vom philosophischen Standpunkt aus gesehen

<sup>3</sup> Vgl. O. Hauser, *Geschichte und Geschichtsbewußtsein* (Göttingen, Zürich 1981) 7f.

<sup>4</sup> Vgl. W. Hardtwig, *Geschichtskultur und Wissenschaft* (München 1990) 7.

<sup>5</sup> Vgl. J. Trabant, *Sprache der Geschichte*, in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs* 2002 (München 2003) 42.

<sup>6</sup> Vgl. W. Dilthey, *Einleitung in die Geisteswissenschaften*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. I (Stuttgart, Göttingen 1966) XVIII.

<sup>7</sup> Ebd. 29.

bildet sie nämlich den Schlüssel zur Individuation und zum Verständnis der Gesamtheit der Lebenserfahrungen. Auch Humboldt behauptete, daß die Spekulation, Erfahrung und Dichtung nicht voneinander getrennte und gegensätzliche Elemente der menschlichen Tätigkeit sind, sondern vielmehr ihre Artikulationen. „Der Geschichtsschreiber umfaßt alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen; die Summe des Daseyns ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muß daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen.“<sup>8</sup>

Da die Geschichte (und nicht mehr nur die Natur) als Material, mit dem die Geschichtswissenschaft arbeitet, und zugleich als Tatsache der menschlichen Erfahrung in ihrer Totalität auftritt, ergibt sich die Notwendigkeit, eine Historik zu entwickeln, die nicht nur eine „Encyclopädie und Methodologie der Geschichte“ ist, sondern auch eine philosophisch-hermeneutische Theorie, die die besondere Realität der menschlichen Erfahrung zu verstehen vermag.

Erst in den Analysen von Wilhelm Dilthey beginnt sich der methodologische, aber auch und vor allem philosophische Aspekt abzuzeichnen, der die Geschichte in ihrer Zweifachheit als *geschichtliche Welt* und als bevorzugtes Objekt nicht nur der Geschichtsschreibung, sondern auch der Gesamtheit der *Geisteswissenschaften* betrachtet. Dilthey konzentriert seine Forschung auf die Hypothese einer anthropologischen und psychologischen Begründung der Geisteswissenschaften, indem er das kritisch-transzendente Projekt Kants weiterentwickelt und erweitert. Der Auflösungsprozeß der traditionellen Metaphysik und Geschichtsphilosophie ist zu Ende geführt worden: Im Mittelpunkt der geschichtlichen Welt steht der wirkliche Mensch, der nicht in der alleinigen abstrakten erkennenden Dimension betrachtet wird, sondern in der Gesamtheit seiner wollenden, fühlenden und vorstellenden Erlebnisse<sup>9</sup>. Das Individuum muß für Dilthey in der Komplexität seiner grundlegenden Elemente analysiert werden. Dem geschichtlichen Zusammenhang muß sich daher der begründende psychische Zusammenhang anschließen. Die geschichtliche Individualität ist keine abstrakte Monade (das isolierte Individuum, sagte Dilthey in der „Einleitung“ von 1883, ist eine Abstraktion, die nirgendwo existiert<sup>10</sup>), sie ist vielmehr die einzig wahre Universalität, sie ist die Quelle, aus der jede in der Weltgeschichte gegenwärtige aktive Kraft entspringt. Im Leben des geschichtlichen Subjekts – und nicht nur im strengen Apriori der Erkenntnisfähigkeit – werden die geschichtlichen und gesellschaftlichen Kategorien, durch die die historische Vernunft die Verständnisprozesse der Realität fördert, aktiv. In der Fortsetzung einer von Vico<sup>11</sup> begonnenen Linie in der moder-

<sup>8</sup> Vgl. W. v. Humboldt, Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers (1821), in: Werke, Bd. I (Darmstadt 1980) 587.

<sup>9</sup> Vgl. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften (wie Anm. 6) XVII–XVIII.

<sup>10</sup> Ebd. 31 f.

<sup>11</sup> Daß man in Vico ein klares Antezedens zu den Prozessen des Aufbaus der Geschichtswissenschaft sehen kann, wird von Triabant im Hinblick auf die Tatsache bestätigt, daß in der Scienza Nuova nicht nur die Möglichkeit einer Sprache der Geschichte theoretisch gefaßt wird, sondern auch die Notwendigkeit, eine Sprache der Wissenschaft von dieser Geschichte



nen Philosophie wird das Objekt der geschichtlichen Erkenntnis von Dilthey in die Objektivierungsprozesse des Lebens eingereiht und dank der Methoden des Verstehens zur Materie der Geisteswissenschaften, einer Materie, die dadurch, daß sie unmittelbar vom Menschen erzeugt wird, noch besser zu verstehen ist. Im Zusammenhang, der zwischen Leben, Ausdruck und Verstehen entsteht, baut sich nicht nur die Realität der geschichtlichen Welt auf, sondern es verwirklicht sich auch eine ganz neue logische und kognitive, aber auch ethische Struktur der Beziehungen zwischen dem Selbst und dem Anderen, zwischen dem Selbst und der Welt.

Wenn die Geschichte vor allem Zusammenhang ist – der Zusammenhang ist für Dilthey eine Kategorie, die aus dem Leben selbst entsteht<sup>12</sup> –, wenn sie eine Struktur von vielfältigen Erlebnissen ist, dann versteht sich, daß diese nicht mehr als Objekt einer abstrakten Philosophie oder einer aprioristischen Metaphysik zu verstehen ist, sondern als Begründung und „Tatsache“ der Geschichtswissenschaft, d. h. der Analyse der Strukturzusammenhänge (Individuum, Gemeinschaften, Kultursysteme), die die Herrschaft des Geistes ausmachen<sup>13</sup>. Somit haben sich die beiden möglichen Gründungswege der Geschichtlichkeit endgültig voneinander getrennt: der Weg, auf dem die Geschichtsphilosophie die Bildung und Definition von unbedingten Normen und Werten einem absoluten überindividuellen Geist anvertraut hat, und der Weg der kritischen Geschichtswissenschaft, „welche jedes transzendente und metaphysische Prinzip für das Verständnis der geistigen Welt verwirft ... Sie leugnet jedes Wissen von einem unbedingten Wert, einer schlechthin gültigen Norm, einem göttlichen Plan oder einem im Absoluten gegründeten Vernunftszusammenhang. Indem sie so die Relativität jedes menschlich, geschichtlich Gegebenen ohne Einschränkung anerkennt, hat sie zu ihrer Aufgabe, aus dem Stoff des Gegebenen ein objektives Wissen über die geistige Wirklichkeit und den Zusammenhang ihrer Teile zu gewinnen.“<sup>14</sup> Das problematische Erbe der Kritik Diltheys an der geschichtlichen Vernunft liegt in diesem bewußten Schwanken der Geschichtsauffassung zwischen der Suche nach Zusammenhängen, Prozessen, Relativitätselementen einerseits und der nie erloschenen Tendenz zu einer Bestimmung von stabilen Formen der Totalität (den sogenannten Weltanschauungen) andererseits. Das Leben selbst ist Wirkungszusammenhang, es ist die Verbindung von Totalitäten, die man jedoch nur durch die Prozesse des individuellen Verstehens erfahren kann. „Der Historiker kann nicht auf den Versuch verzichten, Geschichte aus ihr selbst zu verstehen auf Grund der Analyse der verschiedenen Wirkungszusammenhänge.“<sup>15</sup> Deshalb kann die Geschichtlich-

zu definieren. „Die Sprache des Ereigniszusammenhangs und die Sprache des Wissens über diesen Ereigniszusammenhang koinzidieren. Die beiden Sprachen der Geschichte fallen zusammen.“ (vgl. *Trabant*, Sprache der Geschichte [wie Anm. 5] 42).

<sup>12</sup> Vgl. W. Dilthey, Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. VII (1968) 105.

<sup>13</sup> Ebd. 148.

<sup>14</sup> Ebd. 116.

<sup>15</sup> Ebd. 173.

keit nicht nur die Grundlage einer Wissenschaft der geschichtlichen Begebenheiten oder der Geschichtsschreibung, sondern auch die Grundlage einer Lebensphilosophie, einer kritischen Lebensphilosophie bilden, die ihre Wurzel in sich selbst findet.

Dieses grundlegende Forschungsprogramm Diltheys (das nicht, wie eine nachlässige Interpretationstradition lange Zeit behauptet hat, als eine reine Methodologie der Geisteswissenschaften verstanden werden kann) zeigt sich bereits deutlich in der Vorrede zur Einleitung von 1883. Hier geht Dilthey bewußt auf Kollisionskurs mit den Vorstellungsphilosophien, mit der Annahme „eines starren a priori unseres Erkenntnisvermögens“. Die Sprache der Geschichte ist nicht mehr nur diejenige, die auf „der Vernunft als bloßer Denktätigkeit“ beruht, sondern die Sprache der menschlichen Natur, die in der Mannigfaltigkeit ihrer Kräfte betrachtet wird. „Jeden Bestandteil des gegenwärtigen abstrakten, wissenschaftlichen Denkens“ – so schreibt Dilthey – „halte ich an die ganze Menschennatur, wie Erfahrung, Studium der Sprache und der Geschichte sie erweisen und suche ihren Zusammenhang. Und so ergibt sich: Die wichtigsten Bestandteile unseres Bildes und unserer Erkenntnis der Wirklichkeit, wie eben persönliche Lebenseinheit, Außenwelt, Individuen außer uns, ihr Leben in der Zeit und ihre Wechselwirkung, sie alle können aus dieser ganzen Menschennatur erklärt werden, deren realer Lebensprozeß am Wollen, Fühlen und Vorstellen nur seine verschiedenen Seiten hat.“<sup>16</sup> Aber wenn die Sprache, die die Geschichte spricht, nicht mehr nur die der Ideen und der Begriffe ist, wenn sie sich vor allem in den psychologischen Erfahrungen, die die Grundlage der Religion wie der Politik, der Kunst wie des Rechts sind, niederschlägt, dann kann sie auch nicht mehr auf die bloße schon gegebene Tatsächlichkeit der Außenwelt begrenzt werden. Was Dilthey als „das hartnäckigste aller Rätsel“ der Philosophie definiert – der Sinn und die Rechtfertigung der Außenwelt – läßt sich nicht mit dem Vorstellen eines Phänomens erklären. „Dem bloßen Vorstellen bleibt die Außenwelt immer nur Phänomen, dagegen in unserem ganzen wollend fühlend vorstellenden Wesen ist uns mit unserem Selbst zugleich und so sicher als dieses äußere Wirklichkeit (d.h. ein von uns unabhängiges anderes, ganz abgesehen von seinen räumlichen Bestimmungen) gegeben; sonach als Leben, nicht als bloßes Vorstellen.“<sup>17</sup>

In der ganzen Artikulation der philosophischen Reflexion Diltheys steht das Problem der Bestimmung und des Verstehens der Sprache, die die Geschichte spricht, im Mittelpunkt, was auch von der Bedeutung bezeugt wird, die – wie die Leser des Philosophen sehr gut wissen – das Thema des Verstehens in seinem Werk einnimmt. Dieses Thema erfüllt im wesentlichen die Forderung nach der Ermittlung einer Beziehung zwischen der psychologischen Grundlage des Lebens (das umfassende und gut gegliederte Netz der Erlebnisse) und der Objektivität der geschichtlichen Welt. Die Analyse des Lebens und der Formen seiner Objektivierung (vor allem in den Sprachen der Kunst, der Religion und des Rechts) ver-

<sup>16</sup> Vgl. *Dilthey*, Einleitung in die Geisteswissenschaften (wie Anm. 6) XVIII.

<sup>17</sup> Ebd. XVIII–XIX.

läßt das sich in Auflösung befindende Gebiet der Philosophie der idealistischen Geschichte und der positivistischen Soziologie. Dabei verzichtet sie jedoch nicht auf ihre besondere Wissenschaftlichkeit (andernfalls würde man den Sinn des Projekts einer Gründung der Geisteswissenschaften nicht verstehen). Das von Dilthey vorgeschlagene Wissenschaftlichkeitsmodell ist im Leben selbst enthalten und kehrt den traditionellen Prozeß um, der vom System zum Leben führt. Die Analyse des Lebens – schreibt Dilthey in einem der Projekte zur Fortsetzung von „Der Aufbau“ – hat zu ihrer Realität „die ganze Extension der gesellschaftlich-geschichtlichen Welt in der ganzen Intensität des anthropologischen Wissens“<sup>18</sup>. Das bedeutet, daß, wenn die Geschichte durch die Objektivierungen des Lebens spricht (und somit interpretiert werden kann) – ein regelrechter „objektiver Geist“, der sich sowohl in der politischen Gemeinschaft äußert als auch in den Kultur- und Beziehungssystemen –, es jedoch formaler und kategorialer Elemente bedarf, die dazu dienen, die psychologischen und logisch-kognitiven Strukturen zu bestimmen und zu interpretieren, innerhalb derer sich die geschichtlich-gesellschaftliche Welt organisiert. Was in der Geschichte spricht, ist – wie Vico schon vorbildhaft gezeigt hat – vor allem die politische Welt. „Die geistige Aneignung der Welt, Sprache und Zeichen“ – hat Trabant geschrieben – „und die gesellschaftliche Organisation sind zwei Seiten desselben Prozesses. Die sprachliche Wende der Philosophie ist also auch eine sprachliche Wende der Politik.“<sup>19</sup>

So kann Dilthey dank der offenen und zweideutigen Beziehung zwischen Leben und Formen (besonders den Formen der Geschichtswissenschaft) den traditionellen Begriff der Totalität bewußt berichtigen, da die Forderung, die geschichtliche Welt als ein Ganzes darzustellen, sich nicht mehr auf die begriffliche Abstraktion und ein ontologisches Prius stützt, sondern auf den Sinn und die Bedeutung der gemeinsamen Elemente, die eine geschichtliche Epoche kennzeichnen, deren Sprache, im weiteren Sinn, wieder einmal vom Leben ausgehend interpretiert werden muß. Aber das Leben ist – wie gesagt – keine unterschiedslose und vorausgesetzte Totalität. Es besteht darin, daß es in den grundlegenden Strukturen des menschlichen Wesens erkennbar wird: Wertsetzung, gegenständliches Auffassen, Zweckbestimmung und Regelgebung<sup>20</sup>. Angesichts des Begriffs des Wirkungszusammenhangs glaubt Dilthey, daß die Widersprüche zwischen dem einzelnen Element des Erlebnisses und dem Allgemeinen der Totalität der geschichtlichen Welt auf ein Minimum reduziert werden können. Das Leben als Zusammenhang bedeutet, daß jeder Moment des Erlebens nicht nur die Gesamtheit von Wissen, Wert und Zweck in sich enthält, sondern selbst zum Modell des Verstehens des geschichtlichen Verlaufs wird. Somit wird die geschichtlich-philosophische Hermeneutik Diltheys, die auf der Beziehung Erleben/Verstehen begründet

<sup>18</sup> Vgl. Dilthey, Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, in: Gesammelte Schriften, Bd. VII (Stuttgart, Göttingen 1968) 276.

<sup>19</sup> Vgl. Trabant, Sprache der Geschichte (wie Anm. 5) 47.

<sup>20</sup> Über „die Arten der strukturellen Beziehung“ und über den ganzen „Strukturzusammenhang des Wissens“ hält sich Dilthey bekanntermaßen lange in den Studien zur Grundlegung der Geisteswissenschaften auf, in: Gesammelte Schriften, Bd. VII (wie Anm. 18) 23 ff.

ist, zugleich theoretische Hypothese der Vermittlung zwischen Leben und Geschichte und methodisches Paradigma für das Verstehen und die Erzählung der Tatsachen. „Die Grundform des Zusammenhangs entsteht so in dem Individuum, das Gegenwart, Vergangenheit und Möglichkeiten der Zukunft zu einem Lebensverlauf zusammennimmt. Dieser Lebensverlauf kehrt dann in dem geschichtlichen Verlauf wieder, dem die Lebenseinheiten eingeordnet sind. Indem von dem Zuschauer eines Ereignisses weitere Zusammenhänge gesehen werden oder ein Bericht sie erzählt, entsteht die Auffassung geschichtlicher Begebenheiten.“<sup>21</sup>

Die Sprache der Geschichte, im Sinn des subjektiven und objektiven Genitivus, bewegt sich also für Dilthey im notwendigen Schwanken zwischen Leben und Formen, zwischen Erlebnis und Verstehen, zwischen der Intuition des geschichtlichen Verlaufs und seiner Zurückführung auf Wissen, Werte und moralische Regeln. Das individuelle Dasein bleibt die begründende Tatsache, aber die Mechanismen des geschichtlichen Verstehens tragen dazu bei, die Begrenzung des Erlebnisses zu überwinden, da die Geschichte nicht durch die einzelnen Individualitäten spricht, sondern die Sprachen der Gesellschaft, der Religion, des Rechts und der Kunst permanent ausarbeitet und vervollkommnet. „Der einzelne Mensch in seinem auf sich selber ruhenden individuellen Dasein ist ein geschichtliches Wesen. Er ist bestimmt durch seine Stelle in der Linie der Zeit, seinen Ort im Raum, seine Stellung im Zusammenwirken der Kultursysteme und der Gemeinschaften. Der Historiker muß daher das ganze Leben der Individuen, wie es zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort sich äußert, verstehen. Es ist eben der ganze Zusammenhang, der von den Individuen, sofern sie auf die Entwicklung ihres eigenen Daseins gerichtet sind, zu Kultursystemen und Gemeinschaften, schließlich zu der Menschheit geht, der die Natur der Gesellschaft und der Geschichte ausmacht. Die logischen Subjekte, über die in der Geschichte ausgesagt wird, sind ebenso Einzelindividuen wie Gemeinschaften und Zusammenhänge.“<sup>22</sup>

Der hermeneutische Historismus Diltheys ist, meines Erachtens, nicht in einem vereinfachenden Sinn des Schaffens eines verfeinerteren methodischen Instruments für die geschichtliche Erkenntnis zu verstehen (auch wenn diese Tatsache nicht zu vernachlässigen ist), sondern im eminent philosophischen Sinn einer Hermeneutik des Lebens, die auf der unumgehbaren Dialektik Geschichte-Formen gegründet ist. Diese Hermeneutik findet ihr bevorzugtes Gebiet im radikalen Problemendenken der Relativität der geschichtlichen Zeit, aber ihre Gegenstände sind – mehr als einzelne Tatsachen oder zerstreute Fragmente der Realität – die bedeutungsvollen Zusammenhänge zwischen den Lebenswelten (des Gedankens, des Willens und der Handlung). Es sind Zusammenhänge, die ständig der Dynamik der Interpretationen ausgesetzt sind. Wenn auch die ursprüngliche Realität der Erlebnisse sich in ihrer unbeständigen Wandelbarkeit zeigt (die es vermeidet, die Tatsachen in der statischen Starrheit der Vergangenheit zu betrachten), so erlaubt doch das Verstehen, die Begrenzung der inneren Erfahrung zu überwinden,

<sup>21</sup> Vgl. Dilthey, Der Aufbau der geschichtlichen Welt (wie Anm. 12) 156.

<sup>22</sup> Ebd. 135.

die dem Individuum „ein weites Reich von Möglichkeiten öffnet, die in der Determination seines wirklichen Lebens nicht vorhanden sind“<sup>23</sup>.

Mit diesen grundlegenden Prämissen wird nun verständlich, daß sich mit Dilthey – besonders in den Philosophien der Sozialwissenschaften und der geschichtlich-anthropologischen Wissenschaften des späten 20. Jahrhunderts – der bedeutende Zusammenhang zwischen der nicht objektivierbaren Seite des Lebens und den Formen des geschichtlichen Wissens entwickelt hat. Der individuelle Gesichtspunkt verschwindet nicht in der Objektivität der Struktur, sondern rechtfertigt und erweitert sich in der Einsicht, daß auch die Form zur allgemeinen Lebenserfahrung gehört, die für Dilthey keine bequeme und abstrakte philosophische Formel ist, sondern die Gesamtheit der Behauptungen und der Grundsätze, die „in irgendeinem zueinandergehörigen Kreise von Personen sich bilden und ihnen gemeinsam sind“. Ihr Kennzeichen liegt eben in der Tatsache – wie Dilthey klar schreibt –, „daß sie Schöpfungen des gemeinsamen Lebens sind. Und sie betreffen ebenso sehr das Leben der einzelnen Menschen als das der Gemeinschaften. In der ersteren Rücksicht üben sie, als Sitte, Herkommen und in der Anwendung auf die einzelne Person als öffentliche Meinung, kraft des Übergewichtes der Zahl und der über das Einzelleben hinausreichenden Dauer der Gemeinschaft eine Macht über die Einzelperson und deren individuelle Lebenserfahrung und Lebensmacht, welche dem Lebenswillen der Einzelnen in der Regel überlegen ist.“<sup>24</sup> Aber das bedeutet sicher nicht, daß Dilthey auf eine geschichtliche und relativistische Auffassung des Lebens verzichtet, deren begründende kategoriale Determination die Zeitlichkeit bleibt. Somit gestattet es, wie ich an anderer Stelle geschrieben habe, „diese Erkenntnis/Wissenschaft des Lebens, die in den Fluß der Zeitlichkeit eintaucht, die Sandbänke des Nihilismus, der schwachen Kapitulation gegenüber dem unbedeutenden Fragment und der bloßen Registrierung von zerstreuten Splintern der Krise zu vermeiden, aber auch, der scheinhaften funktionalen und systematischen Rekonstruktion des Wissens in einer neuen und trostbringenden rationalen Ordnung zu entgehen“<sup>25</sup>.

Hier könnte ich diese unvollständige Reflexion mit der Behauptung abschließen, daß die Sprache der Geschichte und der Geisteswissenschaften im allgemeinen für Dilthey die Sprache des Lebens ist. Angesichts dessen, was ich versucht habe aufzuzeigen, ist eine derartige Behauptung nicht in dem vereinfachenden Sinn zu verstehen, daß jedes geschichtliche Phänomen auf die ursprüngliche Erfahrung des Lebens zurückgeführt wird, und auch nicht in dem Sinn, daß das Interpretationsmodell des romantischen Vitalismus erneut vorgeschlagen wird. Das Leben wird zum Gegenstand der Geschichte und der Geisteswissenschaften nur, „sofern menschliche Zustände erlebt werden, sofern sie in Lebensäußerungen zum Ausdruck gelangen und sofern diese Ausdrücke verstanden werden. Und

<sup>23</sup> Vgl. Dilthey, Plan der Fortsetzung (wie Anm. 18) 215.

<sup>24</sup> Vgl. Dilthey, Der Aufbau der geschichtlichen Welt (wie Anm. 12) 132 f.

<sup>25</sup> Vgl. G. Cacciatore, *Ermeneutica della vita e forme della scienza storica*, in: *Vita e forme della scienza storica*. Saggi sulla storiografia di Dilthey (Napoli 1985) 44.

zwar umfaßt dieser Zusammenhang von Leben, Ausdruck und Verstehen nicht nur die Gebärden, Mienen und Worte, in denen Menschen sich mitteilen, oder die dauernden geistigen Schöpfungen, in denen die Tiefe des Schaffenden sich dem Auffassenden öffnet, oder die beständigen Objektivierungen des Geistes in gesellschaftlichen Gebilden, durch welche die Gemeinsamkeit menschlichen Wesens hindurchscheint und uns beständig anschaulich und gewiß ist: Auch die psychophysische Lebenseinheit ist sich selbst bekannt durch dasselbe Doppelverhältnis von Erleben und Verstehen, sie wird ihrer selbst in der Gegenwart inne, sie findet sich wieder in der Erinnerung als ein Vergangenes; aber indem sie ihre Zustände festzuhalten und zu erfassen strebt, indem sie die Aufmerksamkeit auf sich selber richtet, machen sich die engen Grenzen einer solchen introspektiven Methode der Selbsterkenntnis geltend: Nur seine Handlungen, seine fixierten Lebensäußerungen, die Wirkungen derselben auf andere belehren den Menschen über sich selbst; so lernt er sich nur auf dem Umweg des Verstehens selber kennen.<sup>26</sup> Angesichts dieser Darstellung glaube ich, daß man Dilthey endgültig von einem allzu oft gebrauchten Bild vitalistischer und irrationalistischer Art befreien kann, wenn man einerseits bedenkt, daß das gleiche System der Geisteswissenschaften als ein im verstehenden Zusammenhang des Lebens verwurzeltes Element betrachtet wird, und andererseits, daß sich die ursprüngliche Realität des Erlebnisses allmählich in einem beständigen Vermittlungsprozeß erweitert, der auf die Verstehensakte der Bedeutung gegründet ist. „Die geschichtlichen Gebilde, die Wirtschaftssysteme, die Rechtsordnungen und die Sprachstrukturen beruhen nicht auf einer verständnismäßigen Erfindung; es geht vielmehr um Tatsachen, die immer eine Beziehung zwischen einer „äußeren sinnlichen Seite“ und einem Moment enthalten, das vom Verstehen der Objektivierungen dargestellt wird, die nicht auf den rein psychologischen Aspekt begrenzt werden können, da diese Objektivierungen „eine eigene Struktur und Gesetzmäßigkeit“<sup>27</sup> besitzen.

Es ist daher nicht möglich, die unauflösbare Beziehung der geschichtlichen Welt und der Lebenserfahrung aufzuspalten. Die geschichtliche Erkenntnis selbst ist nichts anderes als die Wechselwirkung zwischen der unmittelbaren Erfahrung der persönlichen Lebensbedingungen und den umfassenden Systemen der Kultur und der Gesellschaft. Aber erst durch das endgültige Erkennen der Zugehörigkeit zu einer gleichen geschichtlichen Natur dessen, was unmittelbar in der persönlichen Individualität erlebt wird, und dessen, was in der Erfahrung des Andersseins verstanden wird, ergibt sich diese Wechselwirkung. „Die Sprache, in der ich denke, ist in der Zeit entstanden, meine Begriffe sind in ihr herangewachsen. Ich bin so bis in nicht mehr erforschbare Tiefen meines Selbst ein historisches Wesen. Da tritt nun das erste bedeutsame Moment für die Lösung des Erkenntnisproblems der Geschichte auf: Die erste Bedingung für die Möglichkeit der Geschichtswissenschaft liegt darin, daß ich selbst ein geschichtliches Wesen bin, daß

<sup>26</sup> Vgl. Dilthey, Der Aufbau der geschichtlichen Welt (wie Anm. 12) 86 f.

<sup>27</sup> Vgl. Cacciatore, Ermeneutica (wie Anm. 25) 48. Für die Verweise auf Diltheys Texte vgl.: Der Aufbau der geschichtlichen Welt (wie Anm. 12) 84 ff.

der, welcher die Geschichte erforscht, derselbe ist, der die Geschichte macht. Die allgemeingültigen synthetischen Urteile der Geschichte sind möglich. ... Im Erleben ist die Totalität unseres Wesens. Eben dieselbe bilden wir im Verstehen nach. Hier ist zunächst das Prinzip der Verwandtschaft der Individuen untereinander gegeben.“

Das sichtlich relativistische Ergebnis, zu dem die Überzeugung verurteilt zu sein scheint, mit der Dilthey seinen Aufsatz abschließt – „das historische Bewußtsein von der Endlichkeit jeder geschichtlichen Erscheinung, jedes menschlichen oder gesellschaftlichen Zustandes, von der Relativität jeder Art von Glauben ist der letzte Schritt zur Befreiung des Menschen“<sup>28</sup> –, löst sich in der vollkommenen Erkenntnis der Möglichkeit eines Lebens des souverän gewordenen Geistes auf, der schließlich von „allen Spinnweben dogmatischen Denkens“ befreit ist. Gegenüber der Anarchie der philosophischen Systeme und der Relativität der Werte macht sich „die Kontinuität der schaffenden Kraft als die kernhafte historische Tatsache“ geltend.

Abschließend möchte ich – auf einer Tagung, die die Sprache der Geschichte zum Thema hat – die Tatsache betonen, daß Dilthey auf seiner letzten, unvollendeten Seite die Erklärung des Zusammenhangs zwischen dem Leben und der Geschichte einer sprachlichen Metapher überläßt: „Wie die Buchstaben eines Wortes haben Leben und Geschichte einen Sinn. Wie eine Partikel oder Konjugation gibt es syntaktische Momente in Leben und Geschichte, und sie haben eine Bedeutung. Suchen des Menschen aller Art gehen ihr nach. Ehedem suchte man, von der Welt aus Leben zu erfassen. Es gibt aber nur den Weg von der Deutung des Lebens zur Welt. Und das Leben ist nur da in Erleben, Verstehen und geschichtlichem Auffassen. Wir tragen keinen Sinn von der Welt in das Leben. Wir sind der Möglichkeit offen, daß Sinn und Bedeutung erst im Menschen und seiner Geschichte entstehen.“<sup>29</sup>

<sup>28</sup> Ebd. 290.

<sup>29</sup> Ebd. 291.

Stephan Otto

## Können Tatsachen sprechen?

### Überlegungen zur Darstellbarkeit historischer Faktizität<sup>1</sup>

1. Das Terrain der modernen Historik ist längst kein Garten Eden, kein Land der „nackten Tatsachen“ mehr, und auch der Forscher, der dieses Land bearbeitet, ist in nichts mehr jenem Adam ähnlich, der ohne einen Faden Theorie am Leib im Paradies luzider Fakten umherstreifen durfte – er gleicht eher dem sündigen Adam, der vom Baum der Erkenntnis gegessen hat und jetzt, mit dürrtigem Fell bekleidet, davon überzeugt ist, daß es „nuda facta historica“ gar nicht gibt. Darob ernüchtert, hat er die Geschichtstheorie erfunden, die (wie alle Theorie) aufs möglichst große Ganze geht: sei es, daß sie einzelne Tatsachen bündelt und derartige Bündel „Ereignisse“ nennt, sei es, daß sie diese Ereignisse überdies temporalen „Strukturen“ zuordnet, deren Grau in Grau die singulare Buntheit des Faktischen übermalt. Und so sind denn „histoire événementielle“ und „histoire structurelle“ oder „sérielle“ zu nicht unumstrittenen, aber einflußreichen Denkmodellen gegenwärtiger Historik avanciert. Doch damit nicht genug. Denn ihre Nobilitierung erhalten diese Theoriefiguren gar nicht allein von Geschichtsdenkern, sondern von Linguisten und Analytikern der Sprache. „History tells stories“, heißt deren Programm, dem ein Unbefangener insoweit ja durchaus zustimmen möchte, als das Erzählen zweifellos die Kontinuität geschichtlichen Wissens garantiert – hätte da nicht schon Droysen einmal skeptisch geäußert, es sei „bloßer Schlendrian, wenn man unter historischer Darstellung immer nur die erzählende versteht“<sup>2</sup>. Ob nämlich eine narrative Historik, indem sie *geschichtliche* Ereignis- und Strukturfäden durch das Nadelöhr der „Erzählung von Geschichten“ führt, auch die Wirklichkeit tatsächlich geschehener *Historie* ausschöpft, das bleibt die große Frage. Und im Hinblick auf diese große Frage (die also, unter welchen Bedingungen man denn überhaupt Erzählung, Sprache, gelebte Geschichte und nicht mehr erlebbare Historie verknüpfen darf) will ich eine kleine, aber kritische Frage stellen: Können historische Tatsachen sprechen? Können Fakten in ihrer kruden Tatsächlichkeit, von sich aus, uns etwas sagen? Oder bleiben sie nicht doch sprachlos,

<sup>1</sup> Gekürzte und neu bearbeitete Fassung meiner Studie: Können Tatsachen sprechen? Das Janusantlitz der „facta historica“ im Spiegel von Geschichtstheorie und reflektierender Vernunft, in: Internationales Jahrbuch für Hermeneutik I (Tübingen 2002) 231–257.

<sup>2</sup> Johann Gustav Droysen, *Historik* (Darmstadt 1971) 273.



bis wir sie befragen? Und in welcher Sprache könnten wir sie befragen? Anders gewendet: Wo liegen die Grenzen der Theoriemodelle einer Ereignis- oder Strukturgeschichte? Und wo endet die Kompetenz einer narrativ geführten Geschichtstheorie? Denn wenn allein gebündelte Fakten und Struktureinheiten sinnvoll erzählt werden können, weil sie ja selber bereits *geschichtlichen* Sinn (oder Unsinn) transportieren, dann bleiben die einzelnen Tatsachen der *Historie* in ihrer Zufälligkeit und Kontingenz aller Darstellbarkeit durch eine nicht nur feststellende, sondern sinnaufdeckende Sprache entzogen: sie bleiben dann sprachlich anonyme Daten der Chronik. In narrativ gesteuerten Geschichtstheorien spielen sie darum auch keine Rolle.

Bei einem gegenwärtigen Theoretiker „neuer“ Historik läßt sich das nachlesen. „*Historische* Tatsachen“, so erklärt Jörn Rüsen, „werden als solche von den Bedeutungen unterschieden, die ihnen *im Sinnzusammenhang einer Geschichte* beigemessen werden; ihre pure Tatsächlichkeit wird zur Angelegenheit einer *besonderen Denkoperation*“ – im Klartext: diese pure Tatsächlichkeit wird aus der Theorie der Historik exiliert. Doch es kommt noch besser: „In ihrer reinen Faktizität sind die historischen Tatsachen *gar nicht historisch*; als Information darüber, was in der Vergangenheit der Fall war, stellen sie noch gar nicht das dar, was durch die historische Forschung ermittelt werden soll: nämlich ein Wissen um die menschliche Vergangenheit.“<sup>3</sup> Hier öffnet sich die Schere, mit der ich zuschneiden will – die Schere zwischen Geschichtstheorien, welche die Faktizität des „factum est“ gar nicht mehr zu ihrem Thema machen auf der einen Seite, und einer philosophischen Reflexion über die Grenzen solcher Theorien auf der anderen. Offensichtlich wird das eine *geschichtsentologische* Reflexion werden müssen: über das „factum est“ in seinem unaufhebbaren Vergangen-Sein. Und das bedeutet (wie ein philosophischer Kollege, etwas boshaft, es einmal ausdrückte) „das Gegenteil dessen zu tun, was die Geschichtstheorie meistens getan hat“<sup>4</sup>.



2. Meiner kleinen Frage „Können Tatsachen sprechen?“ liegt zunächst die Überlegung zugrunde, daß ein factum historicum immer als ein aus zwei Momenten bestehendes Ganzes sich darstellt: aus einem der erzählenden Interpretation sowohl bedürftigen als auch fähigen Bedeutungs- oder Sinnmoment zum einen und einem residualen Moment reiner Faktizität zum anderen, einem Moment, das *als solches* dem nur hermeneutisch deutenden Zugriff sich entzieht und aller sprachlichen Erschließung am Ende unverfügbar bleibt – aber dennoch nicht lediglich darüber informiert, was in der Vergangenheit ein bloßer „Fall“ war. Denn dieser „Faktizitätsrest“ *im Ganzen* der historischen Tatsache kann nicht auf der chronologischen Datenliste abgebucht werden, so als wäre er „noch gar nicht historisch“. Die Faktizität des „factum est“ ist vielmehr der Index eines Geschehen-Seins von

<sup>3</sup> Jörn Rüsen, *Historische Vernunft. Grundzüge einer Historik I* (Göttingen 1983) 91, 97.

<sup>4</sup> Rüdiger Bubner, *Geschichtsprozesse und Handlungsnormen. Untersuchungen zur praktischen Philosophie* (Frankfurt a.M. 1984) 28.

ontologischer Dignität: eines Geschehen-Seins, das in seiner unaufhebbaren *Objektivität* freilich von seiner Bedeutung für das *subjektive* (und sprachlich ausformulierbare) Auffassen von Geschichte stets überformt und nahezu verdeckt wird<sup>5</sup>. Aber darf man deshalb die Analyse der Faktizität historischer Tatsachen an eine „besondere Denkoperation“ delegieren und damit aus dem Operationsfeld der theoretischen Historik ausgrenzen?

Um dieses Theoriedilemma zu veranschaulichen, möchte ich eine Passage aus dem Buch von Imre Kertész „Kaddisch für ein nicht geborenes Kind“ vorstellen. Kertész spricht da von Auschwitz als einer historischen Tatsache. Als einem Betroffenen, der Auschwitz als Individuum leidvoll erfahren und überlebt hat, liegt es ihm fern, die Faktizität des Faktums Auschwitz auf die Theorieebene eines Ereignisbündels zu heben oder gar geschichtlichen Sinn- und Unsinnstrukturen zuzuordnen. Läßt sich aber Auschwitz als schlichte Tatsache, als krudes Faktum, noch „erklären“? „Für Auschwitz gibt es keine Erklärung“ – wir alle kennen solche Rede. Kertész nennt sie „erstickend“ und „schon in puncto sprachlicher Logik falsch“. Denn, so notiert er, das Faktum Auschwitz hat ein „Tatsachen-Leben“ und zugleich ein „Geistes-Leben“, und eben das „ist die Erklärung“. Wer da sagt „für Auschwitz gibt es keine Erklärung“, der bestreitet nämlich nicht nur die Erklärbarkeit, das Geistesleben dieser Tatsache; er leugnet damit auch das Tatsachenleben der Tatsache „Auschwitz“. Denn, so nochmals Kertész: „Nur für das, was *nicht gewesen ist*, gibt es keine Erklärung; und es gibt keine Erklärung dafür, daß Auschwitz *nicht gewesen sei*.“<sup>6</sup>

Das sind zwei einfache, aber schwerwiegende Sätze, mit denen dieser Autor, der ja beileibe kein Geschichtstheoretiker sein will, auf etwas hinweist, wovor die wissenschaftliche Historik sich zu immunisieren trachtet: auf das Gewesen-Sein vergangener Geschichte. Dieses Gewesen-Sein ist allerdings ein schwer zu beschreibendes Sein; darstellbar, denke ich, wird es einzig in einer historischen Ontologie. Erst sie nimmt das „*factum est*“ in den Blick. Doch was für ein Blick ist das? Gewiß ist es „theoretisch“ und „wissenschaftlich“ richtig zu sagen: „*bruta facta historica* gibt es nicht“; aber zu erklären bleibt auch, inwiefern das so ist: Weil historische Tatsachen nämlich, wie Kertész weiß, ein Doppelleben führen; weil sie, so möchte ich es ausdrücken, janusköpfig sind. Ihr eines Gesicht ist dem geschichtsauffassenden und dem Geschichten erzählenden Historiker zugewandt, in diesem Gesicht kann er durchaus lesen. Ihr anderes Gesicht liegt im Dunkel ihres rätselhaften Geschehen-Seins – rätselhaft deshalb, weil die kontingente Faktizität des Vergangenseins in keine bloß „wissenschaftliche“ Theorie sich einholen läßt. Eben darum ist es eben immer nur *das Ganze* der historischen Tatsache, das wir erklären – ihr „Tatsachenleben“ ineins mit ihrem „Geistesleben“; ihre residuale

<sup>5</sup> Stephan Otto, *Rekonstruktion der Geschichte. Zur Kritik der historischen Vernunft*, Zweiter Teil (München 1992) 140 ff.

<sup>6</sup> Imre Kertész, *Kaddisch für ein nicht geborenes Kind*. Aus dem Ungarischen von György Buda und Kristin Schwamm (Reinbek bei Hamburg 1996) 46–50.

Faktizität, rein als solche, ist theorie-resistent und bleibt für ein theoretisch imprägniertes Erzählen bestenfalls der Anlaß.

„Die Tatsachen selbst“, schrieb Droysen einmal, „wären stumm ohne den Erzähler, der sie sprechen läßt.“<sup>7</sup> Das klingt triftig, trifft aber dennoch nicht den Nerv der Sache. Zum Sprechen bringen läßt sich allein das dem Historiker zugewandte Antlitz des janusköpfigen *factum historicum* – sein zweites und anderes bleibt dunkel und stumm; die Erzählung mag es einrahmen, aber sie kann es nicht erschließen. Das krude „*factum est*“ der historischen Tatsache gleicht insoweit dem Kantischen „Ding an sich“: beide verweigern sich dem unvermittelten Zugriff operativ-theoretischer Erkenntnis ebenso wie einem narrativen Sprechen, denn die Erzählung kann ihrer beider Wirklich-Sein immer nur asymptotisch umkreisen. Von daher wird nicht nur das Axiom Droysens verständlich: „Die objektiven Tatsachen liegen in ihrer Realität unserer Forschung gar nicht vor“<sup>8</sup>; von daher bekommt auch noch die narrativistische These Dantos ihren „analytischen“ Sinn, der Historiker müsse sich damit bescheiden, „vergangenheitsbezogene Prädikate“, also Sprachfiguren, „auf vergangene Ereignisse zu beziehen“, weil die Rede von einem wirklichen Vergangensein – eine historisch-ontologische Rede – doch „ungemein schwierige Probleme“ transportiere<sup>9</sup>. Und nicht minder erklärt sich so der Satz Wilhelm Diltheys (bezeichnenderweise in einem Manuskript mit dem Titel „Die Erforschung der Tatsachen“), das „Sein“ von Tatsachen sei „nichts anderes als eine Eigenschaft unserer Vorstellungen“, eine „Tatsache des Bewußtseins“ also, weshalb dem „Wesen“ und „Grund“ der Geschichte nur eine „irrationale Faktizität“ zugesprochen werden könne<sup>10</sup>. Gleichermassen verstehbar wird so die Behauptung Hans-Michael Baumgartners in seiner „transzendentalen“ Historik – die „den gerechtfertigten Gebrauch der *Geschichtsvorstellung* kritisch begründen“ möchte –, alles historisch Faktische gehöre lediglich „zum Substrat der Geschichte“, es sei keineswegs „schon diese selbst“<sup>11</sup>. Und noch einmal mehr findet so ihre schlußendliche Erklärung Droysens Auffassung von Geschichte als einer Gesamtheit „der Erscheinungen des Werdens“<sup>12</sup> – eine Auffassung, die nur allzu deutlich auf Kants erkenntniskritischen Erscheinungsbegriff zurückverweist. Desgleichen rückt so eine Notiz von Alfred Heuß in helles Licht, dergemäß Geschichte schlechthin als „Erscheinung im Sinne Kants“ zu bestimmen sei<sup>13</sup>, und ganz auf dieser Linie bewegt sich auch Fulvio Tessitore, Vertreter des italieni-

<sup>7</sup> Droysen, *Historik* (wie Anm. 2) 361.

<sup>8</sup> Ebd. 133.

<sup>9</sup> Arthur C. Danto, *Analytische Philosophie der Geschichte*. Aus dem Englischen von Jürgen Behrens (Frankfurt a. M. 1974) 125, 396.

<sup>10</sup> Wilhelm Dilthey, *Gesammelte Schriften* 18 (Göttingen 1977) 82, 7 (Leipzig und Berlin 1927) 288.

<sup>11</sup> Hans-Michael Baumgartner, *Thesen zur Grundlegung einer transzendentalen Historik*, in: Seminar: Geschichte und Theorie, hrsg. von Hans-Michael Baumgartner und Jörn Rüsen (Frankfurt a. M. 1976) 274, 275, 284, 285, 287.

<sup>12</sup> Droysen, *Historik* (wie Anm. 2) 10, 12.

<sup>13</sup> Alfred Heuß, *Kontingenz in der Geschichte*, in: *Neue Hefte für Philosophie* 24/25 (Göttingen 1985) 33.

schen „*storicismo critico-problematico*“, wenn er sich zum „*modello kantiano del conoscere*“ bekennt als dem Modell einer „*conoscenza di fenomeni in chiave anti-ontologica*“<sup>14</sup> – um von dem amerikanischen Präsentisten Carl Becker zu schweigen, der die Frage „What are historical facts?“ mit der Auskunft beantwortete, sie seien „Symbole“, mit denen die subjektive Einbildungskraft sich zu beschäftigen habe<sup>15</sup>.



3. Ich kehre zu meiner kleinen Frage zurück. Können *facta historica* zu einem Historiker noch sprechen, der sie aus der Reichweite seiner Geschichtstheorie ausgegrenzt hat? Ich darf nochmals aus Droysens Grundbuch aller wissenschaftlichen Historik zitieren. Da heißt es nämlich: „Unser Ich, das die Welt der Erscheinungen nach Raum und Zeit verteilt auffaßt ... lebt nur in dem Moment, hinter sich die endlose Leere dessen, was vergangen ist.“<sup>16</sup> Ich gestehe, daß dieser Satz, der das Kantische Noumenon eines unerkennbaren „Dinges an sich“ in historistischer Brechung widerspiegelt, mich entsetzt. „Das Schaugerüst von Objektivität“, auf dem der Königsberger Philosoph seinen Kritizismus errichtet hatte – diese den Kern der Kantischen Philosophie treffende Formulierung stammt von Jacobi<sup>17</sup> – wird schon hier, bei Droysen, umgebaut zu einem Gerüst der historischen „Phänomene“, *auf* dessen höchsten Balken sich neuerdings die narrativistische Theorie der Geschichte zur Ruhe gesetzt hat, und *unter* denen das „*factum est*“ *hinter* seiner erzähltheoretisch ausdeutbaren geschichtlichen „Erscheinung“ jetzt verschwindet. Ich setze dem befremdenden Satz Droysens von der „endlosen Leere dessen, was vergangen ist“, eine Überlegung Nicolai Hartmanns entgegen: „Der Strom des zeitlichen Kommens und Gehens löst das einmal Gewordene nur als das Gegenwärtige auf – er hebt es aber nicht als das in seiner Zeit und seinem einmaligen Realzusammenhang *Seiende* auf ... Es ist ein ontologisch falscher Zeitbegriff, der das Vergangene als *Nichtseiendes* versteht ... Was einmal wirklich geworden ist in seiner Zeit, das bleibt für alle Ewigkeit ein Wirkliches in dieser seiner Zeit ... *das ist der ontologische Sinn der Vergangenheit*.“<sup>18</sup> Genauso hat Roman Ingarden gefordert, der Begriff historischer Objektivität müsse „durch das Moment der eindeutigen Bestimmung ... *des Seins des zur Tatsache Gewordenen* ergänzt werden“<sup>19</sup>. Und erst kürzlich gab Emil Angehrn darüberhinaus zu bedenken: „Der universal angesetzte Erzählbegriff, der dasjenige, was für Geschichte

<sup>14</sup> Fulvio Tessitore, *Contributi alla storia e alla teoria dello storicismo* 4 (Rom 1998) 281–287.

<sup>15</sup> Carl L. Becker, *What are historical facts?*, in: *The Western Political Quarterly* 8 (1955) 327–340, in deutscher Übersetzung zitiert bei Adam Schaff, *Geschichte und Wahrheit* (Wien 1970) 181.

<sup>16</sup> Droysen, *Historik* (wie Anm. 2) 19.

<sup>17</sup> Friedrich Heinrich Jacobi, *Werke*, Bd. 3, hrsg. von Friedrich Roth und Friedrich Köppen (Leipzig 1812, Nachdruck Berlin 2001) 77.

<sup>18</sup> Nicolai Hartmann, *Möglichkeit und Wirklichkeit* (Meisenheim am Glan 1949) 132ff.

<sup>19</sup> Roman Ingarden, *Betrachtungen zum Problem der Objektivität*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 7 (1953) 247.

erst in Frage steht: *ob* sie überhaupt erzählbar sei, immer schon im Voraus entschieden hat, kann kein bestimmtes Verhältnis zu dem ihm Nichtintegrierbaren herstellen. Dabei aber kann es keine Geschichtsphilosophie bewenden lassen.<sup>20</sup>

Was der Geschichtstheoretiker, in erster Linie der Narrativist, darauf antworten wird, dürfte an zwei Fingern abzählbar sein. Er wird erwidern, daß er ja nun gerade kein Geschichtsphilosoph werden möchte und eben deshalb die Beantwortung der Frage nach der Faktizität realer historischer Tatsachen und nach dem Sein dessen „*quod factum est*“ einer „besonderen Denkooperation“ überlassen auch dürfe. Oder er wird vielleicht so argumentieren wie Alfred Heuß, der schlankweg erklärte, das Problem kontingenten Vergangen-Seins sei „viel zu elementar“, als daß es sich einer „historischen Exploration“ überhaupt stellen könnte; es indiziere lediglich einen „imaginären Rest“, der – so heißt es da wortwörtlich – „auch anders sein könnte, aber nun eben so und nicht anders ist – man kann allenfalls darüber nachdenken, daß es nun mal so ist, und das ist gewiß nicht Aufgabe des Historikers“<sup>21</sup>. Ich verzichte darauf, diese problem-flüchtigen Sätze zu kommentieren, nehme sie jedoch zum Anlaß, meine Frage zu wiederholen: Können *facta historica* sprechen, *obwohl* sie vergangen sind und *trotz* der elementaren Kontingenz ihres Vergangenseins? Es geht hier um die Schnittstellen *zwischen* „Sprache“ und „Historie“ – und an ihnen, spätestens, werden Historiker und Philosophen sich begegnen müssen.



4. Auch der Geschichts- und Erzähltheoretiker wird über die problematische Semantik der Kopula „ist“ in den Aussagen „ist gewesen“ oder „ist vergangen“ nicht einfach hinweggehen dürfen indem er, möglicherweise, auf die Ambiguität des Hilfszeitwortes „sein“ verweist, um dann zu folgern, die periphrastische Umformung der Prädikation „ist gewesen“ in ein subjektiviertes „Gewesen-Sein“ führe zu einer verhängnisvollen Essentialisierung und „Hypostasierung“ der Historie. Denn das Gewesensein oder Geschehensein einer historischen Tatsache in ihrer Faktizität stellt einen ganz spezifischen Modus von Sein dar, der sich vom Seinsmodus materieller Dinge fundamental unterscheidet<sup>22</sup>. In gleicher Weise fundamental ist die Differenz zwischen einer historischen Ontologie und der aus der Antike stammenden Ontologie substanzieller Dinge. Anti-ontologische Geschichtstheorie artikuliert sich mit Recht in der Abwehr solcher „Dingontologie“, sie greift indes zu kurz, wenn sie der Modalität geschichtlichen, sachverhaltsimmanenten Seins nicht achtet. Als Indikator eines „Geschehen-Seins“ verweist die Aussage „*factum est*“ einzig auf *diesen* Modus von Sein, und der ontologische Sta-

<sup>20</sup> Emil Angehrn, *Geschichte und Identität* (Berlin 1985) 104.

<sup>21</sup> Alfred Heuß, *Kontingenz in der Geschichte* (wie Anm. 13) 31.

<sup>22</sup> Auch Ricoeur richtet auf dieses „Gewesen-Sein“ einen scharfen Blick: „Les choses passées sont abolies, mais nul ne peut faire qu'elles n'aient été... l'épistémologie de l'opération historiographique atteint sa limite interne en côtoyant sur les bords les confins d'une ontologie de l'être historique“: Paul Ricoeur, *La mémoire, l'histoire, l'oubli* (Paris 2000) 367.

tus der historischen Tatsache umschreibt überdies ein *zeitmodales* Sein, welches eine Substanzialisierung von Geschichte a limine ausschließt. Historische Tatsachen sind ja weder Substanzen noch sind sie wie Dinge existent – sie sind *Sachverhalte*, und sie *sind* dies, weil sie einen geschichtlichen Seinsmodus *implizieren*. Aller Erzählung von Geschichte voraus ist ihnen das Gewesen-Sein, als einzigartiger Modus von Sein, „sachverhaltsimmanent“. Sehr treffend hat Hedwig Conrad-Martius diese Immanenz von Sein im historischen Sachverhalt einerseits als „einen der schwierigst zu erfassenden ontologischen Tatbestände“, aber andererseits auch als „einen der grundlegendsten“ bezeichnet<sup>23</sup>. Mit erzählten Geschichten ist ihm jedenfalls nicht beizukommen<sup>24</sup>.

Sachverhaltsimmanentes Sein ist der *modus essendi* aller historischen Kulturgebilde; es indiziert den Modus ihres Wirklichseins. Ohne ihr sachverhaltsimmanentes Sein – ihr „Tatsachen-Leben“, würde Kertész wohl sagen – könnte keine historische Tatsache mittels der Kopula „est“ in der Aussage „factum est“ als wirklich geschehen *verifiziert* werden. Die Aussage „factum est“ darf deshalb nicht, wie Danto vorschlägt, auf ein vergangenes Geschehen nur „narrativ bezogen“, also *rück-bezogen*, werden; diese Aussage *identifiziert* vielmehr den Kernbestand der historischen Tatsache: ihre zeitlich einmalige Faktizität, ihr *nacktes Daß*, dessen Signatur der dunklen Seite des janusköpfigen *factum historicum* eingezeichnet ist, geht aller Erzählung *von* und allem Sprechen *über* Geschichte voraus. Die Grenzen der Geschichtstheorie zu markieren heißt mithin, dieses in „Theorie“ niemals einholbare nackte Daß nicht bloß nachzusprechen, sondern über es nachzudenken. Die Faktizität der vergangen-seienden Tatsache erweist sich dann ebenso als ein „ineffabile“ wie das unter die Kategorien von Substantialität und Akzidentalität nicht subsumierbare „individuum“; diese Faktizität legt mithin einen Schnitt zwischen das Historische einerseits und alle geschichtsauslegende Theorie sowie geschichtserzählende Sprache andererseits – aber ohne das *brutum factum historicum* in seiner Faktizität gäbe es weder Geschichte noch Geschichten.



5. Zur Debatte steht damit nicht lediglich die (legitime) Frage, wie historische Vorkommnisse in erzählende Sprache transformierbar sind oder wie realzeitliche Historie in narrative Zeitstrukturen übersetzt werden kann. Zur Debatte steht darüberhinaus das Problem, wie Historie in ihrer ganzen Komplexität *darstellbar* werden und zur *Darstellung* kommen kann. Das heißt: Thematisch werden muß das Darstellbarsein historischer Tatsachen in ihrer aller „wissenschaftlichen“ Geschichts- und Narrativitätstheorie sich verweigernden kruden Tatsächlichkeit. Wenn das Vergangene als „factum est“ zur Darstellung kommen soll, ist folglich auf den ontologisch eigenartigen Modus des Vergangenseins *unter der Hinsicht seines eigenen Darstellbar-Seins* zu reflektieren.

<sup>23</sup> Hedwig Conrad-Martius, *Das Sein* (München 1957) 19 ff.

<sup>24</sup> Zu diesem Problembereich vgl. auch Stephan Otto, *Rekonstruktion der Geschichte* (wie Anm. 5) 121–153.

In solcher Perspektive rückt zuvörderst der Handlungscharakter aller Geschichte und Historie in den Blick. Auf ihn hat Vico im § 349 seiner *Neuen Wissenschaft* als deren „erstes und unbezweifelbares Prinzip“ eindringlich hingewiesen: „diese Welt der Völker ist sicherlich von den Menschen gemacht worden“, und insoweit die Menschen diese geschichtliche Welt durch ihr Handeln geschaffen haben, darf sie ihnen als „wahr“ und erkennbar gelten – *verum et factum convertuntur*. Das ist ohne Frage ein kluger Zugriff auf den *mondo storico* – ist er aber auch zureichend? Daß er es nicht einmal für Vico ist, beweist sein Nachdenken über eine *storia ideale e eterna*, von der ich jetzt jedoch nicht reden will. Ich frage lediglich: Warum dürfen die „fatti storici“ nicht einzig und allein als schlichte Handlungsfolgen betrachtet werden? Und ich frage weiter: Lassen die *facta historica* denn nicht auch alle *Möglichkeiten* des Handelns hinter sich, um zu *Wirklichkeiten* zu gerinnen, zu handlungsjenseitigen Sachverhalten mit einem ihnen immanenten Sein in irrevozibler Faktizität? Die *Neue Wissenschaft* stellt diese Frage nicht und braucht sie noch nicht zu stellen – die Ontologie des „factum est“ ist ein Desiderat neuesten, nämlich Kant-kritischen Datums. Der Kantische Kritizismus beschränkte sich ja auf die „Konstitution“ von Gegenständlichkeit, und Geschichtstheorien, die diesem kritizistischen Denkmodell folgen, engen ihr Operationsfeld ein auf eine „Konstitution“ vergegenständlichter – nicht zuletzt narrativ vergegenständlichter – geschichtlicher „Phänomene“. Damit greifen sie von allem Anfang an zu kurz, denn die *historische Welt ist, unseren präsentischen Konstitutionshandlungen voraus, immer schon vorkonstituiert*. Die historische Ontologie trägt dem Rechnung: Sie fragt nach den Faktoren dieser Vorkonstitution. Sie stellt nämlich, erstens, klar, daß der weite Horizont der Möglichkeiten, vor dem Menschen handeln, sich stets zu Wirklichkeiten verengt, deren nun handlungsjenseitiges Vergangensein in der Aussage „factum est“ zur Darstellung kommt – in einer Aussage mithin, die im eigentlichen Sinn noch längst nichts „erzählt“, sondern zuallererst einmal markiert, *wovon* erzählt werden kann. Und die historische Ontologie verstellt sich auch nicht den Blick dafür, daß diese zu Tatsachen geronnenen Wirklichkeiten dem menschlichen Handeln vielleicht sogar mit Notwendigkeit folgen, *obwohl* allem Handeln sowie aller handlungsrelativen Wirklichkeit und Notwendigkeit das Stigma der Zufälligkeit oder Kontingenz eingeprägt ist. Der geschichtstheoretischen These von Alfred Heuß: „die Apperzeption des geschichtlichen Stoffes leidet nicht im geringsten unter dem Ausfall einer Kontingenznotifizierung“<sup>25</sup>, wird historische Ontologie niemals folgen. Denn sie macht, zweitens, auch klar, daß die Modalformen *möglich, wirklich, notwendig* und *zufällig* (oder *kontingent*) es sind, die das modale Sein der historischen Tatsachen vorkonstituieren, noch diesseits von Sprache und Erzählung. Und daß im modalen Sein des Möglichen und Wirklichen die Notwendigkeit und die Zufälligkeit zusammenfallen können, das eben macht die Einzigartigkeit dieses Seinsmodus aus. Der Zusammenfall von Notwendigkeit und kontingenter Zufälligkeit in der

<sup>25</sup> Alfred Heuß, Kontingenz in der Geschichte (wie Anm. 13) 33.

Historie treibt alle Logik und „wissenschaftliche“ Geschichtstheorie zu Paaren – und erzählbar wird er erst dann, wenn er *geschehen ist*.

\*

6. Ich sehe jetzt die Narrativisten und Geschichtstheoretiker aufstehen, überlegen lächeln, ja, ich höre sie schon sagen: Wenn das so ist, dann behält unser geheimer spiritus rector mit seinem unerkennbaren „Ding an sich“ doch recht! Wenn die Faktizität des factum historicum ebenso ein „ineffabile“ bleibt wie das „individuum“ und das „Ding an sich“, dann können wir doch gar nichts anderes tun, als uns ihre „Erscheinung“ erzählend und sprechend „vergegenständlichen“; dann bleibt aber auch das von dir beschriebene modale „Sein“ des Vergangenen ein bloßes Noumenon – und *daß* es ein Noumenon bleibt, dies gibst du schließlich selber zu, indem du es mit den noumenalen Modalbegriffen „möglich“, „wirklich“, „notwendig“ und „zufällig“, durchaus *theoretisch* also, erklärst!

Was kann ich darauf wohl erwidern? Erstens, daß die Theorieresistenz der Faktizität einer historischen Tatsache ein philosophisches Nachdenken über sie – ohne zu einer „besonderen“ Denkoperation zu geraten – ja wohl nicht ausschließt. Solches Nachdenken ist Reflexion in der Figur einer Spiegelung. Einzig eine derartige Reflexion vermag den logisch und theoretisch nicht erklärbaren Zusammenfall der Modalitäten „möglich“, „wirklich“, „notwendig“ und „zufällig“, insbesondere die Intermodalität von Notwendigkeit und Kontingenz im modalen geschichtlichen Sein, wenigstens zu spiegeln, und als Spiegelung historischer Wirklichkeit sprengt solche Reflexion jeden Rahmen theoretisch erzeugter Noumenalität. Vorausseilende Theorie hingegen, die historische Tatsachen zu Erscheinungen macht, zu *ihren eigenen* Konstituten, vermag sich das modal vor-konstituierte „factum est“ niemals mehr zu integrieren, und die Intermodalität von Notwendigkeit und Kontingenz, die Geschichte erst ausmacht, muß solch voreiligem Denken sogar undenkbar bleiben. Zweitens möchte ich hinweisen auf jene kleinste geschichtliche Einheit, die Dilthey „Erlebnis“ nannte, die ich indes als „Widerfahrnis“ bezeichne<sup>26</sup>. Die ineffable Faktizität des „factum est“ widerfährt dem Menschen. Solche geschichtliche Widerfahrnis ist etwas ganz anderes als das, was Kant unter „Erfahrung“ verstand: nämlich keine „cognitio experimentalis“. Und erst das, was Menschen in Vergangenheit und Gegenwart widerfahren ist, wird dann, als *deren* Widerfahrnis, auch sprachlich darstellbar, erzählbar und erzählt. Anders gesagt: Daß etwas geschehen ist, was nicht geschehen mußte und dennoch, kontingent, geschah, obwohl es sich aus einem Handeln notwendig ergab – diese Intermodalität im modalen Sein der Geschichte trifft den Menschen als „Widerfahrnis“. Ich denke, daß eine Reflexion über solches Widerfahrnis den Weg bahnt zu einer modalen Ontologie des Geschehen-Seins.

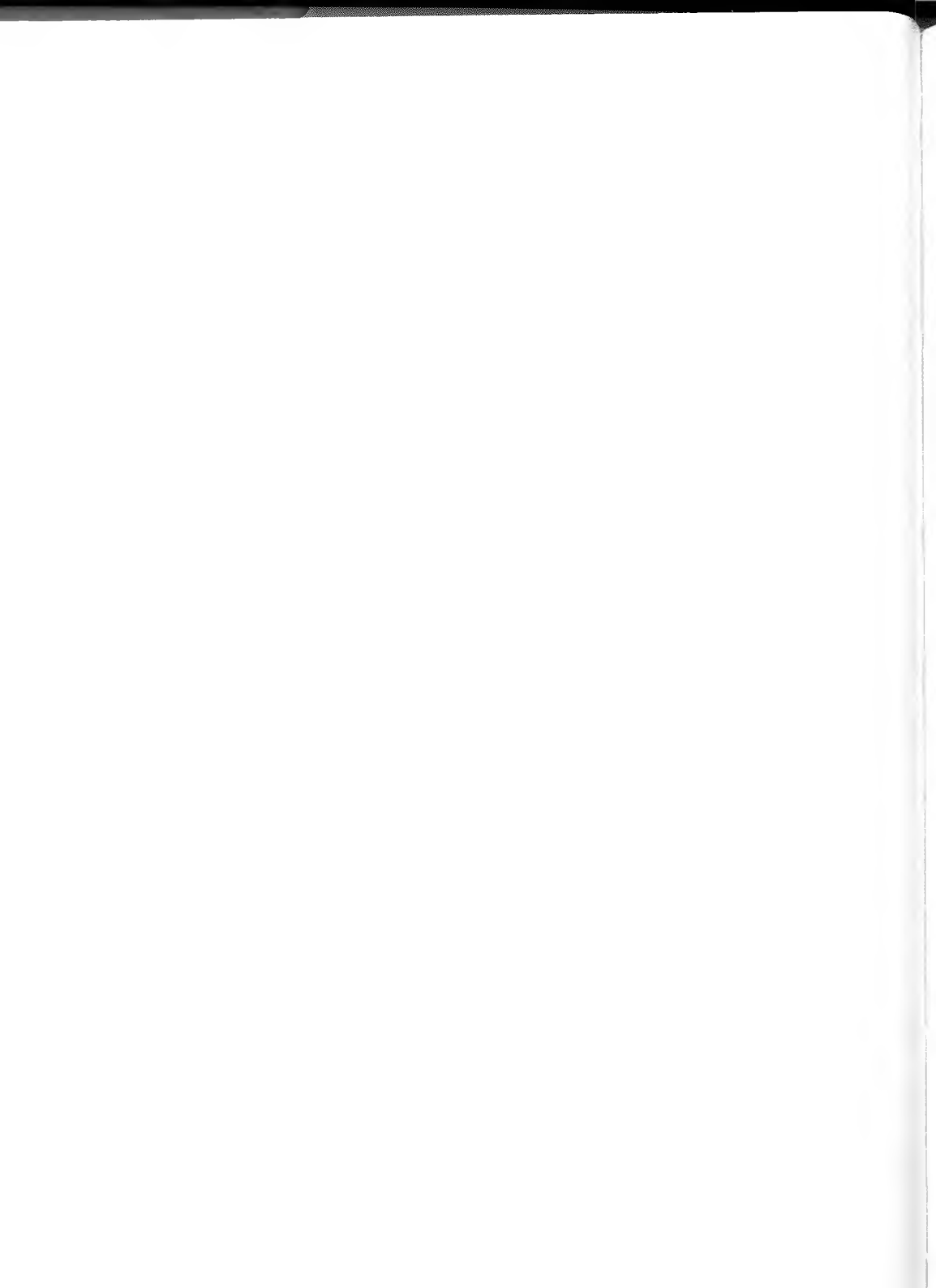
Und wie steht es nun mit den historischen Tatsachen in ihrer „reinen Faktizität“ – können sie sprechen? Bleiben sie sprachlos? Oder ist das schon eine falsche Frage? Ich meine: Es ist eine *einseitig* gestellte Frage. Denn facta historica wider-

<sup>26</sup> Stephan Otto, Rekonstruktion der Geschichte (wie Anm. 5) 21 u.ö.



fahren dem Menschen in ihrer *Zwiegesichtigkeit*, in ihrer Janusköpfigkeit. Und das bedeutet: Ihr Widerfahrnis ist die Mitte zwischen dem ineffablen, stumm bleibenden Faktizitätsrest des „factum est“ und dem Sprechen über Geschichte. Dies Widerfahrnis ist zugleich die Schnittstelle *zwischen* den bruta facta und einer erzählten Geschichte. Denn erst das Widerfahrnis des irreduzibel Tatsächlichen läßt Geschichte sprachlich darstellbar werden und narrativ zur Darstellung kommen. Geschichtstheorien, die „Sprache“ und „Geschichte“ *unvermittelt* aufeinander beziehen, und desgleichen ein Narrativismus, der die Erzählung *unmittelbar* anschließen möchte an wirkliche Historie – sie überspringen die *schnittlegende Mitte* der Widerfahrnis, an welcher facta historia überhaupt erst darstellbar werden.

Jenseits des linguistic turn



Heinz Dieter Kittsteiner

## Dichtet Clio wirklich?<sup>\*</sup>

### I. Ein Buch

Vor mir liegt ein Buch. Ich kenne es ziemlich gut, schließlich habe ich es selbst geschrieben: „Die Entstehung des modernen Gewissens“. Eine Kulturgeschichte, erschienen in einem Verlag, dessen Meriten eigentlich auf dem Gebiet der Literatur liegen. Bin ich ein Schriftsteller und habe eine etwas trockene Erzählung mit zu vielen Fußnoten produziert? Aber es war doch eine Habilitationsschrift, wird es dann nicht Wissenschaft sein?

Nun existiert das, was dort dargestellt ist, tatsächlich nur zwischen den beiden Buchdeckeln und nirgendwo sonst. Ich kann nicht behaupten, ich hätte eine Vergangenheit re-konstruiert und sie sei nun wiederhergestellt, *so wie es wirklich gewesen*. Die Leute, die in meinem Buch auftreten, Theologen, Philosophen, Juristen, Stadt- und Dorfpfarrer, Landjunker, Knechte, Mägde, Delinquenten auf dem Weg zur Hinrichtungsstätte, sind auf mehrere Jahrhunderte verteilt; sie haben zu meist fremd neben- oder hintereinander hergelebt. Ihren Zusammenhang im Rahmen einer „Geschichte des Gewissens“ habe nur ich gestiftet. Genau genommen treten sie auch gar nicht in eigener Person auf, sondern nur in ihren hinterlassenen Texten. Also hängt die Wissenschaftlichkeit meiner Wissenschaft an diesen Texten? Habe ich aus *Quellen* geschöpft oder mich nur in einem Irrgarten von Text-verweisen und -bezügen herumgetrieben? „Il n’y a pas de hors-texte“ – wie Jacques Derridas berühmtes Diktum will<sup>1</sup>. Aber ich wollte doch Geschichte schreiben. Ist Geschichte etwas zugleich *in* und *außerhalb* jener Texte? Also wäre es der Verweis auf diese verschwundene Realität, die mein Buch von einer romanhaften Fiktion unterscheidet. Aber verbürgt die begründete Annahme, daß diese Leute wirklich gelebt haben, schon Geschichte – oder ist „Geschichte“ mehr und anderes?

<sup>\*</sup> Um einige Anmerkungen erweiterte Fassung eines Beitrages aus: Gegenworte, in: Zeitschrift für den Disput über Wissen 9, hrsg. von der Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (2002) 40–45.

<sup>1</sup> Vgl. dazu *Gabrielle M. Spiegel*, Geschichte, Historizität und die soziale Logik von mittelalterlichen Texten, in: *Christoph Conrad, Martina Kessel*, Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion (Stuttgart 1994) 167f.

Die Texte sind von bestimmten Personen verfaßt; ich stelle sie mir beim Schreiben sogar vor. Wenn ich Luther zitiere, sehe ich einen resoluten Gottesmann vor mir. Ziehe ich seine Spätschriften heran, dann hat er schon ein Ränzlein angesetzt oder er fährt grobianisch daher. Ich glaube, Karl Heussi hatte recht in seiner „Krisis des Historismus“ von 1932. Was geschieht denn, wenn wir Geschichte denken? Es taucht unwillkürlich ein Bild in uns auf, ein Bild, das wir irgendwo einmal gesehen haben oder das mit anderen Bildern zu einer „Vorstellung“ zusammengefloßen ist. Bei den meisten dürfte es so stehen, daß sie, wenn sie sich geschichtlich z. B. mit Luther beschäftigen, ihn im Geiste sehen, wobei dann etwa Cranachsche Bilder einwirken<sup>2</sup>. Da hilft es gar nichts, über die protestantische Bildpropaganda gerade Cranachs etwas zu wissen – wir sehen Luther dennoch mit seinen Augen und in seiner Überhöhung. Das klingt nicht eben wissenschaftlich, und Heussi mahnt auch, diese Bilder zu korrigieren, damit nicht Mythen entstehen – dennoch sind sie als vortextlicher Kontakt mit der Vergangenheit in ihrer Fernwirkung nicht zu unterschätzen. Der Stich Raabes von Immanuel Kant nach dem Döblerischen Bilde<sup>3</sup> zeigt ein feines, maliziös-skeptisches Lächeln um den Mund. Werde ich, wenn es um Kant geht, nicht einen anderen Stil schreiben als bei Luther? Doch nicht nur Personen sind durch Bilder vorgebildet; auch auf ganzen Zeitaltern liegt jene *allgemeine Beleuchtung*, die solche Bilder ausstrahlen. Was wäre das 18. Jahrhundert ohne Hogarth und Fragonard, die Französische Revolution und Napoleon ohne Jacques Louis David? Diese Bebilderungen der Jahrhunderte haben das dargestellte Sujet mit einer zusätzlichen Bedeutung versehen, sie sind uns zu symbolischen Formen geworden; sie stiften einen prägnanten Zusammenhang des Ganzen<sup>4</sup>. „Anch' io son pittore“ hatte Herder in Bezug auf die Geschichtsschreibung gesagt<sup>5</sup> und dabei nichts Anstößiges gefunden.

<sup>2</sup> „Wenn vom Reichstag zu Worms die Rede ist, dann ist in ihrem Geiste ein mehr oder minder scharfes Bild einer Versammlung von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern in den Trachten des 16. Jahrhunderts gegenwärtig. Es gibt nicht wenige Geschichtsschreiber, besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die bewußt darauf ausgehen, in ihren Lesern solche konkret-anschaulichen Bilder zu erwecken.“ *Karl Heussi, Die Krisis des Historismus* (Tübingen 1932) 45.

<sup>3</sup> Es ist als Abzug von der Originalplatte als Frontispiz enthalten in: *Karl Vorländer, Immanuel Kant. Der Mann und das Werk 2* (Leipzig 1924). – Leider konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, es aus dem Buch herauszulösen und es rahmen zu lassen.

<sup>4</sup> Insofern erfüllen sie die Bedingung der symbolischen Prägnanz, die Cassirer so definiert hatte: „Unter ‚symbolischer Prägnanz‘ soll also die Art verstanden werden, in der ein Wahrnehmungserlebnis als ‚sinnliches‘ Erlebnis, zugleich einen bestimmten nicht-anschaulichen ‚Sinn‘ in sich faßt und ihn zur unmittelbaren konkreten Darstellung bringt.“ *Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen III* (Darmstadt 1982) 235. – Nur ist es hier so, daß unser „Wahrnehmungserlebnis“ bei der Betrachtung solcher Bilder von dem damaligen Sinnhorizont gar nicht abzulösen ist, wir ihn aber gleichzeitig mit unserem gegenwärtigen Sinnhorizont in Kontrast oder in Einklang bringen müssen. Insofern wäre eine „Horizontverschmelzung“ im Sinne Gadamers nicht die notwendige Folge eines historischen „Verstehens“ – man kann die Bilder im Sinne Benjamins auch „gegen den Strich“ lesen. *Hans-Georg Gadamer, Wahrheit und Methode* (Tübingen 1965) 289.

<sup>5</sup> Allerdings in polemischer Absicht, denn er wollte zu den vielen „Gemälden“ vom Gange der Menschheit nicht ein weiteres hinzufügen, sondern neue, unbetretene Wege gehen.

## II. Humboldts „Ahndungsvermögen“

Ebenso unbefangen wie Herder setzt auch Wilhelm von Humboldt in seiner Schrift „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers“ den Historiker neben den Maler. Wie Auge und Hand in der bildenden Kunst nicht nur die äußeren Umrisse wiedergeben, sondern neben der „buchstäblichen Übereinstimmung“ mit der Natur noch eine andere, höhere Wahrheit in sich tragen<sup>6</sup>, so soll auch der Geschichtsschreiber, der seines Namens würdig ist, „jede Begebenheit als Theil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen“<sup>7</sup>. Die Frage nach dem Ganzen führt auf die Frage nach der *Form der Geschichte*. Diese Form liegt nicht in der „kritischen Ergründung des Geschehenen“, sondern sie ist ein „Ahnden“ der Zusammenhänge. Humboldt räumt ein, es möge bedenklich erscheinen, „die Gebiete des Geschichtschreibers und des Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen“<sup>8</sup>. Dennoch: Die innere Wahrheit alles Geschehenen beruht gerade auf jenem „unsichtbaren Teil“, den der Geschichtsschreiber „aus eigener Kraft bildet“<sup>9</sup>.

Aufschlußreich ist Humboldts Hinweis, eigentliche Gefahr drohe „der historischen Treue“ gar nicht von der dichterischen, sondern von der philosophischen Behandlung der Geschichte. Was er damit meint, ist klar. Nicht die teleologischen Entwürfe der Geschichte erreichen die „lebendige Wahrheit des Weltchicksals“ – letztlich, weil sie die Individuen, ihr Wollen und Leiden gering achten<sup>10</sup>. Humboldts Aufsatz ist von 1821. Das ist fast prophetisch. Ein Jahr später liest Hegel seine Philosophie der Geschichte und verteidigt eben diese philosophische Behandlung der Geschichte mit wütendem Eifer<sup>11</sup>. Indes – bei Humboldt ergeht es

Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, hrsg. von Gerhard Schmidt (Darmstadt 1966) 39.

<sup>6</sup> Wilhelm von Humboldt, *Über die Aufgabe des Geschichtschreibers*, in: *Werke in fünf Bänden I*, hrsg. von Andreas Flitner, Klaus Giel (Darmstadt 1980) 591.

<sup>7</sup> Humboldt, ebd. 590.

<sup>8</sup> Humboldt, ebd. 586.

<sup>9</sup> „Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, partheilose, kritische Erörterung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren.“ Humboldt, ebd. 587.

<sup>10</sup> Humboldt, ebd. 595 f.

<sup>11</sup> Fast könnte man annehmen, er habe Humboldts Text gekannt: „Als die erste Bedingung konnten wir somit aussprechen, daß wir das Historische *getreu auffassen*; allein in solchen allgemeinen Ausdrücken wie *treu* und *auffassen* liegt die Zweideutigkeit. Auch der gewöhnliche und mittelmäßige Geschichtsschreiber, der etwa meint und vorgibt, er verhalte sich nur aufnehmend, nur dem Gegebenen sich hingebend, ist nicht passiv mit seinem Denken; er bringt seine Kategorien mit und sieht durch sie das Vorhandene. Das Wahrhafte liegt nicht auf der sinnlichen Oberfläche; bei allem insbesondere, was wissenschaftlich sein soll, darf die Vernunft nicht schlafen und muß Nachdenken angewendet werden. Wer die Welt vernünftig ansieht, den sieht sie auch vernünftig an; beides ist in Wechselbestimmung.“ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Die Vernunft in der Geschichte*, hrsg. von J. Hoffmeister (Hamburg 1955) 31. – Die Differenz zwischen Humboldt und Hegel liegt nicht in der Annahme einer Möglichkeit, sich nur den Fakten „hinzugeben“; was allerdings bei Humboldt ein „Ahnden“ der Zusammenhänge verbleibt, wird bei Hegel zum gewußten Begriff.

den Nicht-Philosophen nicht besser. Wer umgekehrt nur von den Individuen und ihren „Triebfedern der Handlungen“ ausgeht, verfehlt die „Tragödie der Weltgeschichte“ ebenfalls. Die Frage nach dem Ganzen oder der Form der Geschichte führt auf ein Paradox: Die Weltgeschichte scheint nicht ohne einen Plan zu verlaufen, der sich jenseits der Handlungen erst herstellt; der Geschichtsschreiber verfügt aber über kein „Organ“, diesen Plan zu erfassen<sup>12</sup>. So steht es bei Humboldt, es ist jedoch keineswegs veraltet. Man kann auch mit Paul Ricœur sagen, die „Fabel aller Fabeln“ könne nicht geschrieben werden. Daß dies als „Trauerarbeit an Hegel“ verstanden wird, zeichnet Ricœur aus<sup>13</sup>. Doch damit ist die Frage nach dem *Ganzen* und der *Form* der Geschichte nicht zum Verschwinden gebracht. Sie muß nun jenseits der Krise der Geschichtsphilosophie gestellt werden – sie bleibt aber eine geschichts-philosophische Fragestellung.

### III. Narrative Modelle oder Geschichtsphilosophien?

Geschichts-Philosophie im weitesten Sinne ist ein Nachdenken über die Form der Geschichte. Sie stiftet den Zusammenhang der Narration, denn aus den Fakten kann er nicht entstehen; sie mag begrifflich wie Hegel oder mit „Ahndungen“ arbeiten wie Humboldt oder mit „Idealtypen“ wie Max Weber; eines ist geschichts-philosophisch angeleitete Historiographie nicht: Dichtung. Clio dichtet nicht. Zwar hatte Hayden White in „Metahistory“ die historische Einbildungskraft in literarische Grundformen zurückübersetzt – der Leser brauchte immer nur bis vier zu zählen, sowohl bei den narrativen Modellen als bei den ihnen entsprechenden Tropen<sup>14</sup>. Wer diese Modelle jedoch durchgearbeitet hat, fragt sich unwillkürlich nach dem Erkenntnisgewinn. Was weiß ich mehr, wenn ich erfahre, daß Hegel sich des *Tragischen* im Bereich des Mikrokosmos, des *Komischen* aber im Bereich des Makrokosmos bedient habe, daß er ein *synekdochisches* Geschichtsverständnis souverän beherrschte, aber auch der *Ironie* nicht abgeneigt war<sup>15</sup>? War mir das aus der Struktur seiner Philosophie der Geschichte, die den Einzelnen unbewußt an einem vermeintlichen Ziel arbeiten läßt, das erst der Weltgeist zu seinem bewußten Zweck machen kann, nicht schon vorher geläufig? Und ist dann diese auf die Beschleunigung der Zeit um 1800 bezogene geschichts-philosophische Erfahrung nicht der Sache angemessener als eine vorgegebene Erzählstruktur?

<sup>12</sup> „Denn es ist ihm kein Organ verliehen, die Plane der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen, nur auf Abwege führen.“ *Humboldt*, ebd. 600.

<sup>13</sup> *Paul Ricœur*, *Zeit und Erzählung III* (München 1988) 331.

<sup>14</sup> *Siegfried Kohlhammer*, *Die Welt im Viererpack*. Zu Hayden White, in: *Postmoderne. Eine Bilanz*, in: *Merkur* 9/10 (1998) 898–907.

<sup>15</sup> *Heinz Dieter Kittsteiner*, *Erkenne die Lage. Über den Einbruch des Ernstfalls in das Geschichtsdenken*, in: *Karl Heinz Bohrer* (Hrsg.), *Sprachen der Ironie. Sprachen des Ernstes* (Frankfurt a. M. 2000) 241.

Was hat Hayden White denn gemacht? Er hat Geschichtsphilosophen und sogenannten „großen“ Historikern, also denjenigen, die überhaupt zu einer „großen Erzählung“ ausholen, bestimmte Erzählstrukturen und Tropen unterlegt. Wäre es nicht angemessener gewesen, aus den historischen Erfahrungen die Form der narrativen Modelle zu entfalten? Clio dichtet nicht – sie bezieht aber den Zusammenhang der Geschichte aus geschichts-philosophischen Entwürfen. Die verändern sich mit den historischen Erfahrungen der jeweiligen Epochen; sie haben ihre Zeit, sie versinken – und tauchen wieder auf. Man muß den Aufstieg und Niedergang mehrerer solcher Denkmodelle miterlebt haben, um zu einer gewissen Skepsis zu kommen. Resultat dieser Skepsis ist es, das, was unvereinbar miteinander scheint, nun nebeneinander gelten zu lassen.

Wenn die Wissenschaftlichkeit der Geschichtsschreibung auf eine Pluralität von Theorien übergegangen ist, die je in ihrer Weise dieses Verhältnis zur Form des Ganzen ausdrücken, dann liegt die Abgrenzung des Historikers gegen die Dichtkunst im reflexiven Umgang mit diesen Theorien. Bei Lichte beschen, scheint es nicht so viele Grundpositionen zu geben, und insofern ist auch ihr gelegentliches Recycling gar nicht so geheimnisvoll. Wählt man mit guten Gründen das späte 18. Jahrhundert zum Ausgangspunkt für die neuere Geschichtsschreibung, dann ergeben sich folgende Möglichkeiten.

1. Die Geschichtsphilosophie selbst – ihre Entwicklung seit Lessing und Kant bis hin zu Hegel und Marx. Sie ist die erste Wissensform, die die Beschleunigung der historischen Zeit seit der politischen und ökonomischen Doppelrevolution verarbeitet. Die Geschichtsphilosophie konstatiert die Nicht-Machbarkeit der Geschichte und windet diesen Schock in der teleologischen Überlagerung des Geschehens. Was die Menschen selbst nicht herstellen können, soll eine gütige „Naturabsicht“ für sie erledigen. Nicht an ihrer Einsicht in die Unverfügbarkeit, sehr wohl aber an dieser teleologischen Problemlösung scheiterte die Geschichtsphilosophie zunehmend seit der Mitte des 19. Jahrhunderts<sup>16</sup>.

2. Die Aufklärung über die Aufklärung legt den Finger in diese Wunde. Nietzsche ist moderner als Hegel und Marx. Man kritisiert aber Hegel nicht ungestraft, denn das Problem der Nicht-Verfügbarkeit des Geschehens existiert weiterhin. Es wird nun aber nicht mehr teleologisch beschwichtigt, sondern zivilisationskritisch bekämpft. Was im geschichtsphilosophischen Synergismus mit einer wohlwollenden „List der Vernunft“ im Rücken mit halber Kraft geschehen konnte, das benötigt nun doppelte Kraft. Nietzsches Folgen sind ambivalent, neben einer Ästhetisierung des leidenden Standhaltens steht der über-menschliche Versuch, das Ganze noch einmal unter Kontrolle zu bringen. Seine Grundformel läßt beide Möglichkeiten offen: „Bringen wir die Zweckvorstellung aus dem Prozesse weg und bejahen wir *trotzdem* den Prozeß?“<sup>17</sup>

<sup>16</sup> Vgl. dazu insgesamt Heinz Dieter Kittsteiner, *Listen der Vernunft. Motive geschichtsphilosophischen Denkens* (Frankfurt a.M. 1998).

<sup>17</sup> Friedrich Nietzsche, *Der Wille zur Macht*, hrsg. von R.-R. Wuthenow (Frankfurt a.M. 1992) 53 (Nr. 55).



3. Der Neukantianismus grenzt sich sowohl gegen die Geschichtsphilosophie als gegen ihre Überwinder ab. Im Verfahren, die Ausgangsfragen der Geschichtswissenschaft auf „Kulturwerte“ zu beziehen, hat er das einfachste Modell geliefert. Jeder Historiker kann *wertbeziehender* Neukantianer sein, und er/sie ist es zumeist auch, ohne darüber nachzudenken. Geschichtsschreibung changiert in den politischen Kulturwerten, die im akademischen Spektrum zugelassen sind. Außenseiter gelten als Störenfriede. „Objektivität“ gibt es nur in Anführungszeichen – Max Weber hat es nachgewiesen. In gewisser Weise ist Weber damit sogar der Postmoderne vorgelaufen, in der sich nun jede gesellschaftliche Gruppe, Ethnie, Minderheit usw. ihr eigenes „Geschichtsgedächtnis“ zurechtgemacht hat – wofür Nietzsche die methodische Verschärfung liefern mußte<sup>18</sup>.

4. Als mit dem Hegelschen „Geist“ nichts mehr anzufangen war, baute Wilhelm Dilthey die geschichtliche Welt in den „Geisteswissenschaften“ noch einmal auf. Geschichte bleibt als Geschehen ein umgreifender Bewegungsprozeß, in den das Einzelne verflochten ist. Zugleich sind die Formen der Geschichte aber Ausdruck eines Lebensgrundes; sie sind seine Objektivationen und können in ihrer Auslegung verstehend auf das Individuum und seine Schöpfungen bezogen werden. Leben, Ausdruck und Verstehen bilden den methodischen Dreiklang der Geschichtlichkeit<sup>19</sup>. Anstelle eines Kommentars ein Zitat: „Dilthey selbst hat darauf hingewiesen, daß wir nur geschichtlich erkennen, weil wir selber geschichtlich sind. Das soll eine erkenntnistheoretische Erleichterung sein. Aber kann es das sein? Ist Vicos oft genannte Formel denn überhaupt richtig? Überträgt sie nicht eine Erfahrung des menschlichen Kunstgeistes auf die geschichtliche Welt, in der man von ‚Machen‘, d. h. von Planen und Ausführen, angesichts des Laufs der Dinge überhaupt nicht reden kann? Wo soll hier erkenntnistheoretische Erleichterung herkommen? Ist es nicht in Wahrheit eine Erschwerung?“<sup>20</sup> Ich habe dem nichts hinzuzufügen.

Nun habe ich selbst bis vier gezählt; vielleicht hängt das immer noch mit dem Buche Daniel zusammen. Als Grundpositionen der Einstellung zur Form der Geschichte als Ganzer scheinen in Frage zu kommen: die Geschichtsphilosophie, Nietzsches Artisten-Metaphysik, der Neukantianismus und die lebensphilosophische Hermeneutik. Auf dieser Kompaßrose sind die jeweiligen Richtungen miteinander so unvereinbar wie die Himmelsrichtungen – und dennoch dient sie

<sup>18</sup> Egon Flaig, *Kinderkrankheiten der Neuen Kulturgeschichte*, in: Rainer Maria Kiesow, Dieter Simon (Hrsg.), *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft* (Frankfurt, New York 2000) 45.

<sup>19</sup> Wilhelm Dilthey, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Gesammelte Schriften VII (Stuttgart, Göttingen 1965) 87.

<sup>20</sup> Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode* (Tübingen 1965) 217. – Dabei verschlägt es jetzt nichts, daß Gadamer Vico einseitig interpretiert. Denn nur wenige Seiten nach dieser oft genannten Formel muß Vico eine „Vorsehung als geschichtliche Tatsache“ einführen – eben weil es mit dem „Machen“ der Geschichte im Zustand der „verderbten Natur“ des Menschen so einfach nicht ist. – Giovanni Battista Vico, *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker I*, hrsg. von Vittorio Hösle, Christoph Jermann (Hamburg 1990) 142, 151.

uns zur Orientierung im historischen Raum. Je nach Ausrichtung unserer Forschungen können wir den Weg einschlagen. Betonen wir die Unverfügbarkeit des Geschehens, bietet sich eine nun ent-teleologisierte Geschichts-Philosophie an: Man muß dann mit Nietzsche Hegel kritisieren, zugleich aber die Unverfügbarkeit der Geschichte festhalten oder sie sogar mit Marx in den Weltmarktnexus übersetzen. Das würde sogar Jacques Derrida in den „Spectres de Marx“ gelten lassen<sup>21</sup>.

Auch könnte man überlegen – wie es im Zitat bei Gadamer kurz aufblitzt –, ob sich diese Position von Marx nicht mit der Hermeneutik vereinbaren ließe. Denn wer oder was „formt“ die Geschichte: die Menschen oder der Zwangszusammenhang der Unverfügbarkeit? Oder handelt es sich um ein Ineinander von beiden? Die seit Simmels „Tragödie der Kultur“ modernisierte Lebensphilosophie hat die Probleme der „Entfremdung“ mit aufgenommen; man könnte überhaupt die „Kritische Theorie“ als eine Spätform der Lebensphilosophie betrachten, die durch die Schule von Marx und Freud gegangen ist. Am weitesten auf diesem Wege scheint Walter Benjamin gekommen zu sein: Geschichte bleibt ein „Ausdruckszusammenhang“; die *Ausdrücke* sind aber durch den Wertcharakter der Ware zensiert und entstellt. Sie können nicht mehr unmittelbar „verstanden“, sondern müssen „dechiffriert“ werden<sup>22</sup>.

Für eine politische Ausrichtung der Fragestellung bietet sich Max Webers Variante des Neukantianismus an. Auch dieser Ansatz hat seine Vorzüge, denn es wäre eine Illusion zu glauben, der Geschichtsschreiber sei kein *zoon politikon*. Dennoch geht Geschichte in politischen Intentionen nicht auf – wer das glaubt, wird zu einem Politiker mit Fußnoten. Das ist die Form des Historikers, der die *Form der Geschichte* am gründlichsten verfehlt; er wird zu einem Bestandteil der politischen Klasse. Die aber denkt nicht historisch; sie muß auf einem Machen-Können fiktiv beharren, sonst hätte sie ihren Beruf verfehlt.

#### IV. Über die Anwesenheit der Geschichtsphilosophie in der Narration

Habe ich nun – um auf meine Selbsterfahrung zurückzukommen – beim Schreiben meines Buches über das „Gewissen“ die Möglichkeiten dieses theoretischen Gevierts bewußt angewendet? Habe ich hier als Geschichtsphilosoph, dort als Hermeneutiker, dann wieder in politischer Einfärbung, bald etwas nietzscheanisch oder schließlich gar als Kryptomarxianer geschrieben? Offen sichtbar ist es nicht, es wäre auch falsch zu glauben, man könne sich über jeden methodischen

<sup>21</sup> Jacques Derrida, Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale (Frankfurt a.M. 1996) 153.

<sup>22</sup> Walter Benjamin, Das Passagen-Werk, Gesammelte Schriften V 1/2, hrsg. von Rolf Tiedemann (Frankfurt a.M. 1982) 573, 822f.

Schritt am empirischen Material Rechenschaft geben. Und dennoch sind theoretische Grundannahmen in der Fabelbildung und im Stil der Darstellung anwesend.

Eine Fabel hat einen Anfang und ein Ende und eine Mitte, die zugleich Wende- und Höhepunkt sein kann. Hier stock' ich schon, denn die Geschichte hat kein Ende. Falls ich – wenn kein Ende, so doch einen Fortgang antizipiere – habe ich schon *Kulturwerte* in Stellung gebracht<sup>23</sup>. Deshalb habe ich mein Buch in einen Aufruf zur Toleranz als erster Stufe der Bekämpfung friedensunfähiger Religionen/Konfessionen ausmünden lassen. Das betrifft die Zukunft meiner Gegenwart. Mein historischer Gegenstand war aber zeitlich eingegrenzt; es handelte sich nur um eine Geschichte des Gewissens in Deutschland zwischen Reformation und Aufklärung. Also bilden Luther und Kant die Eckpunkte. Darf ich die Entwicklung teleologisch auf Kant zulaufen lassen? Diese *eingeschränkte Teleologie* scheint unvermeidlich zu sein; sie beruht auf der Gnade meiner späten Geburt. Für die agierenden Personen in und hinter den Texten darf ich sie nicht unterstellen; für sie ist das, was ich schon weiß, ein offener Entwurf in *ihre* Zukunft. Denn der Gegenstand des Historikers ist nicht schlechthin die Vergangenheit, sondern die vergangene Zukunft einer Vergangenheit<sup>24</sup>.

Eine „Geschichte des Gewissens“ ist dann der Nachvollzug des Scheiterns von Gewissens-Entwürfen bei gleichzeitiger Umformulierung von dessen Normen im Übergang von einem theologischen zu einem philosophischen Diskurs. Wer das im Längsschnitt einmal nachvollzogen hat, kann einer gewissen *Ironie* als Stilmittel nicht entraten. Gebe ich mir Rechenschaft, warum ich wie formuliert habe, so komme ich auf eine Analogie zur Hegelschen „List der Vernunft“ – nur ohne Vernunft. Geschichte ist eine Bewegung hinter dem Rücken der agierenden Personen, die genau genommen nicht wissen, was sie tun. Da ich selbst mich aber in der gleichen Situation befinde, bin ich weit entfernt davon, mich über meine Protagonisten zu erheben, ganz im Gegenteil, ich kann sie in einer um die Erfahrung der Unverfügbarkeit erweiterten Hermeneutik *verstehen*.

Es entsteht beim Schreiben der Geschichte eine geschichtsphilosophisch gebrochene, dialektische Hermeneutik. Ich verstehe nicht nur die Intentionen der Akteure, ich verstehe auch deren Mißlingen; ich verstehe nicht nur den Ausdruck der Formgebenden, ich „verstehe“ auch den Nexus der Unverfügbarkeit. Historische Einsicht mündet in ein theoretisch distanziertes Mitleiden. „Die Wiederholung *erwidert* ... die Möglichkeit der dagewesenen Existenz“<sup>25</sup> – sagt Heidegger, ein

<sup>23</sup> Die Historiker machen sich meistens nicht hinreichend klar, daß am Anfang ihrer „wissenschaftlichen“ Arbeit eine zwangsläufig *unwissenschaftliche Deutung* ihrer Gegenwart steht. Ganz gleich, ob sie im Rahmen des Max Weberschen Modells arbeiten oder sich für einen kritisch-geschichtsphilosophischen Rahmen entscheiden: In einem Fall stehen zumeist nicht näher reflektierte Kulturwerte am Anfang ihrer Geschichtsschreibung, im anderen zu „Geschichtszeichen“ erhobene historische Phänomene. Vgl. zu einem kritischen Umgang mit den letzteren: Heinz Dieter Kittsteiner, Kants Theorie des Geschichtszeichens. Vorläufer und Nachfahren, in: ders. (Hrsg.), *Geschichtszeichen* (Köln, Weimar, Wien 1999) 81–115.

<sup>24</sup> Martin Heidegger, *Sein und Zeit* (Tübingen 1953) 395.

<sup>25</sup> Ebd. 386.

Gedanke, den Benjamin in seiner Weise ebenfalls gedacht hat. Schwingt in dieser Wieder-Holung die Idee der „Wiederbringung aller Dinge“, der Apokatastasis, mit? Walter Benjamin hat versucht, den Gedanken der *Erlösung Aller* in die Geschichtsschreibung einzuführen. Niemand wird verdammt, war die Verheißung des Origenes. Nichts wird vergessen, könnte die frohe Botschaft der Historiker sein. Im Aufschreiben wird alles zurechtgebracht. Wenn das gelingt, kann der Text des Historikers das Bild des Vergangenen vor dem Auge des Lesers wieder erstehen lassen. Das ist eine „Ahndung“ des verschwundenen Zusammenhangs des Gewesenen – nur eines ist es nicht: Dichtung. Clio dichtet nicht.



Bettina Lindorfer

## Der Diskurs der Geschichte und der Ort des Realen

### Roland Barthes' Beitrag zum linguistic turn der Geschichtsschreibung

#### Geschichte und Sprache: der linguistic turn

Die vielbeschworene Krise der Geschichtsschreibung ist auch eine Krise ihres Wirklichkeitsbegriffs. Roger Chartier führt die große Mutation, die die Geschichtswissenschaft seit Mitte der 80er Jahre erfaßt hat, auf einen zweifachen Perspektivenwechsel zurück. Einerseits habe der Einzug des Individuums die Mikrogeschichte und die Individuen fokussierende Sozialgeschichte entstehen lassen<sup>1</sup>; andererseits habe die Erkenntnis, daß jeder geschichtliche Diskurs letztlich eine Erzählung („un récit“; 37) sei, seine unhintergehbare sprachliche Verfaßtheit in den Vordergrund gerückt. Der *linguistic turn* der Geschichtsschreibung ist für Chartier die schlechte Radikalisierung dieser Erkenntnis. Ausgehend von Saussures Konzeption der Sprache<sup>2</sup> als einem geschlossenen System von Zeichen habe diese Wende zu einem Blick auf Texte geführt, der sich von der Geschichte als Sozialwissenschaft verabschiedet habe. Denn die Zeichen erhielten hier ihre Bedeutung (*signification*) nicht über den Gebrauch und den sozialen Kontext, sondern aus ihrer Beziehung zu anderen Zeichen. „La production du sens est ainsi détachée de toute intention ou de tout contrôle subjectifs puisqu'elle se trouve assignée à un fonctionnement linguistique automatique et impersonnel. La réalité n'est plus à penser comme une référence objective, extérieure au discours, mais comme constituée par et dans le langage.“<sup>3</sup>

Es ist Derridas in der Grammatologie ausgegebene Parole „il n'y a pas de hors-texte“, die die Macht der Sprache und des Textes sowie den „Verlust des Subjekts

<sup>1</sup> Chartier (1995) 34–37.

<sup>2</sup> Le langage: ‚Sprache und Sprechen‘, sagt Chartier, während Saussure natürlich nur die *langue*: ‚das Sprachsystem‘, meint. Diese scheinbar minimale Differenz führt zu einer denkwürdigen *rencontre manquée* von Sprachwissenschaft und Geschichte – z. B. auch bei Iggers (1995) 558 ff., 568 ff.

<sup>3</sup> Chartier (1995) 41; vgl. Hanisch (1996) 215.

und der Welt“ begründet<sup>4</sup>. Sie führt die Geschichtswissenschaft natürlich nicht dazu, zu Sprachanalysen überzugehen, aber sehr wohl dazu, die Textualität ihrer Quellen nun stärker unter die Lupe zu nehmen. Die Frage nach deren Tatsachenbezogenheit tritt dabei manchmal in den Hintergrund; zumindest ist sie nicht immer das allein entscheidende Kriterium. So unternehmen es Dominick LaCapra und Hayden White, Gerichtsakten *als Texte* zu lesen, die ihrerseits hauptsächlich auf andere Texte verweisen; die Frage nach ihrer Glaubwürdigkeit bleibt dabei abgeblendet.

Allerdings wird eine solche Literarisierung der historischen Quellen keineswegs einhellig begrüßt. Eingewendet wurde, daß in der Fokussierung auf konkrete Details sehr wohl die sozialen und kulturellen Bedeutungssysteme der Erzählenden erkennbar werden. Nach Carlo Ginzburg liefern sie die „Spuren“ vergangener Ereignisse, die es zu sichern und im Hinblick auf historische Fakten zu dechiffrieren gelte.

Nathalie Zemon Davis' Untersuchung zu Gnadenbriefen an den französischen König im 16. Jahrhundert nahm hierzu eine Kompromißposition ein. Der programmatische Titel „Fiction in the archives“ weist bereits darauf hin, daß Zemon Davis diese Bittbriefe nicht primär als eine Quelle auswertet, die über die tatsächlichen Handlungssequenzen eines Verbrechens Auskunft gibt, sondern zuallererst *als Literatur*. Die Historikerin liest die *lettres de remission* als Texte, die juristische, historische und narrative Informationen mischten, die aber gerade nicht, wie die traditionelle Historiographie dies fordere, primär auf ihren „realen Kern“ zu befragen seien. Sie macht also keinen prinzipiellen Unterschied zwischen juristischem Gnadengesuch und historischem Bericht der Petenten über die eigene Tat einerseits und den ‚fiktiven‘ Elementen der Bittbriefe andererseits. Zemon Davis will herausfinden, „wie Menschen im 16. Jahrhundert Geschichten erzählten“. „Wie wahrheitsgetreu“ sie dies in ihren Gnadengesuchen tun, wird erst in zweiter Instanz untersucht. Damit erhalten textuelle bzw. ‚fiktionale‘ Aspekte, d.h. „die Elemente der Quellen, die eine Geschichte hervorbringen, formen und gestalten“<sup>5</sup>, einen symptomatischen Stellenwert, auch wenn sie zuletzt doch noch an eruierbare ‚Fakten‘ zurückgebunden werden.

Die Gleichwertigkeit narrativer und ‚harter‘ Quellen bei Zemon Davis hat Schule gemacht<sup>6</sup>. Auch für Peter Burke ist es weder allein maßgebliches Kriterium noch endgültig entscheidbar, ob die Reiseberichte aus dem Italien des 15. Jahrhunderts ‚historische Tatsachen‘ wiedergeben. Der Historiker solle sich gerade nicht in einen falschen Gegensatz zwischen literarischer ‚Fiktion‘ und belegbaren ‚Tatsachen‘ zwängen lassen. „Natürlich“ könne man den zeitgenössischen Autoren „nicht ... jedes Wort“ glauben, weil sie ungenau, verzerrt oder nur vom Hörensagen berichtet oder Beobachtetes falsch interpretiert haben können. Noch wenn

<sup>4</sup> Vgl. Daniel (1997) 262f.

<sup>5</sup> Zemon Davis (1988) 16.

<sup>6</sup> Siehe z.B. Dingess (1994) zu Beleidigungsfällen im Paris des 18. oder Minkmar (1996) zu Colmar im 16. Jahrhundert und allgemein Schwerhoff (1999).

ihre Aufzeichnungen in Einzelheiten mit den Berichten anderer Zeitgenossen übereinstimmten, sei nicht auszuschließen, daß dann einfach Gemeinplätze wiederholt oder von anderen Berichten abgeschrieben worden seien<sup>7</sup>. Deshalb stellten zeitgenössische Quellen lediglich „Zeugnisse einer kulturell stereotypisierten Wahrnehmung“ dar, bei denen Burke allerdings annimmt, daß eine „komplexe Beziehung“ zu „der sozialen Realität, die ihnen zugrunde liegt“ (85), bestehe.

Angesichts solcher Formulierungen verwundert es kaum, wenn in der Geschichtsschreibung längst die Forderung nach einem Jenseits des linguistic turn gestellt worden ist. Statt sich mit Diskursen auseinanderzusetzen, mit Sprache und Zeichen, „die die Wahrnehmung der Welt strukturieren“<sup>8</sup>, ist es z. B. für Lyndal Roper an der Zeit, endlich das Verhältnis neu zu bestimmen zwischen dem „Diskurs“ und dem, „was in der Geschichtswissenschaft einst als Realität bezeichnet wurde“. Roper will gerade die Dinge erforschen, „die sich dem sprachlichen Ausdruck entziehen“ (453): die Subjektivität individueller Erfahrung, „die Art und Weise, wie jemand mental und emotional seine Erfahrung strukturiert“ (457), „die Dimension des Unbewußten“ (458), die Phantasien und andere für Handlungen bestimmende Triebkräfte (462). Die Historiographie müsse über die textuellen Spuren historischer Quellen hinausgehen, um „die Phantasie als historische Kraft zu betrachten und das Unbewußte als Bestandteil der Geschichte zu verstehen“ (465).

Die Geschichtsschreibung ist aber nicht nur in ihren Quellen sprachgebunden. Nicht nur stellen sprachliche Dokumente (Gesetzestexte, Gerichtsprotokolle, Erntestatistiken etc.) ihren primären Forschungsgegenstand dar, auch sie selbst ereignet sich sozusagen sprachlich; sie produziert Texte, in denen sie darstellt, *erzählt*, wie etwas gewesen ist. Während die Problematisierung der Quellen in bezug auf Wahrheitswert und Realitätsabbildung doch eine gewisse Tradition hat, scheint dieser zweite Aspekt des *linguistic turn* Neues in die Betrachtung der Geschichte eingebracht zu haben. Von der Begrifflichkeit über die Themenwahl bis zu Erkenntnisinteresse und Deutungskonstruktionen beleuchtet er nun historiographische Vertextungsstrategien. Vor allem die Werke großer Historiker des 19. Jahrhunderts rücken als literarische Artefakte in den Blick. Ob nun Roland Barthes die antithetischen Obsessionen eines Michelet<sup>9</sup> hervortreten läßt oder Hayden White Marx, Nietzsche oder Ranke auf einen metaphorischen, metonymischen oder synekdochischen Erzählstil<sup>10</sup> festlegt: Plötzlich werden diese Arbeiten vorrangig in ihrer Darstellungsweise und weniger als Darstellung von historischen Ereignissen betrachtet. – Dies wäre der oft beschworene „postmoderne Perspektivenwechsel“<sup>11</sup>: Die Disziplin befragt ihre Darstellungsformen. Zum Beispiel fragt sie, was den historiographischen vom literarischen Text trennt. Die Frage ist allerdings nicht ganz neu. So schrieb bereits Aristoteles im Kapitel 9 der

<sup>7</sup> Vgl. Burke (1996) 85, 26, 90.

<sup>8</sup> Roper (1999) 452.

<sup>9</sup> Barthes, Michelet (1964), in: Œuvres complètes, Bd. I.

<sup>10</sup> White (1994); vgl. Daniel (1997) 273.

<sup>11</sup> Daniel (1997) 262.



Poetik: „Der Geschichtsschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht dadurch voneinander, daß sich der eine in Versen und der andere in Prosa mitteilt ...; sie unterscheiden sich vielmehr dadurch, daß der eine das wirklich Geschehene mitteilt, und der andere, was geschehen könnte.“<sup>12</sup>

Unterscheiden sich die Werke von Dichtern und Geschichtsschreibern also nicht in ihrer Textualität? Sieht man ihnen selbst nicht an, ob sie ‚wirklich Geschehenes‘ mitteilen oder bloß Mögliches und Wahrscheinliches? Aristoteles scheint die *textimmanente* Beantwortung dieser Frage von sich zu weisen, wenn er das Kriterium Vers oder Prosa als nicht pertinent kennzeichnet. Er gibt aber doch einen Hinweis auf textuelle Indizien für Wahrheit und Realitätsgehalt, wenn er die Dichtung „etwas Philosophischeres und Ernsthafteres“ mitteilen sieht als die Geschichtsschreibung und dies damit begründet, daß die Dichtung „mehr das Allgemeine, die Geschichtsschreibung hingegen das Besondere“ mitteile (ebd.). Möglicherweise läßt sich schon aus dieser Bemerkung des Aristoteles eine Detailfixiertheit der Historiographie ableiten, die, wie mit Aristoteles zu ergänzen wäre, nicht nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit vorgeht, sondern nach Maßgabe des wirklich Geschehenen. So nennen Geschichtsschreiber die Namen der Handelnden, während in der Dichtung höchstens die Namen herausragender Persönlichkeiten vorkommen<sup>13</sup>. Die Geschichte geht ins Detail.

Bevor solche ‚unphilosophischen‘ Angaben näher betrachtet werden, möchte ich den Vorgang genauer untersuchen, der aus ihnen von Freud bis Morelli einen Index des Faktischen macht, und sie so mit der Kategorie des Wirklichen aufs innigste verquickt.

## Der Diskurs der Geschichte

Dazu wende ich mich einem französischen Anfang des *linguistic turn* zu. Roland Barthes' Aufsatz „Le discours de l'histoire“ (1967) ist einer der ersten, der die unhintergehbare Sprachlichkeit der Geschichtsschreibung (*l'Histoire*) in den Vordergrund stellt. Barthes versteht unter „Histoire“ zwar explizit die erzählende Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts; gleichzeitig gilt die ihm aber als symptomatisch für Historiographie überhaupt<sup>14</sup>. Der zentrale Vorwurf, den Barthes ihr macht, betrifft sowohl ihr Verhältnis zum geschichtlichen Ereignis als auch zu ihrer eigenen Sprache. In der Art und Weise, wie Barthes diesen Vorwurf begrün-

<sup>12</sup> Aristoteles (1982) 29.

<sup>13</sup> Vgl. dazu die Anmerkungen von Fuhrmann zum 9. Kapitel der Poetik in Aristoteles (1982) 113 ff.

<sup>14</sup> So behauptet Barthes in seinem „Compte rendu d'enseignement“ zu diesem Thema (Studienjahr 1966/67 an der Ecole Pratique des Hautes Etudes), daß der im Aufsatz explizit nur dem 19. Jahrhundert zugeschlagene *effet de réel* ein Kennzeichen jeder Geschichtsschreibung sei. Der „signifié ultime de la narration historique“ sei immer die „constitution du réel“. Der *effet de réel* wird hier als das Kriterium schlechthin ausgegeben („le trait pertinent“), das sie vom fiktiven Erzählen unterscheidet (II, 452).

det, spielen Begriffe und Denkfiguren der strukturalen Semiotologie eine entscheidende Rolle. Die Geschichte hänge zwei Illusionen an (die, wie gleich zu sehen sein wird, einander bedingen), wenn sie erstens an der Konzeption von Dingen und Ereignissen festhalte, die von der Sprache unberührt existierten, und wenn sie zweitens die Sprache als ein bloßes Instrument der Wiedergabe begreife, in dem die Dinge bloß *ausgedrückt* (und nicht *bedeutet*) werden<sup>15</sup>. Am Ende des Aufsatzes wird Barthes eine Position vertreten, die den Dingen nur eine sprachliche Daseinsweise zuerkennt und die als „Weltlosigkeit“ der Barthesschen Sprachauffassung verstanden worden ist<sup>16</sup>. Demgegenüber werde ich mit Bezug auf das gesamte Werk zu zeigen versuchen, daß Barthes' Haltung gegenüber dem Wirklichen ambivalenter ist, als es in diesem Aufsatz scheint, und daß der Schriftsteller Barthes der versprachlichten Welt durchaus eine welthaltige Sprache an die Seite stellen will. Seine Reflexionen über eine ‚notierende‘ oder gar ‚zeigende‘ Schreibweise, bei der die Beziehung zwischen Fotografie und Text eine entscheidende Rolle spielt, werden dafür die entscheidenden Argumente liefern.

Der Aufsatz von 1967 behandelt die Diskursstrategien historiographischer Texte in den drei Abschnitten, 1. *énonciation*, 2. *énoncé* und 3. *signification*. Zunächst wird gezeigt, welche „Verschieber“ den Äußerungsakt (*énonciation*) mit dem Geäußerten (*énoncé*) verknüpfen. Hier werden Shifter des Hörens (Quellenangaben) von solchen der Diskursorganisation (der zeitlichen Abfolge), des (fehlenden) Adressaten und der verschiedenen Rollen, in die der Historiker schlüpfen kann, unterschieden<sup>17</sup>. Der zweite Abschnitt weist den Modus und den Implizitheitsgrad des *énoncé* als Indikatoren der Art von Geschichtsschreibung aus, die, so Barthes, entweder metaphorisch oder metonymisch, bisweilen auch reflexiv sein könne<sup>18</sup>. Der (scheinbar paradoxerweise) *signification* genannte letzte Abschnitt erläutert schließlich die textuellen Strategien, die in der Geschichte Bedeutungszuschreibungen möglichst gering halten sollen (Wir werden sehen, daß mit „signification“ nicht die Bedeutung von Wörtern und Ausdrücken, sondern der Sinn von Texten gemeint ist.). Angekündigt wird dieses Programm im ersten Satz des Abschnitts, der lautet: „Pour que l'Histoire ne signifie pas, il faut que ...“. Im Zentrum stehen hier unscheinbare Details, als deren wahre Funktion nicht inhalt-

<sup>15</sup> „Le référent est détaché du discours, il lui devient extérieur, fondateur“ und: „c'est le signifié lui-même qui est repoussé, confondu dans le référent“ (Barthes, *Le discours de l'histoire* II, 425).

<sup>16</sup> *Trabant* (2003).

<sup>17</sup> Z. B. könne der Historiker nach Fustel de Coulanges' Motto von der ‚Keuschheit der Geschichte‘ den objektiven Chronisten mimen, der in den Augen Barthes' natürlich nur „une forme particulière d'imaginaire“ darstellt: „ici l'historien prétend laisser le référent parler tout seul“ (II, 420).

<sup>18</sup> Damit ergibt sich eine überraschende Übereinstimmung zu Whites vier narrativen Grundmustern der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. Neben Metapher und Metonymie treten hier Synekdoche (die Barthes gewiß auf die Seite der Metonymie schlagen würde) und Ironie – sicher die Figur, die der reflexiven Darstellung am nächsten kommt – auf.

liche Information, sondern die Authentifizierung der Darstellung herausgestellt wird.

Daß die narrative Historiographie des 19. Jahrhunderts der Vergangenheit angehört, ist klar. *Die Geschichte zu erzählen* ist 1967 vorbei. Die tiefgreifenden methodischen Transformationen der Annales-Schule<sup>19</sup> inspirieren Barthes zu der Feststellung, daß zeitgenössische Geschichtsschreibung das *Intelligible* an die Stelle des *Wirklichen* gerückt habe. Nicht wissen konnte er natürlich, daß im Laufe der 80er Jahre ein neues geschichtliches Erzählen einsetzen würde, das verkleinerte Beobachtungsfelder erforscht und so an die Stelle des großen Zusammenhangs, der sich im Kollektivsingular *die* Geschichte manifestiert, die Mikroperspektive der Akteure setzt.

## Sprache und Wirklichkeit: die Ubiquität der Sprache

Welches Verhältnis besteht zwischen Texten und Wirklichem? Wie schaffen sie es, daß das, was sie sagen, als ‚wirklich‘ erscheint? „Le fait n’a jamais qu’une existence linguistique (comme terme d’un discours), et cependant tout se passe comme si cette existence n’était que la ‚copie‘ pure et simple d’une autre existence, située dans un champ extra-structural, le ‚réel‘.“<sup>20</sup> Da Texte prinzipiell nur aus Buchstaben, Wörtern, Sätzen etc. bestehen, sind *hier* – die Klammer in diesem Satz sollte man nicht überlesen – auch historische Tatsachen nur sprachlich gegeben. Die zentrale Frage ist nun für Barthes, wie Texte zeigen, daß sie Tatsachen schildern und nicht Fiktionen: „Quelle est la place du ‚réel‘ dans la structure discursive?“ (ebd.)

Andererseits gibt es, so schreibt Barthes 1962, kein „être-là des choses, antécédent et extérieur au langage“<sup>21</sup>. Erst in mühsamer Kulturarbeit seien die Dinge von (vorgegebener stereotypisierter) Bedeutung freizumachen („faire ‚dé-signifier‘“), wie dies z.B. der Oberflächenrealismus des Nouveau Roman anstrebe. Weil sie unmittelbar und immer bedeuten, weil sich zwischen den Wahrnehmenden und sie immer Bedeutung schiebt, und weil diese Bedeutung den direkten Zugang zu den Dingen verwehrt, versuche ein Autor wie Robbe-Grillet gerade, sie als sinnfreie Oberfläche sichtbar zu machen.

Die Schwierigkeit besteht für Barthes also nicht darin, einer gegebenen Wirklichkeit Sinn zu geben und diesen auf nachvollziehbare Weise sprachlich darzustellen, sondern im Gegenteil darin, das Wirkliche von einem offenbar konstitutiven Sinnüberschuß freizumachen. Denn das Wirkliche sei immer schon von Sinn durchdrungen, mit Bedeutung überfrachtet. Grammatologisch gesprochen ist es

<sup>19</sup> Dazu siehe Chartier (1995); Burke (1998).

<sup>20</sup> Barthes, *Le discours de l’histoire* (II, 425). Da „real“ bzw. „das Reale“ im Deutschen einen ziemlich materiellen, fast schon kalkulatorischen Nebensinn hat, übersetze ich „le réel“ mit „das Wirkliche“.

<sup>21</sup> Barthes, *Essais critiques* I, 1322.

„immer schon geschrieben“, damit ist gemeint, es ist auf eine bestimmte Weise kodiert: „Le réel est au fond toujours déjà écrit. Il n’y a pas de réel qui ne soit déjà écrit. Tout signifiant renvoie à un autre signifiant, et ceci dans un proces infini. La réalité est toujours déjà codée, il n’y a pas de réalité qui ne soit déjà de l’écriture.“<sup>22</sup>

Wie wohl die meisten Semiologen hält Barthes semiotische Prozesse in der Wahrnehmung für allgegenwärtig. Auch, und vielleicht gerade, das nicht Sinnvolle fordere dazu auf, Sinn zu entdecken<sup>23</sup>. Anders als die meisten Semiologen sieht Barthes aber die Materialität und Sinnlichkeit der Dinge hinter ihrer Semantisierung verschwinden. Der entscheidende Faktor dieser Semantisierung ist für Barthes nun die Sprache: Durch die sprachliche Artikulation werde zwangsläufig Bedeutung produziert – gemeint ist ‚zusätzliche‘, ‚sekundäre‘ Bedeutung, „Konnotation“<sup>24</sup>. Und Sprache ist überall. Sie durchdringt jede Wahrnehmung des Wirklichen<sup>25</sup>.

In dieser Hinsicht ist Barthes fest in der französischen Theorielandschaft der 60er Jahre verankert. Seine These von der Ubiquität der Sprache ist etwa nahe an Benvenistes Feststellung, daß die Sprache in der Welt der Zeichen eine klare Vorrangstellung gegenüber anderen semiotischen Systemen habe, da sie alle Zeichen interpretieren könne, aber nicht umgekehrt<sup>26</sup>. Die spätestens mit Peirces Erkenntnistheorie allgemein akzeptierte Überzeugung, daß jede Wahrnehmung durch Zeichen vermittelt ist, spitzt Barthes also auf das Medium Sprache zu. Die Vermittlung durch Zeichen ist für ihn eine immer sprachlich unterfütterte Vermittlung: „Tout ce qui signifie dans le monde est toujours, plus ou moins, mêlé de langage: on n’a jamais de systèmes signifiants d’objets à l’état pur; le langage intervient toujours, comme relais, notamment dans les systèmes d’images, comme titres, légendes, articles.“<sup>27</sup>

<sup>22</sup> Barthes (1971) in der Table ronde zu Exégèse et herméneutique, 249.

<sup>23</sup> Was in der Psycholinguistik „Streben nach Sinnkonstanz“ (Hörmann) heißt, ist für Barthes eine Errungenschaft von Psychoanalyse und Linguistik (I, 420). Der Ausdruck „la signification de l’insignifiance“ (II, 480) deutet bereits in der Inkongruenz der Begriffsendungen -ation bzw. -ance an, daß es um unterschiedliche Sinnebenen geht, wenn in fehlenden (bewußten, intentionalen) Botschaften ein (tieferer, hintergründiger) Sinn gesucht wird.

<sup>24</sup> Zum Konnotationsbegriff siehe Nöth (2000) 149 ff.

<sup>25</sup> „Il n’y a de réel qu’intelligible“ (Barthes, *Éléments de sémiologie* I [1964] 1488) und „tout système sémiologique se mêle de langage“ (I, 1412).

<sup>26</sup> „La langue est l’interprétant de tous les systèmes sémiotiques“; „la langue peut, en principe, tout catégoriser et interpréter, y compris elle-même“, Benveniste (1974) 61 f.

<sup>27</sup> Barthes, *Sémantique de l’objet* II, 65. Noch deutlicher formuliert er dies in einem Gespräch von 1972: „Il n’y a aucun lieu sans langage: on ne peut pas opposer le langage, le verbal et même le verbeux à un espace pur, digne, qui serait l’espace du réel et de la vérité, un espace hors langage. Tout est langage, ou plus précisément le langage est partout. Il traverse tout le réel; il n’y a pas de réel sans langage“ (II, 1481).

## Ein Realitätseffekt der Sprache

Sprache vermittelt und strukturiert nicht nur „Wirkliches“, durch eine gewisse Technik ruft sie auch den „Effekt ‚wirklich‘“ hervor, den *effet de réel*. Diese in der deutschen Übersetzung als „Realitätseffekt“ bekannt gewordene Wirkung der Sprache ist von Barthes sozusagen<sup>28</sup> aus der Taufe gehoben worden. Zum ersten Mal ist von ihr im Aufsatz „Introduction à l'analyse structurale du récit“ (1966) die Rede, wo Barthes unterscheidet zwischen atmosphären Details („indices“) auf der einen Seite, deren Bedeutung (*signifies*) man erst entschlüsseln müsse, und reinen Gegebenheiten, die unmittelbar bedeuten („données pures, immédiatement signifiantes“) auf der anderen Seite. Diese werden hier noch als Informanten („informants“) bezeichnet. Informanten sind zwar auch Informationsquelle für den Leser, vor allem sind sie aber Beglaubigungsstratageme von Erzählern, die bestrebt sind, ihre Geschichte im Wirklichen zu verankern. „L'informant (par exemple, l'âge précis d'un personnage) sert à authentifier la réalité du référent, à enraceriner la fiction dans le réel: c'est un opérateur réaliste et, à ce titre, il possède une fonctionnalité incontestable, non au niveau de l'histoire, mais au niveau du discours.“ (II, 85)

Dazu da, in Romantexten die Realität des Referenten zu beglaubigen, rückt der ‚realistische Operator‘, den Barthes hier noch eher en passant zum Inventar der Erzählung rechnet, im Essay „L'effet de réel“ (1968) ins Rampenlicht. Nun trägt er den Namen „détail inutile“ und wird als für die Struktur der Erzählung (*l'histoire*) unbedeutende Nennung einer Einzelheit vorgestellt, die aber für das Erzählen selbst (*le récit*) um so bedeutungsvoller sei, weil sie wesentlich dazu beitrage, das Erzählte als wirklich (als nicht fiktiv) erscheinen zu lassen. Als Beispiel führt Barthes ein Barometer an, das am Anfang von Flauberts Erzählung „Un cœur simple“ erwähnt ist: „un vieux piano supportait, sous un baromètre, un tas pyramidal de boîtes et de cartons.“<sup>29</sup> Weil es für die *histoire* keine Rolle spiele („aucune finalité“), wird es als für die Struktur der Erzählung unnütz bzw. überflüssig eingestuft (II, 479).

Daß solchen Einordnungen immer etwas Prekäres anhaftet, liegt auf der Hand; denn das Barometer kann unter Umständen als ein Indiz atmosphärischer Milieuschilderung interpretiert oder im Kontrast zu anderen Raumbeschreibungen als signifikantes Detail gedeutet werden. Wohl auf dem Hintergrund ähnlicher Überlegungen notiert Barthes, daß durch das Zitieren die Aufmerksamkeit auf derar-

<sup>28</sup> Zumindest dem Namen nach und was die semiotische Perspektivierung angeht – die Sache selbst, nämlich das „lebenswahre“ kleine Detail, ist seit Diderots „Éloge de Richardson“ (1762) in der auch von Barthes stark gemachten Funktion der Realitätsbeglaubigung ein Thema in der Literaturtheorie; siehe den dazu bahnbrechenden Aufsatz von Hans Robert Jauss, Nachahmungsprinzip und Wirklichkeitsbegriff in der Theorie des Romans von Diderot bis Stendhal (1964).

<sup>29</sup> Flaubert, Bd. 2 (1952) 591.

tige Details verändert wird. Deshalb werde er seine These fortan nicht anhand von Beispielen diskutieren<sup>30</sup>.

Auf das Phänomen des absoluten Details wird Barthes in seinem Werk immer wieder zurückkommen. In „Le plaisir du texte“ (1973) führt er etwa die Schilderung eines Diners bei Stendhal an, in dessen in den Einzelheiten benannten Bestandteilen er die Grenze sprachlicher Beschreibung ausmacht. Die detaillierte Aufzählung demonstrierte, was sprachlich nicht artikulierbar sei (*l'intraitable*). Barthes vergleicht sie damit, daß jemand in einem Gespräch plötzlich einen Gegenstand zeigend hochhalte: „Lorsque, dans un débat, quelqu'un *représente* quelque chose à son interlocuteur, il ne fait qu'alléguer le *dernier état* de la réalité, l'intraitable qui est en elle. De même, peut-être, le romancier en citant, en nommant, en notifiant la nourriture (en la traitant comme notable), impose-t-il au lecteur le dernier état de la matière, ce qui, en elle, ne peut être dépassé, reculé ... *C'est cela!* Ce cri ne doit pas être entendu comme une illumination de l'intelligence, mais comme la limite même de la nomination, de l'imagination.“ (II, 1517)

Die Grenze des Benennbaren wird im zeigenden Nennen also nur scheinbar überschritten. Zufällig in den Blick kommende Details, die ‚nicht eigentlich von Bedeutung‘ sind, deren Präsenz jedenfalls keinen tieferen Sinn für die Handlungsebene hat, scheinen gerade in ihrem zufälligen Genannt-Werden einen Blick auf ‚den letzten Zustand der Realität‘ freizugeben. Die Details funktionieren nach Barthes also wie winzige, in den Text eingestreute Bilder, die immer ‚einen Rest Kontingenz‘ aufwiesen, auf den man ‚mit dem Finger zeigen‘ könne. Worauf die Bilder zeigen, ist blanke Materie und nicht ein erst zu entschlüsselndes Signifikat<sup>31</sup>. „Il y aurait en somme deux réalismes: le premier déchiffre le ‚réel‘ (ce qui se démontre mais ne se voit pas); le second dit la ‚réalité‘ (ce qui se voit mais ne se démontre pas).“<sup>32</sup> Neben einer beschreibend-interpretierenden Ebene sieht Barthes damit eine nur nennende, Realität zeigende Ebene am Werk: „Le roman, qui peut mêler ces deux réalismes, ajoute à l'intelligible du ‚réel‘ la queue fantasmatique de la ‚réalité‘: étonnement qu'on mangeât en 1791 ‚une salade d'oranges au rhum‘ ...: amorce d'intelligible historique et entêtement de la chose (l'orange, le rhum) à être là.“ (II, 1517f.) Zwei Ebenen des Wirklichen beschäftigen Barthes in dieser Passage. Die intelligible, traditionell als wesentlicher erachtete Ebene (*le réel*) wäre zu dechiffrieren. Als nicht sichtbare Ebene kann man nicht auf sie zeigen. Auf die oberflächlichere *réalité*-Ebene hingegen kann man zeigen, indem man ihre Bestandteile aufzählt. Die aufgezählten Details, jener „phantasmatische Schwanz“ der Sprache (Orangensalat mit Rum, funktionslose Barometer über alten Pianos

<sup>30</sup> Barthes, II, 480, Anm. 1.

<sup>31</sup> „L'image est en effet, par nature, déictique, elle désigne, ne définit pas; il y a toujours en elle un résidu de contingence, qui ne peut être que pointé du doigt. Sémiologiquement, l'image entraîne toujours plus loin que le signifié, vers la pure matérialité du référent“ (Sade, Fourier, Loyola, II, 1085).

<sup>32</sup> Barthes spielt hier auf die Lacansche Opposition zwischen *réel* und *réalité* an, bei der sich das Wirkliche (das Reale) nachweisen lasse („démontrer“), während man nur die Realität zeigen könne („montrer“) (dazu ausführlicher Lindorfer [1998] 194–196).

oder, wie wir gleich sehen werden, leise Klopffzeichen an kleinen Türen) manifestieren diesen Sinn für die Oberfläche. Hinter der Lust am Detail, die mitunter dazu führt, ein ganzes Abendessen bis in die Feinheiten aufzuzählen, verbirgt sich nicht nur ein perverser Hang zu zerstückelten Körpern<sup>33</sup>, sondern eben auch jener „goût *fantasmatique* de la réalité“ (II, 1521, H.v.m.). Fantasmatisch ist an ihm, daß er in der Fixierung auf Oberflächen und Kleinigkeiten *meint*, ‚direkt‘ die ‚Realität‘ einzufangen, wo Barthes gerade zeigen will, daß eingestreute Ausdrücke wie „une salade d’oranges au rhum“ oder „des confitures de Bar“ nur kodierte Realitäts-effekte in Gang setzen.

In der Literaturtheorie heißt das Kodierte-Sein dessen, was die *histoire* als das Wirkliche ausgibt, *das Wahrscheinliche*<sup>34</sup>. Genau dies ist es, was nach Barthes durch den Realitätseffekt entsteht: eine neue Wahrscheinlichkeit („un nouveau vraisemblable“), die nun im Unterschied zu der aristotelischen oder derjenigen der französischen Klassik ‚wirklich‘ wirken will. Der *effet de réel* erweist sich so als ein Kunstgriff der romanesken Illusion, den es ad acta zu legen gilt. Es gilt aufzudecken, daß die Realität, die die ‚realistische‘ Erzählung entstehen läßt, im Verweis auf kulturelle Codes nur Wahrscheinlichkeit beanspruchen kann: „ce qu’on appelle ‚réel‘ (dans la théorie du texte réaliste) n’est jamais qu’un code de représentation (de signification)“<sup>35</sup>.

Dieser *opérateur réaliste* findet sich jedoch keineswegs nur in Romanen des 19. Jahrhunderts, auch Psychoanalytiker machen z.B. von ihm Gebrauch, wenn sie sich fragen, ob Kindheitserinnerungen ‚echt‘ sind oder nur nachträglich konstruiert. Auch ihnen garantieren unbedeutende Details die „Echtheit“ einer Erinnerung. Gerade wenn das Erinnernte Züge enthält, die „nicht auflösbar“ sind und die „auch zu den aus der Phantasie stammenden Bedeutungen nicht passen“, notiert Sigmund Freud 1898, spreche dies dafür, daß „keine Erinnerungsfälschungen“ vorlägen, sondern das Erinnernte der Wirklichkeit entspreche<sup>36</sup>. Das Fehlen eines einsichtigen Grundes für die Präsenz eines Details indiziert in der Kontinenz, daß die Kindheitserinnerung auf wirklich Erlebtem beruht. Nicht auszuschließen ist, daß Barthes die wirklichkeitsverankernde Funktion seines *détail inutile* tatsächlich aus diesem Freud-Text abgeleitet hat; hier zeigt sie sich jedenfalls in ihrer Reinform.

In der Historiographie gelten natürlich andere Gesetze. Hier wird weniger sinniert über scheinbar unnütze Details. Schließlich kann alles, auch die scheinbar nutzloseste Angabe, irgendwann von Nutzen sein. An einer Passage aus Michelets Revolutionsgeschichte zeigt Barthes, welche Details er im Auge hat, wenn er auch für die Geschichtsschreibung Realitätseffekte reklamiert. In diesem Passus schildert Michelet, daß Charlotte Corday kurz vor ihrer Hinrichtung von einem Maler

<sup>33</sup> „Ce thème lacanien“ (Barthes, S/Z, II, 629f.).

<sup>34</sup> Vgl. Todorov, Introduction zum Thema „Le vraisemblable“ von Communications 11 (1968), wo auch Barthes’ Essay „L’effet de réel“ zuerst erschien, und, im gleichen Heft, Genette, Vraisemblance et motivation.

<sup>35</sup> Barthes, S/Z, II (1970) 608.

<sup>36</sup> Freud, Über Deckerinnerungen [1898] (1977) 549.

in ihrem Gefängnis porträtiert wurde. Michelet notiert: „Au bout d'une heure et demie, on frappa doucement à une petite porte qui était derrière elle.“<sup>37</sup> Barthes' Aufmerksamkeit gilt den für den Erzählablauf nicht notwendigen Angaben der Zeit, der Art und Weise des Klopfens und der Größe der Tür. Wir ahnen es: In diesen scheinbar bloß aufzählenden Kleinigkeiten steht Barthes zufolge die Authentifizierung des Erzählens im Vordergrund.

Übersetzt in die Sprache der Semiologie scheint z.B. die Kleinigkeit „au bout d'une heure et demie“ unmittelbar den Sachverhalt abzubilden, Wort und Ding direkt miteinander zu verknüpfen. Der Faktor Bedeutung scheint ausgeklammert, die Wörter, bildergleich, wie die Namen der Dinge zu funktionieren. In dieser Lesart des Ausdrucks wird eine Sprachkonzeption aufgerufen, wie sie Platon im Dialog *Kratylos* vertreten hat und die mit Aristoteles' Interpretation der Wörter als Symbole für ihre Bedeutungen, die erst auf die Dinge verweisen<sup>38</sup>, eigentlich überwunden ist.

Natürlich scheint es nur so, daß zum Verstehen von ‚unnützen‘ Details keine Bedeutung notwendig ist: „Dans le moment même où ces détails [inutiles] sont réputés dénoter directement le réel, ils ne font rien d'autre, sans le dire, que le signifier.“ (II, 484) Auch die nutzlosesten Details vermögen tatsächlich in Texten nie zu *zeigen*, sondern sie *bedeuten* immer nur – allerdings mit der kleinen Präzision, daß ihre Sekundärbedeutung nicht auf der Ebene des Gesagten, sondern auf der des Sagens verankert ist. In einem Diskussionsbeitrag geht Barthes einmal soweit, „eine Art von Proportionalatz“ aufzustellen: „plus le détail est insignifiant, plus il fait réel“<sup>39</sup>. Je unmotivierter die Nennung einer winzigen Kleinigkeit, desto mehr blende sie Interpretationen ab und suggeriere, ‚direkt‘ auf Wirkliches zu zeigen. Vorausgesetzt wird in diesem Umkehrschluß übrigens eine Opposition zwischen Leben und Sinn, die Barthes selbst als ‚mythisch‘ kennzeichnet<sup>40</sup>.

Um zusammenzufassen: Auch der Diskurs der Geschichte eliminiert (sekundäre) Bedeutungen und inszeniert eine Sprache, die in der „confusion (illusoire) du référent et du signifié“ (II, 425) eine unmittelbare Beziehung zwischen Signifikant und Referent suggeriert. Doch gerade wenn seine Darstellung den Ereignissen unmittelbar zu folgen scheint und seine Argumentation nicht erkennbar ist, werden auch hier geschichtliche Ereignisse nur *bedeutet*. Denn es ist ein Charakteristikum sprachlicher Zeichen, daß sie nur auf Objekte in der Wirklichkeit verweisen können, indem sie *bedeuten*. „Le discours historique ne suit pas le réel, il ne fait que le signifier, ne cessant de répéter *c'est arrivé*.“ (ebd.) Als zusätzliche Bedeutung bedeutet der historiographische Text, daß von den Ereignissen in der Wirklichkeit berichtet wird. En passant erwähnte, funktionslose Zeit- und Orts-

<sup>37</sup> Michelet, *Histoire de France. La Révolution*, Bd. V, 292; vgl. II, 479.

<sup>38</sup> Aristoteles, *Peri hermeneias* 16a 1–10; hierzu Trabandt (1996) 23–26.

<sup>39</sup> Barthes, *Exégèse et herméneutique* (1971) 244.

<sup>40</sup> Diese „grande opposition mythique du vécu (du vivant) et de l'intelligible“ (II, 483) liegt nach Barthes dort zugrunde, wo vermeintlich ‚bloße‘ Darstellungen des Wirklichen gegeben werden. Die Präsentation von Fakten, die so tut, als käme sie ohne eigene Deutung aus, tritt als Widerstand gegen Bedeutung auf: „comme si... ce qui vit ne pouvait signifier“ (ebd.).



angaben oder detaillierte Aufzählung der Speisen während eines Abendessens signalisieren den Bezug eines Textes zur Wirklichkeit. Im Text selbst ist hier Faktisches und Fiktives ununterscheidbar. Er hat keinen immanenten Indikator für die Richtigkeit und Wirklichkeit seiner Angaben. Was wie ‚Wirkliches‘ wirkt, ist im Text selbst nur ein Effekt diskursiver Strategien.

## Widerspruch gegen das immer schon geschriebene Wirkliche

Doch keineswegs herrscht diese skripturale Sicht der Dinge uneingeschränkt. In Barthes' Werk hält eine andere Stimme im Gegenteil am „*être-la* des choses, antécédent et extérieur au langage“ (I, 1322) fest. Sie beharrt darauf, daß nicht alles immer schon von menschlichem Geist durchdrungen ist; sie besteht auf der Opposition zwischen Wirklichem und Sinn.

So betonen schon die *Mythologies*, daß das Wirkliche des Gegenstandes da aus dem Blick gerät, wo sein Sinn im Vordergrund steht. Das Wirkliche werde nicht nur durch stereotype Bedeutungsschübe ‚evakuiert‘ (I, 707); gerade auch die kritische Entlarvung dieser Stereotypen beschleunige seine Verflüchtigung (I, 718, Anm.). Doch weiß der ‚Mythologe‘ von einem Heilmittel gegen diese Agonie des Realen: die Poesie, die er als ein Sprechen unterhalb von Bedeutung („*infrasignification*“) charakterisiert. Mit dem Ziel, „einen präsemiologischen Sprachzustand“ zu schaffen, greife die Poesie nach den Dingen selbst; sie sei deshalb letztlich „*antilangage*“ (I, 701). Schließlich gehe sie von einem „*réel finalement impénétrable, irréductible*“ aus (I, 719). Um dem sich im Sprechen verflüchtigenden Wirklichen beizukommen, läßt Barthes hier allerdings noch eine zweite Methode gelten, die darin besteht „[de] poser un réel entièrement perméable à l'histoire, et idéologiser“ (ebd.). Entweder gilt es also, ausgehend von einem irreduziblen Wesen der Dinge literarisch zu schreiben oder gerade umgekehrt, die Dinge in ihrer Historizität zu durchdringen und Kulturkritik zu betreiben. In den „*Mythologies*“ sieht Barthes seine Aufgabe noch darin, diese beiden Alternativen miteinander zu versöhnen.

Wenn er 20 Jahre später von zwei grundsätzlich verschiedenen Annäherungsweisen an das Wirkliche spricht, hat eine tiefgreifende Transformation stattgefunden. Die Opposition besteht nicht mehr in Literatur vs. Kulturkritik, sondern in dem nun eindeutig gewichteten Gegensatzpaar *système* vs. *systematique*. *Système* setzten einen instrumentellen Sprachbegriff voraus (Illusion n° 1) und suggerierten die wirkliche Existenz der von ihnen thematisierten Dinge (Illusion n° 2)<sup>41</sup>. Das Wirkliche, auf das sich *Système* beziehen, wird als sprach- und an sich sinnlos

<sup>41</sup> „[Le système] vit de deux illusions: une illusion de transparence (le langage dont on se sert pour l'exposer est réputé purement instrumental, ce n'est pas une écriture) et une illusion de réalité (la fin du système est qu'il soit *appliqué*, c'est-à-dire qu'il sorte du langage pour aller fonder un réel défini vicieusement comme l'extériorité même du langage)“ (Barthes, Sade, Fourier, Loyola, II, 1119).

unterstellt. Anhänger des System-Denkens suchen einen Sinn zu ‚dechiffrieren‘. Dagegen führt Barthes das *systematische* Denken als ein strukturierendes ‚Spiel‘ ein, bei dem man sich darüber im klaren ist, daß die Herangehensweise selbst zur Konstitution des Gegenstands entscheidend beiträgt. Hier wird keine absolute Distanz zu einem vermeintlich sprachfreien Gegenstand vorgespiegelt (wofür Barthes den Ausdruck „illusion référentielle“ bemüht). Barthes’ Sympathie ist eindeutig auf der Seite des Systematischen. Das zeigt sich auch daran, daß das, was nun im emphatischen Sinne „écriture“ heißt, eindeutig auf dieser Seite verortet wird: „au fur et à mesure que le style s’absorbe dans l’écriture, le système se défait en systématique, le roman en romanesque, l’oraison en fantasmatique ...“, schreibt er 1971 in „Sade, Fourier, Loyola“ (II, 1043) und bejubelt in „S/Z“ das „Schreibbare“. „Le scriptible, c’est le romanesque sans le roman, la poésie sans le poème, l’essai sans la dissertation, l’écriture sans le style, la production sans le produit, la structuration sans la structure.“ (II, 558)

## Schreiben mit Realitätseffekt. Notieren & Zeigen

Ausgehend von Texten entledigt Barthes sich Ende der 60er Jahre eines außersprachlichen Wirklichen mit Verweis auf strukturierende Spiele und nicht zu hintergehende écritures. Auf einem Wirklichen, das jenseits von Schrift Bestand hat, beharrt jedoch weiterhin der Schriftsteller Barthes. Er insistiert darauf, Wirkliches festhalten zu wollen.

Barthes’ Beschäftigung mit dem Nouveau Roman, seine Chroniken, Reiseaufzeichnungen und sein umständliches Abwägen, wie Tagebuch zu führen von künstlerischem Interesse sein kann, verbindet, daß sie die Kontingenz des Wirklichen als Herausforderung begreifen.

Eindringlich und provokativ führt der Oberflächenrealismus des Nouveau Roman neuzeitliche Kontingenzerfahrung vor Augen. Noch Mitte der 50er Jahre lautet Barthes’ apodiktische Forderung, daß er genau darin zu überwinden sei: „la contingence de l’objet ne peut être en aucune façon un élément du réalisme final, car le réalisme est essentiellement signification“. Sein Statement „Nouveaux problèmes du réalisme“ verlangt „un réalisme total“, worunter eine Darstellungsweise verstanden wird, die das Kontingente der Oberfläche in der Hervorbringung ‚treffender Bedeutungen‘ aufhebt („doter de significations justes tous les papiers du réel“). Das Bedeutungslose des Zufalls, das den Objekten eigen ist, ist dazu einem Verfahren zu unterwerfen, das richtige Bedeutung generiert (oder besser vorspiegelt?). „Mais pour arriver à cela, il faut que l’écrivain s’habitue à *voir* la surface avec des yeux libres“ (I [1956] 551). Sinnigerweise wird Barthes in der Folge Oberflächen genauer in Augenschein nehmen. Er begibt sich auf die Suche nach vom Zufall bestimmten Ereignissen, die dennoch (oder gerade deswegen) „notabel“ sind, und findet sie in der Rubrik „Vermischtes“, im *fait divers*. In dieser Textsorte ist nämlich genau das von Interesse („l’essence même du *notable*“),

was auf fatale Weise von der ‚fremden Macht‘ Zufall durchdrungen scheint (I [1962] 1313).

Doch zunehmend wird das Kontingente positiv gewendet. Es wird zum Realitätsindex schlechthin. Das Gefühl des Absurden fehlt dann völlig. Im zufälligen, nicht zu systematisierenden Detail tritt *Würze (de la saveur)* an die Stelle vormals beklagter Absurdität. So werden die nur durch Zufall fixierten Details der Fotografie dem Wirklichen zugeschlagen. Das zufällig fotografierte Detail demonstriert, daß das Fotografierte unwiederholbar gewesen ist, vor allem deshalb, weil es klar macht, daß es auch *hätte nicht sein können*. Aus diesem Grund sollen Texte nun Details notieren und Echos von Begebenheiten liefern. Wo in der ideologiekritischen Phase der fünfziger Jahre stereotype Sinngebungsmechanismen öffentlicher Gesten denunziert wurden, soll jetzt das hinter diesen Mechanismen ‚vergessene‘ Ereignis aufblitzen. Details werden aufgezählt, Dinge nur denotierend benannt, um auf wirkliche Ereignisse Bezug zu nehmen und ohne sie mit Sekundärbedeutung aufzuladen: Der Darstellungsmodus, der diesem Ideal entgegenkommt, ist das ‚bloße Notieren‘, das scheinbar nur aufschreibt, *was (zufällig) war*.

Ob diese Aufzeichnung von Echos tatsächlich nur eine Etappe auf dem Weg, ein erster Entwurf („des bouts d’essai“) für den eigentlichen Text („pour un roman“) ist, darüber kann man spekulieren. Für die Gegenthese, daß dieser Weg selbst das eigentliche Ziel gewesen sein könnte, spricht allerdings z.B. Barthes’ letztes Buch „La chambre claire. Note sur la photographie“, in dem die Spur des wirklich Gewesenen im Zentrum steht; aber auch die erst postum publizierten „Incidents“ sowie haikuähnliche Anamnesen und jene „Chronique de Roland Barthes“, die Ende der 70er Jahre im „Nouvel Observateur“ erschien.

‚Nacktes Schreiben‘ („*écrire à découvert*“) nennt Barthes dieses *Notieren was war*. Es scheint keine theoretischen Voraussetzungen zu haben, schirmt sich im Gegenteil ab gegen den Sprachduktus von Semiologie, Texttheorie und Psychoanalyse. Das Material scheint auf der Straße zu liegen. Daß Chroniken solcher Ereignisse banal und leicht obszön erscheinen können, spricht allerdings manchmal dagegen, sie (zu Lebzeiten) zu publizieren.

Von Dezember 1978 bis März 1979 erschien im „Nouvel Observateur“ wöchentlich die „Chronique de Roland Barthes“, die nicht bedeutendes Zeitgeschehen, sondern unbedeutende Vorfälle festhielt: „Le relevé de quelques incidents qui marquent, à la semaine, ma sensibilité.“<sup>42</sup>

Barthes’ Kennzeichnung des Diskurses der geschichtlichen Chronik – „une pure série structurée de notations“ – charakterisiert auch diese seine eigenen Texte. Wie Chronisten früherer Zeiten vermeiden auch sie sinnvollen Aufbau, Deutung und Kommentar, um die Ereignisse selbst desto stärker zur Geltung kommen zu lassen. Barthes gibt die Chronik nach drei Monaten auf. Als Ursache für das Scheitern des explizit schriftstellerischen Experiments sieht er ein prinzipielles Manko. „Le défaut, c’est qu’à chaque incident rapporté je me sens entraîné (par quelle force ou quelle faiblesse?) à lui donner un sens (social, moral, esthétique

<sup>42</sup> Barthes am 23. 3. 1979 im *Nouvel Observateur*; III, 991.

que etc.).“, räumt er in der letzten Ausgabe vom 23. März 1979 ein (III, 992). Das Scheitern war insofern vorprogrammiert, als ja schon die „*Éléments de sémiologie*“ verkündeten, daß das sprachlich Artikulierte unvermeidbar Bedeutung erhält.

Während das Notieren des Unbedeutenden im Wochenjournal scheitert, brilliert es als „*émanation du réel*“ in der Auseinandersetzung mit dem Medium Fotografie. „*Toute photo est en quelque sorte co-naturelle à son référent*“, notiert Barthes in „*La chambre claire*“ (III, 1163). Was das Licht-Bild kategorisch vom Text unterscheidet, ist sein Wirklichkeitsindex. Schon im Aufsatz „*Le message photographique*“ von 1961 definiert Barthes die Fotografie als das Medium, das das ‚buchstäblich Wirkliche‘ („*le réel littéral*“) übermittelt, ohne dabei auf einen Code zu rekurren. Als ‚Bild ohne Code‘ scheint die Fotografie keinerlei zusätzliche Bedeutung ins Spiel bringen zu müssen. Allerdings wird schon 1961 das vermeintlich ‚perfekte Analogon‘ des Wirklichen, das auf den ersten Blick wie „*un message sans code*“ (ebd.) aussieht, als ‚mythische‘ Verklärung entlarvt<sup>43</sup>, indem seine konnotativen Techniken dargelegt werden. Nur für unverbesserliche ‚Realisten‘ (wie Barthes?) ist ein fotografisches Zeichen die Sache selbst („*plus un signe mais la chose même*“; III, 1138). Nichtsdestotrotz stellt die zeigende Geste der Fotografie die Herausforderung schlechthin dar für Schreiber, die das auratische Licht vergangener Ereignisse und verstorbener Personen sprachlich einfangen wollen.

Es gilt, exakt zu bezeichnen, und um dies in einer geläufigen, nicht terminologischen Sprache zu tun, ist Arbeit an der Sprache nötig. Dann entsteht das, was Barthes ‚Richtigkeit‘ (*justesse*) nennt. Die Textsorte *par excellence*, die für Barthes in diesem Sinne ‚richtig‘ ist, ist das japanische Haiku. Von „*L'empire des signes*“ an, einem Buch über die in Japan angetroffene glückliche Welt der Zeichen, ist das japanische Kurzgedicht für Barthes die Gattung, die nicht im Zeichen der Darstellung steht und doch einen Effekt in Gang setzt, der dem *effet de réel* ähnelt.

Pleine lune,

Et sur les nattes

L'ombre d'un pin.<sup>44</sup>

In diesem Haiku haben wir keine ‚*écriture à détails inutiles*‘ vor uns. Aber es liefert auch keine Beschreibungen, deren Details im Hinblick auf atmosphärische oder sentimentale Konnotationen zu entschlüsseln wären. Es zielt im Gegenteil, wie diese hingeworfenen unnützen Details, darauf ab, Sekundärbedeutungen gar nicht erst aufkommen zu lassen. Doch anders als in realistischem Roman und narrativer Historiographie setzt dieses Haiku keine plakativen Signale ein, die beim Leser die zusätzliche Bedeutung ‚wirklich‘ aufkommen lassen. „*Le sens est refusé au réel; bien plus: le réel ne dispose plus du sens même du réel.*“ (ebd.) Anzumerken bleibt, daß Barthes in seinem Kommentar des Dreizeilers nicht nur ein Wirkliches diesseits von Realitätseffekten voraussetzt, sondern auch als eines, durch

<sup>43</sup> I, 939.

<sup>44</sup> Zitiert in *L'empire des signes*, II, 803.

dessen sprachliche Darstellung keine (,zusätzlichen') Sinnhorizonte eröffnet werden.

Das Haiku tritt an, der Sprache eine Grenze zuzuweisen („limitation du langage“). Es geht hier darum, „d'agir sur la racine même du sens, pour obtenir que ce sens ne fuse pas, ne s'interiorise pas, ne s'implicite pas, ne se décroche pas, ne divague pas dans l'infini des métaphores, dans les sphères du symbole“ (II, 798). Was diese Negativ-Aufzählung will, ist eine Exaktheit, von der Barthes übrigens sagt, daß sie im Haiku „nullement peinture exacte du réel“ sei, sondern „adéquation du signifiant et du signifié, suppression des marges, bavures et interstices qui d'ordinaire excèdent ou ajourent le rapport sémantique“ (II, 798f.). In der Übereinstimmung von Signifikant und Signifikat wird also letztlich Präzision angestrebt.

Sie soll verhindern, daß sich unendlich viele ,sekundäre' Deutungen aneinanderreihen. Das unterscheidet die Präzision des Haiku nach Barthes von dem, was in der Rhetorik des Abendlandes ,kurz und bündig' heißt: „Une excellence de la *concision*“ ist hier meist triumphales Zeichen „d'un *surplus* de la pensée sur le langage (la pensée l'emporte d'une longueur sur le langage)“<sup>45</sup>. Diesem Ungleichgewicht ist entgegenzuarbeiten, will man Haikus, die manchmal auch ,Anamnesen' heißen<sup>46</sup>, eine ,Chronik' oder ,Zwischenfälle' notieren. Das Ideal ist, präzise auf die Dinge zu referieren.

Es gilt, bildergleich zu schreiben, Wirkliches zu *zeigen*. Um Interpretation und Bedeutung radikal zu beschneiden, kommen nun Elemente jenes Verfahrens neu ins Spiel, das er selbst zehn Jahre zuvor als *effet de réel* abgetan hatte. Seine Texte *zeigen* und *nennen*, sie operieren mit Zeichen, als wären es *Namen*<sup>47</sup> oder bildhafte Textelemente. Die zeigende Darstellungsweise nähert sich dem Bild an mit dem Ziel, semiotische Prozesse auf ein Minimum zu reduzieren. Sie will nicht so sehr *ausführen*, wie etwas ist, sondern – gegebenenfalls durch ein hinweisendes „so!“ – daß es (gewesen) ist. Auch im sprachlichen Zeigen bleibt Bedeutung (scheinbar) außen vor. ,Zeigen' heißt in der Sprache, daß ,leere' sprachliche Ausdrücke verwendet werden, die nur in gegebenen Kontexten funktionieren. Gezeigt werden kann nur auf Elemente der Situation. Die Deixis stellt einen „Sonderfall von Referenz“ dar, indem „[sich] die Beziehungen nach einem Zeigefeld [richten], in dessen *ich-hier-jetzt*-Origo ... der Sprecher steht“<sup>48</sup>. Deiktische Ele-

<sup>45</sup> Barthes, *L'ancienne rhétorique*, II (1970) 936.

<sup>46</sup> Solche ,Anamnesen' sind z.B. in der Mitte von „Roland Barthes par Roland Barthes“ abgedruckt und werden in die Nähe von Haikus gerückt: „J'appelle *anamnèse* l'action – mélange de jouissance et d'effort – que mène le sujet pour retrouver, *sans l'agrandir ni le faire vibrer*, une ténuité du souvenir: c'est le haïku lui-même.“ (III, 178)

<sup>47</sup> Eigennamen sind „Ausdrücke, die bestimmte Einzelobjekte... benennen oder bezeichnen, ohne begriffliche Information zu geben“. Ihre „primäre semantische Funktion ist ... ihre Referenz“ (Lewandowski, Bd. I [1984] 235). Ihre sekundäre Funktion, sagen wir: Der Effekt, den sie in Gang setzen, ist, daß das, was sie benennen, als ,wirklich' dargestellt wird.

<sup>48</sup> Gülich, *Raible* (1977) 41.

mente setzen also der Dekontextualisierung der Sprache eine Grenze, weil erst der Kontext die ‚leeren‘ Zeichen inhaltlich füllt<sup>49</sup>.

Es gilt, Zeichen zu verwenden, die ‚leer‘ sind bzw. die Zeichen so zu verwenden, daß ihr Sinn abgeblendet, ‚ausgetrieben‘ wird. „Le travail du haïku, c'est que l'exemption du sens s'accomplit à travers un discours parfaitement lisible (contradiction refusée à l'art occidental, qui ne sait contester le sens qu'en rendant son discours incompréhensible)“ (II, 802). Lesbar und doch unbedeutend (*insignifiant*): Das Haiku ist für Barthes die Form, die die Unlesbarkeit des Lesbaren demonstriert, ohne arrogant zu wirken. „Articulé sur une métaphysique sans sujet et sans dieu“ verkörpert es „das Erwachen vor dem Ereignis“. Einen Text wie diesen

(Je vis la première neige

Ce matin-là j'oubliai

De laver mon visage.<sup>50</sup>)

liest Barthes als *incident de langage*, als sprachlichen Zwischenfall. Denn ihm gelingt, was sich *das Notieren* im Abendland erst erarbeiten muß: „saisie de la chose comme événement et non comme substance“ (II, 801). Das Ereignis so zu schreiben, daß noch die Lektüre zum Ereignis wird, „une cellule indissociable d'événement et d'écriture“ – darin besteht die Aufgabe. Daraus die Ununterscheidbarkeit von Wirklichem und Schrift zu folgern, würde jedoch verdrängen, was seit „Écrivains et écrivains“ die „wahre Verantwortung des Schriftstellers“ heißt: das Schreiben zu begreifen als „*un engagement manqué*... un regard moi-même sur la Terre Promise du réel“ (I, 1279).

## Bibliographie

- Aristoteles (1982), Poetik. Griechisch/Deutsch, übersetzt u. hrsg. von Fuhrmann, Manfred (Stuttgart)
- Aristoteles (1994), Peri hermeneias, übersetzt von Weidemann, Hermann (Berlin)
- Barberi, Alessandro (2001), Clio verwunde(r)t. Hayden White, Carlo Ginzburg und das Sprachproblem in der Geschichte (Wien)
- Barthes, Roland (1971), Table ronde zu L'analyse structurale du récit: à propos d'Actes, 10–11, in: Exégèse et herméneutique (Actes du congrès à Chantilly, sept. 1969) (Paris) 239–267
- Barthes, Roland (1993–95), Œuvres complètes, hrsg. von Marty, Eric, 3 Bde. (Paris)
- Benveniste, Emile (1991), La nature des pronoms (1956), in: Problèmes de linguistique générale I (Paris) 251–257
- Benveniste, Emile (1974), Sémiologie de la langue (1969), in: Problèmes de linguistique générale II (Paris) 43–66

<sup>49</sup> Benveniste bezeichnet diese deiktischen Ausdrücke wie „je“, „ici“, „maintenant“ (auch „embrayeurs“ oder Shifter genannt) als „un ensemble de signes ‚vides‘, non référentiels par rapport à la ‚réalité‘, toujours disponibles, et qui deviennent ‚pleins‘ dès qu'un locuteur les assume dans chaque instance de son discours“, Emile Benveniste, La nature des pronoms (1956) 254.

<sup>50</sup> Zitiert in Barthes, Empire des signes, II, 799.

- Burke, Peter (1996), *Städtische Kultur in Italien zwischen Hochrenaissance und Barock. Eine historische Anthropologie* (1987) (Frankfurt a. M.)
- Burke, Peter (1998), *Offene Geschichte. Die Schule der 'Annales'* (1990) (Frankfurt a. M.)
- Chartier, Roger (1995), *L'Histoire Culturelle entre 'Linguistic Turn' et Retour au Sujet*, in: Chartier, Roger, Vierhaus, Rudolf, *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte* (Göttingen) 29–58
- Daniel, Ute, *Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48 (1997) 195–212 und 259–278
- Darnton, Robert (2000), *An Early Information Society: News and Media in the Eighteenth-Century Paris*, in: *American Historical Review* 105/1 (2000) 1–34
- Dinges, Martin (1994), *Der Maurermeister und der Finanzrichter. Ehre, Geld und soziale Kontrolle im Paris des 18. Jahrhunderts* (Göttingen)
- Farge, Arlette (1992), *Dire et mal dire. L'opinion publique au XVIII<sup>e</sup> siècle* (Paris)
- Flaubert, Gustave (1952), *Œuvres*, hrsg. v. Thibaudet, A. u. Dumesnil, R., Bd. 2 (Paris)
- Freud, Sigmund (1977), *Über Deckerinnerungen*, in: *Gesammelte Werke I* (Frankfurt a. M.) 529–554
- Genette, Gérard (1968), *Vraisemblance et motivation*, jetzt in: *Figures II* (1969) (Paris) 71–99
- Ginzburg, Carlo (2002, zuerst 1979), *Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst* (Berlin)
- Gülich, Elisabeth, Raible, Wolfgang (1977), *Linguistische Textmodelle. Grundlagen und Möglichkeiten* (München)
- Hanisch, Ernst (1996), *Die linguistische Wende. Geschichtswissenschaft und Literatur*, in: *Kulturgeschichte heute*, hrsg. von Hardtwig, Wolfgang u. Wehler, Hans-Ulrich (Göttingen) 212–230
- Holenstein, Pia, Schindler, Norbert (1992), *Geschwätzgeschichte(n). Ein kulturhistorisches Plädoyer für die Rehabilitierung der unkontrollierten Rede*, in: *Dülmen, Richard van, Dynamik der Tradition* (Frankfurt a. M.) 41–108
- Iggers, Georg G. (1995), *Zur „Linguistischen Wende“ im Geschichtsdenken und in der Geschichtsschreibung*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 21 (1995) 557–570
- Jauß, Hans Robert (1964), *Nachahmungsprinzip und Wirklichkeitsbegriff in der Theorie des Romans von Diderot bis Stendhal*, in: *Nachahmung und Illusion*, hrsg. von Jauß, H. R. (München) 157–178
- Jütte, Robert (1990), *Moderne Linguistik und 'Nouvelle Histoire'*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 16 (1990) 104–120
- LaCapra, Dominick (1987), *Der Käse und die Würmer. Der Kosmos eines Historikers im 20. Jahrhundert*, in: *Geschichte und Kritik* (Frankfurt a. M.) 38–64
- Lafont, Cristina (1999), *The Linguistic Turn in Hermeneutic Philosophy* (Cambridge, Mass., London) (span.: 1993)
- Lewandowski, Theodor (1994), *Linguistisches Wörterbuch*, 3 Bde. (Heidelberg)
- Lindorfer, Bettina (1998), *Roland Barthes: Zeichen und Psychoanalyse* (München)
- Michelet, Jules (1967), *Histoire de France. La Révolution*, Bd. V (Lausanne)
- Minkmar, Nils (1996), *Ausgegossene Worte. Stadtbürgerlicher Ehrbegriff, Ehrenkonflikte und Habitus im Colmar des 16. Jahrhunderts in historisch-anthropologischer Perspektive* (Diss. Ms)
- Neubauer, Hans-Joachim (1998), *Fama. Eine Geschichte des Gerüchts* (Berlin)
- Nöth, Winfried (2000), *Handbuch zur Semiotik* (Stuttgart)
- Roper, Lyndal (1999), *Jenseits des linguistic turn*, in: *Historische Anthropologie* (1999) 452–466
- Schottler, Peter (1997), *Wer hat Angst vor dem 'linguistic turn'?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997) 134–151
- Simon-Muschelid, Katharina, Simon, Christian (1996), *Zur Lektüre von Gerichtsquellen: Fiktionale Realität oder Alltag in Gerichtsquellen*, in: *Arbeit, Liebe, Streit. Texte zur Geschichte des Geschlechterverhältnisses und des Alltags. 15. bis 18. Jahrhundert*, hrsg. von Rippmann, Dorothea u. a. (Liestal) 17–39

- Schwerhoff, Gerd* (1999), Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die Historische Kriminalitätsforschung (Tübingen)
- Todorov, Tzvetan* (1968), Introduction, in: *Communications* 11 (1968)
- Trabant, Jürgen* (1996), Elemente der Semiotik (1976) (Tübingen, Basel)
- Trabant, Jürgen* (2003), Sprache der Geschichte, in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs* 2002 (München) 41–65
- White, Hayden* (1994), Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa (Frankfurt a.M.)
- Zemon Davis, Natalie* (1988), Den Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler (Berlin), (engl. Fiction in the Archives 1987)





Tim B. Müller

## Der *linguistic turn* ins Jenseits der Sprache

### Geschichtswissenschaft zwischen Theorie und Trauma: Eine Annäherung an Dominick LaCapra

Viele Sprachen spricht die Geschichte. Ihre Erforscher tun es ihr gleich. Wer die Sprache der Geschichte verhandelt, muß wissen, wovon die Rede ist. Auf zweierlei Art und Weise sollen die folgenden Ausführungen einen bescheidenen Beitrag dazu leisten. Nicht der Sprache der Geschichte, sondern der Sprache der Historiker widmen sie sich. Die historiographischen Sprachen sind es allerdings, durch die Klio zu uns spricht. Geschichte ist eine doppelt gebrochene Sprache: Was von ihr übrigbleibt, sind im weitesten Sinne sprachliche Zeugnisse, denen wiederum die Sprache der Historiker neues Leben einhaucht. Nachstehend werden zwei unterschiedliche Absichten verfolgt. Erstens wird im Gespräch der wissenschaftlichen Disziplinen eine gegenwärtige Praxis der Geschichtsschreibung vorgestellt, die sich durch sprach- und literaturtheoretische Reflexion auszeichnet. Diese Praxis steht nicht repräsentativ für die Geschichtswissenschaft im allgemeinen. Darum richten sich die folgenden Seiten zweitens auch an Historiker und verstehen sich provisorisch als eine praktische Einführung in diese Form der Geschichtsschreibung.

Die geschichtswissenschaftlichen Ansätze, von denen die Rede sein soll, werden für gewöhnlich mit dem Etikett *linguistic turn* versehen<sup>1</sup>. Was darunter gefaßt wird, erscheint in derart unterschiedlicher Gestalt, daß von der Verwendung dieses gebräuchlichen Begriffs eigentlich abzuraten ist. Erschwerend kommt hinzu, daß *linguistic turn* nicht nur eine neutrale Bezeichnung ist, sondern auch als Name ein Feindbild benennt. Es ist kein Geheimnis, daß die Mehrzahl der Historiker

Mein besonderer Dank gilt Dominick LaCapra, der mich vieles gelehrt hat. Danken möchte ich außerdem Federico Finchelstein, Ulrich Raulff und Antonia Renz, ohne deren Hilfe dieser Beitrag nicht entstanden wäre.

<sup>1</sup> Dieser Begriff, der mittlerweile alles und nichts bezeichnet, hat sich spätestens seit einem einflußreichen Artikel allerorten durchgesetzt, war aber bereits zuvor in Gebrauch: John E. Toews, Intellectual History after the Linguistic Turn: The Autonomy of Meaning and the Irreducibility of Experience, in: American Historical Review 92 (1987) 879–907. – Texte zur Theoriediskussion in der Geschichtswissenschaft enthalten: The Postmodern History Reader, hrsg. von Keith Jenkins (London, New York 1997); History and Theory: Contemporary Readings, hrsg. von Brian Fay, Philip Pomper, Richard T. Vann (Malden und Oxford 1998).

das, was ihnen gegenüber als *linguistic turn* ausgegeben wird, ablehnt. Die Gründe dafür sind vielfältig. Nicht selten wird von Beobachtern Angst diagnostiziert, Angst vor der Uneindeutigkeit, vor dem Verlust der Wissenschaftlichkeit und der Behaglichkeit vertrauter Methoden, vor dem „linguistic imperialism“<sup>2</sup>. Vielen Darstellungen des *linguistic turn* wird man außerdem nicht ungerechtfertigt vorwerfen, daß sie zu Verzerrungen neigen und so dazu beitragen, das Feindbild *linguistic turn* weiterhin aufzubauen<sup>3</sup>. Um der Vertrautheit und Verständlichkeit willen kann auf den Begriff *linguistic turn* nicht verzichtet werden. Hier aber wird er unter Vorbehalt benutzt, in einer eingeschränkten Bedeutung.

Wenn im folgenden vom *linguistic turn* die Rede ist, so meint dieser Ausdruck ausschließlich das Werk zweier Historiker: Hayden White und Dominick LaCapra. Diese Entscheidung ist problematisch, denn auf viele andere und insbesondere auf die Schüler dieser beiden Historiker würde diese Zuschreibung, die für die meisten keine Auszeichnung ist, ebenso zutreffen. Außerdem hat Dominick LaCapra für sich die Bezeichnung *linguistic turn* abgelehnt, weil sie von Widersprüchen und Mißverständnissen geprägt ist<sup>4</sup>. Dennoch sind es immer wieder diese beiden Namen – White und LaCapra –, die mit dem *linguistic turn* gleichgesetzt werden, außerhalb und innerhalb der Disziplinengrenzen der Geschichtswissenschaft<sup>5</sup>. Darüber sollte nicht vergessen werden, daß beide auf sehr unterschied-

<sup>2</sup> Peter Novick, *That Noble Dream: The „Objectivity Question“ and the American Historical Profession* (Cambridge 1988) 593–607, bes. 603, 605–607 (der hier vertretenen Ansicht, die Vertreter des *linguistic turn* seien ohne Einfluß auf die großen historischen Zeitschriften, wird man heute, mit Blick auf die 90er Jahre, nicht mehr zustimmen können; im vergangenen Jahrzehnt hat sich das maßgebliche Organ *American Historical Review* zunehmend auch theoretisch informierten Beiträgen geöffnet; für die Jubiläumsausgabe 1995 hat man beispielsweise Dominick LaCapra um einen solchen gebeten); Jane Caplan, *Postmodernism, Poststructuralism, and Deconstruction: Notes for Historians*, in: *Central European History* 22 (1989) 260–278, bes. 272f.; Lloyd S. Kramer, *Literature, Criticism, and Historical Imagination: The Literary Challenge of Hayden White and Dominick LaCapra*, in: *The New Cultural History*, hrsg. von Lynn Hunt (Berkeley, Los Angeles, London 1989) 97–128, bes. 99, 122–128; Dominick LaCapra, *Representing the Holocaust: History, Theory, Trauma* (Ithaca, London 1994) 2–4; Peter Schöttler, *Wer hat Angst vor dem „linguistic turn“?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997) 134–151, bes. 146–151.

<sup>3</sup> Um aus vielen Beispielen zwei herauszugreifen, ein klassisches und ein aktuelles, letzteres von einem in Deutschland einflußreichen Deuter des *linguistic turn*: Anthony Pagden, *Rethinking the Linguistic Turn: Current Anxieties in Intellectual History*, in: *Journal of the History of Ideas* 49 (1988) 519–529; Georg G. Iggers, *Historiographie zwischen Forschung und Dichtung. Gedanken über Hayden Whites Behandlung der Historiographie*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001) 327–340. – Im übrigen trifft dieser Vorwurf nicht den genannten wichtigen und in den USA einflußreichen Artikel von Toews, *Intellectual History after the Linguistic Turn. Trotz einer kritischen Haltung dem „linguistic turn“ gegenüber ist dessen Darstellung um Genauigkeit bemüht; vgl. Dominick LaCapra, Soundings in Critical Theory* (Ithaca, London 1989) 4, Anm. 2; ders., *History and Reading: Tocqueville, Foucault, French Studies* (Toronto, Buffalo, London 2000) 21, 56–60.

<sup>4</sup> LaCapra, *Soundings in Critical Theory* 7.

<sup>5</sup> Kramer, *Literature, Criticism, and Historical Imagination* 98: „the literary forces have clearly rallied in recent years around the prominent leadership of Hayden White and Dominick LaCapra“; vgl. Toews, *Intellectual History after the Linguistic Turn*; Novick, *That*

liche Weise arbeiten. Dominick LaCapra hat sich von Anfang an auf den bereits vor ihm prominent hervorgetretenen Hayden White bezogen, sich jedoch kritisch mit ihm auseinandergesetzt<sup>6</sup>. Von den beiden bedeutenden Vertretern des *linguistic turn* wird hier Dominick LaCapra ausgewählt. Zum einen wird sein Werk im deutschsprachigen Raum nur selten erörtert, und dann oftmals im Schatten Hayden Whites<sup>7</sup>. Zum zweiten enthält es in meinen Augen wichtige Anregungen, die die praktische Arbeit des Historikers bereichern würden. Zuletzt ist es die Arbeit Dominick LaCapras, mit der ich am meisten vertraut bin. Die folgenden Annäherungen an Dominick LaCapra durchziehen als Leitmotiv die Reise oder Verschiebung der literaturwissenschaftlichen Wende der Geschichtswissenschaft in ein Jenseits der Sprache.

Daß diese Annäherungen in Reichweite und Anspruch beschränkt sind, darauf wurde bereits verwiesen. Eine praktische Einführung ist weder der Ort für eine detaillierte theoretische Auseinandersetzung noch für eine Darstellung unter historischen Gesichtspunkten, die die theoretische Entwicklung LaCapras verfolgen würde. Insofern läuft dieser Beitrag sogar den Intentionen LaCapras zuwider, da nur einige Beobachtungen an den Texten gemacht, wenige wichtige herausgegriffen und thesenartig, synoptisch zusammenfaßt werden – was nicht der im Sinne LaCapras idealen Lesart entspricht, wie sich zeigen wird, aber zur eigenen Lektüre anregen soll. Eine andere Auswahl, eine andere Gewichtung wären denkbar. Eine weitere Warnung ist angebracht: Für LaCapras Arbeitsweise ist es charakteristisch, daß bestimmte Themen immer wieder aufgegriffen und auf neue Weise und mit neuen Ergebnissen durchdacht werden. Somit ergibt sich das Pro-

Noble Dream 593–607; *Caplan*, Postmodernism, Poststructuralism, and Deconstruction 273; *Chris Lorenz*, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie (Köln, Weimar, Wien 1997) 154 f., 164–177. – Zur Wahrnehmung von White und LaCapra als exemplarische Historiker außerhalb der Geschichtswissenschaft, insbesondere durch die Literaturwissenschaften, genügt ein Blick auf die aktuellen Vorlesungsverzeichnisse und Vortragsveranstaltungen der literaturwissenschaftlichen Institute an den bedeutenden amerikanischen Universitäten; vgl. auch *Kramer*, Literature, Criticism, and Historical Imagination 99, Anm. 1.

<sup>6</sup> *LaCapra*, Rethinking Intellectual History and Reading Texts, in: Modern European Intellectual History: Reappraisals and New Perspectives, hrsg. von *Dominick LaCapra*, *Steven L. Kaplan* (Ithaca, London 1982) 47–85, bes. 50, Anm. 1, übersetzt ins Deutsche als *ders.*, Geistesgeschichte und Interpretation, in: Geschichte denken. Neubestimmung und Perspektiven moderner europäischer Geistesgeschichte, hrsg. von *Dominick LaCapra*, *Steven L. Kaplan* (Frankfurt a.M. 1988) 45–86; *ders.*, Rethinking Intellectual History: Texts, Contexts, Language (Ithaca, London 1983) 72–83; vgl. auch *ders.*, History & Criticism (Ithaca, London 1985) 15–44, übersetzt als *ders.*, Geschichte und Kritik (Frankfurt a.M. 1987).

<sup>7</sup> Das gilt auch für *Lorenz*, Konstruktion der Vergangenheit 154 f., 164–177. Zu den englischsprachigen Beiträgen über LaCapra, die man mit Gewinn liest, zählen *Toews*, Intellectual History after the Linguistic Turn; *Kramer*, Literature, Criticism, and Historical Imagination. Neuere Themen LaCapras stehen im Mittelpunkt von: *Michael Dintenfass*, Truth's Other: Ethics, the History of the Holocaust, and Historiographical Theory after the Linguistic Turn, in: History and Theory 39 (2000) 1–20. – Eine knappe Selbsteinführung in sein Werk bis 1987 bietet *LaCapra*, A Review of a Review, in: Journal of the History of Ideas 49 (1988) 677–688.

blem, entweder auf größere Textpassagen, mitunter ganze Bücher, ohne die Angabe von Seitenzahlen verweisen zu müssen oder eine unüberschaubare Fülle von Seitenzahlen anzuführen. Wenn möglich, wird eine repräsentative Auswahl von Stellen vorgenommen, die sich jedoch weder als umfassend noch als definitiv versteht.

Zunächst sollen zentrale Ansätze von Dominick LaCapra herausgearbeitet werden: Im einzelnen erstens das Problem des Lesens, die verschiedenen Lesestrategien und das Verhältnis von Geschichte und Theorie sowie zweitens das Problem der Beziehung von Text und Kontext. Dieser erste Komplex führt zu grundlegenden Problemen, nämlich erstens zum Problem der Übertragung und allgemein zur Anwendung psychoanalytischer Kategorien in der Geschichtswissenschaft sowie zweitens zum Problem des Traumas. Damit ist die Richtung gewiesen, die meine Annäherungen nehmen, bevor sie am Ende mit drei vorläufigen Thesen abbrechen.

## 1. Historisches Lesen

Man nähert sich den Anregungen LaCapras am einfachsten, indem man sich dessen vergewissert, was er über historische Lesestrategien sagt. Wie bereits angedeutet, befindet sich LaCapras Werk im ständigen Fluß. Immer wieder überarbeitet und durchdenkt er bereits Gesagtes, um zu reflektierteren Ergebnissen zu gelangen. Das gilt auch für den Akt des historischen Lesens<sup>8</sup>. Lesen ist für LaCapra das große Problem der Geschichtswissenschaft. Er versteht es wörtlich und metaphorisch – als die lesende und schreibende Auseinandersetzung des Historikers mit Zeugnissen der Sprache oder anderer Bezeichnungspraktiken<sup>9</sup>. Seine Untersuchung der historischen Lesarten kommt zu dem Schluß, daß Historiker jeweils einem von fünf idealtypischen Modellen des Lesens folgen.

Am häufigsten ist in historischen Arbeiten eine *dokumentarische Lesart* anzutreffen, die LaCapra auch als die Verdrängung des Leseproblems bezeichnet<sup>10</sup>.

<sup>8</sup> Infolgedessen berufen sich die folgenden Ausführungen über das historische Lesen auf eine ganze Reihe von Arbeiten LaCapras, die wiederum in mehreren Versionen vorliegen. Da sie zumeist von überschaubarer Länge sind, wird auf Seitennachweise weitgehend verzichtet. Einschlägig sind: *LaCapra*, Rethinking Intellectual History and Reading Texts; *ders.*, Rethinking Intellectual History 23–71; *ders.*, Representing the Holocaust 19–41; *ders.*, History, Language, and Reading: Waiting for Crillon, in: American Historical Review 100 (1995) 799–828; *ders.*, History and Reading 21–72. – Werden doch Einzelnachweise gegeben, dann meistens beispielhaft in dem letztgenannten, aktuellsten Beitrag LaCapras zum Problem des historischen Lesens.

<sup>9</sup> *LaCapra*, Rethinking Intellectual History 26 (um nur ein Beispiel anzuführen) nennt Musik, Malerei, Tanz und Gesten. In späteren Arbeiten ist auch ein Interesse an Ritualen zu beobachten, etwa in *ders.*, Representing the Holocaust 90–110, 169–203. – Ob Bilder wirklich in dieser Reihe sprachlich oder parallel zur Sprache organisierter Bezeichnungspraktiken genannt werden können, erscheint mir fraglich.

<sup>10</sup> Zum Folgenden vgl. *LaCapra*, History and Reading 30–34.

Wer dokumentarisch liest, für den sind Texte aufgeschrieben, nicht geschrieben. Quellenkritik beschränkt sich in diesem Fall weitgehend darauf, die Authentizität der Dokumente zu klären. So wird der Inhalt der historischen Zeugnisse im wesentlichen einfach fortgeschrieben. Der sprachliche Charakter der Zeugnisse wird nicht berücksichtigt, weshalb eine Interpretation, der jede sprachliche Äußerung bedarf, unterbleibt. Wenngleich die Verdrängung des Lesens problematisch ist, muß man anerkennend hinzufügen, daß es diese Tradition des Nicht-Lesens war, die große Tugenden historischer Forschung – wie die erschöpfende Erforschung eines Gegenstandes, die umfassende Kenntnis der Forschungsliteratur oder die sorgfältige Überprüfung von Aussagen an den historischen Zeugnissen – hervorgebracht und die Geschichtswissenschaft als Disziplin etabliert hat. Dies ist unerläßlich, und dennoch geht etwas Wesentliches der Geschichte verloren, wenn sich die Geschichtswissenschaft allein darauf beschränkt.

Eine andere ertragreiche Lesestrategie, die sich häufiger Anwendung erfreut, ist *synoptisches Lesen*. Darunter versteht LaCapra ein inhaltsorientiertes, auf ein bestimmtes Thema oder eine bestimmte Fragestellung fokussiertes Lesen<sup>11</sup>. Synoptisches Lesen führt zu Zusammenfassungen der historischen Zeugnisse mittels Paraphrasen der Texte oder zur Beantwortung der Fragestellung anhand der Dokumente. Insbesondere geistes- und kulturgeschichtliche Arbeiten bedienen sich dieses Ansatzes<sup>12</sup>. Sein Nachteil besteht darin, dem Lektüreergebnis Widerstrebendes ausklammern oder unterdrücken zu müssen. Denn, worauf noch einzugehen sein wird, selbst das kleinste Zeugnis, das unscheinbarste Dokument kann unterschiedliche Textspuren aufweisen, die auf verschiedene Weisen interpretiert werden müssen und einer eindimensionalen Lesart sich entziehen. In stärkerem Maße trifft dies auf literarische oder andere hochkulturelle Artefakte zu. Synoptischem Lesen wohnt eine reduktive Tendenz inne, die Gefahr läuft, einen Text auf eine Fragestellung oder auf seinen Kontext zu reduzieren.

Um den zuvor skizzierten Problemen zu entgehen, kehrt *dekonstruktives Lesen* die Hierarchien des Lesens um<sup>13</sup>. Eine dekonstruktive Lesart konzentriert sich sogar darauf, die inneren Spannungen und Widersprüche eines Textes freizulegen und auch dem der Bedeutung sich Entziehenden sich zu nähern. Soll diese Lesart in der Geschichtswissenschaft zur Anwendung kommen, muß sie allerdings vor den Verlockungen des „textual imperialism“ sich hüten<sup>14</sup>. Mit diesem Schlagwort ist gemeint, die Texte von der nichtsprachlichen Welt loszulösen, die Welt als ausschließlich sprachliches Phänomen zu behandeln sowie die Aporien und Widersprüche der historischen Zeugnisse im Text des Historikers zwanghaft zu wiederholen<sup>15</sup>. Dekonstruktion, wie Jacques Derrida im Laufe der Zeit sie ent-

<sup>11</sup> Zum Folgenden vgl. LaCapra, *History and Reading* 34–38.

<sup>12</sup> Die Vorteile synoptischen Lesens verteidigt Martin Jay, *Two Cheers for Paraphrase: The Confessions of a Synoptic Intellectual Historian*, in: *ders.*, *Fin-De-Siècle Socialism and Other Essays* (New York, London 1988) 52–63.

<sup>13</sup> Zum Folgenden vgl. LaCapra, *History and Reading* 38–52.

<sup>14</sup> LaCapra, *Rethinking Intellectual History* 19.

<sup>15</sup> In übersteigerter Form nämlich verläßt dekonstruktives Lesen den Boden des Histori-

wickelt hat, kann dagegen der historischen Lesepraxis anverwandelt werden. Seine häufig mißverstandene und falsch dargestellte Auffassung des Texts, deren Bedeutung sich noch erweisen wird, leistet einen wichtigen Beitrag zum Verständnis von Problemen, mit denen der Historiker ständig bewußt oder unbewußt zu tun hat. Auch die alte hermeneutische Frage nach der Intention des Autors wurde von Derrida nicht für ungültig erklärt. Vielmehr hat er vorgeführt, daß ein Text dieser Intention niemals völlig entspricht, oftmals sogar zuwiderläuft, und daß Sprache niemals völlig transparent ist und somit nicht einfach die Welt abbilden kann<sup>16</sup>. Wer diese Anregungen aufnimmt, entdeckt in den historischen Zeugnissen kritische oder selbstkritische Spuren, die zuvor überlesen wurden, weil ihnen keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In diesen Spuren leisten Texte, die zuvor vielleicht als typische Dokumente ihrer Zeit gelesen wurden, der metaphysischen Tradition, aus der sie stammen, oder dem sprachlich-ideologischen Kontext ihrer Gesellschaft Widerstand<sup>17</sup>.

Dennoch, trotz der Eröffnung neuer Sichtweisen, bringt auch die Dekonstruktion, wie Derrida sie versteht, einiges mit sich, was sie für den Historiker nur beschränkt geeignet sein läßt. Was sie als Dissemination bezeichnet, weist auf eine Praxis des Um- oder Neuschreibens eines Textes hin, das von der Umstürzung der Hierarchien im Text ausgeht und das nicht selten in absolute Dekontextualisierung mündet. Wer aus den unterdrückten Stimmen eines Textes einen neuen Text schreibt, läuft Gefahr, das Historische nicht mehr als solches ernst zu nehmen, sondern nur noch, angeregt von Entdeckungen im Text, die eigene Stimme in den Text hineinzuprojizieren und somit einen Monolog zu führen. So kann Dekonstruktion in ihr Gegenteil sich verkehren. Die „kreative Fehllektüre“ endet zu meist mit der Unterdrückung des „Anderen“, nicht mit seiner Befreiung. Ein weiteres Problem besteht darin, daß die Dekonstruktion zwar die Bedeutung des Traumas in der Geschichte erkannt hat, dieses aber nicht selten zum Fetisch erhebt, indem sie die Geschichte überhaupt für traumatisch erklärt. Wo alle Opfer sind, werden die eigentlichen Opfer der Geschichte verkannt<sup>18</sup>.

Wer sich der problematischen Tendenzen des dokumentarischen wie des synoptischen Lesens bewußt ist, jedoch nicht bereit ist, die Konsequenzen des dekon-

schen, um Kontingenz zu verabsolutieren und auf die Analyse des Kontexts zu verzichten. Bedeutung und Sinn werden in dieser radikalen Dekonstruktion, wie Paul de Man sie vertrat, als ideologische Fallen angesehen, denen Widerstand geleistet werden muß. Diese Form der Dekonstruktion trägt Züge des Asketischen. Der abwesende Sinn scheint an die Stelle des calvinistischen, radikal transzendenten Gottes zu treten, des *deus absconditus*. – Zur Dekonstruktion nach Paul de Man vgl. *LaCapra, History & Criticism* 104–106; *ders., Soundings in Critical Theory* 101–132.

<sup>16</sup> Vgl. dazu auch *LaCapra, Rethinking Intellectual History* 36–41.

<sup>17</sup> Vgl. dazu auch *LaCapra, Rethinking Intellectual History* 41–55.

<sup>18</sup> Vgl. zum Vorangehenden *LaCapra, History and Reading* 42f., 47, 50–52. Eine eingehendere Auseinandersetzung mit der Theorie und Darstellung des Traumas, auf die ich später noch eingehen werde, findet statt in: *ders., Representing the Holocaust* 9–17, 169–223; *ders., History and Memory after Auschwitz* (Ithaca, London 1998) 180–210; *ders., Writing History, Writing Trauma* (Baltimore, London 2001).

struktiven Lesens auf sich zu nehmen, wählt nicht selten eine „erlösende“ Lesart, wie LaCapra sie nennt<sup>19</sup>. Brüche, Differenzen, Spannungen, selbst Traumata werden erkannt, aber letztlich in einer die Gegensätze harmonisierenden Interpretation „aufgehoben“ oder „erlöst“. Was anfänglich als fremd, unerklärlich oder sinnlos erscheint, wird im Laufe des Lese- und Interpretationsprozesses mit Sinn erfüllt. Das prominente Vorbild für diese Lesestrategie ist Clifford Geertz' „dichte Beschreibung“, die bekanntlich in der neueren Kulturgeschichte so viele Nachahmer gefunden hat<sup>20</sup>. Kultur oder Gesellschaft bilden den Rahmen, innerhalb dessen struktur- oder mikrogeschichtlichen Zusammenhängen Sinn zugewiesen wird. Als konkreter Ausdruck dieses Sinns im Leben des einzelnen historischen Akteurs wie ganzer Kulturen fungiert „Erfahrung“. Sprache und andere Bezeichnungsprozesse dienen als das Mittel, Erfahrung auszudrücken<sup>21</sup>. Erfahrung allerdings ist ein überaus problematischer Begriff. Der Historiker erforscht ja gerade, was er niemals selbst erfahren hat. Erfahrung ist weder direkt zugänglich, sondern nur über sprachliche Zeugnisse vermittelt, noch ist sie notwendig „authentisch“ – in der kommodifizierten Massenkultur vielleicht weniger als je zuvor. Schließlich gibt es Formen der Erfahrung, die diesen Begriff sprengen und keine Sinnzuweisung zulassen. Dazu zählen insbesondere Traumata<sup>22</sup>.

Wie kann man nun den vorangehend angedeuteten Problemen entkommen? Als Ausweg aus den Dilemmata der Lesestrategien schlägt LaCapra eine selbstkritische Lektürepraxis vor, die alle Anregungen aufgreift, die ständig sich weiterentwickelt und über die er seit mehr als zwanzig Jahren nachdenkt: *dialogisches Lesen*. Dialogisches Lesen ist eine praktische Haltung, keine starre Methode. Ihr einfaches und doch unendlich schwer zu erreichendes Ziel besteht darin, die genaue Rekonstruktion des Forschungsgegenstandes, den Dialog mit diesem Gegenstand und den Dialog mit anderen Forschern auf demselben Forschungsgebiet miteinander zu verbinden<sup>23</sup>.

Dialogisches Lesen muß somit eine Reihe von Voraussetzungen erfüllen, mit denen der Historiker vertraut ist. Es handelt sich dabei weder um eine esoterische Theorie noch um eine praktisch nicht umsetzbare Illusion<sup>24</sup>. Die Kunst besteht

<sup>19</sup> Zum Folgenden vgl. *LaCapra*, *History and Reading* 53–64.

<sup>20</sup> Ausführlicher zu Geertz vgl. *LaCapra*, *Soundings in Critical Theory* 133–154.

<sup>21</sup> *LaCapra*, *History & Criticism* 45–70 zufolge ist auch *Carlo Ginzburg*, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600* (Berlin 1990) diesem Zauber erlegen, weil seine Rekonstruktion der Erfahrungs- und Gedankenwelt Menocchios Widersprüche ausblendet und zu Einseitigkeit und Projektionen neigt.

<sup>22</sup> Zum Vorangehenden vgl. *LaCapra*, *History and Reading* 61–64. Vgl. auch die stärker dekonstruktivistisch untermauerte Kritik am Begriff der Erfahrung von *Joan W. Scott*, *The Evidence of Experience*, in: *Critical Inquiry* 17 (1991) 773–797.

<sup>23</sup> Zum Folgenden vgl. *LaCapra*, *History and Reading* 64–72. Dieser Ansatz läßt sich zurückverfolgen bis zu *ders.*, *A Preface to Sartre* (Ithaca, London 1978) und wurde erstmals theoretisch entwickelt in: *ders.*, *Rethinking Intellectual History and Reading Texts; ders.*, *Rethinking Intellectual History* 23–71. Alle späteren Bücher beschäftigen sich ausdrücklich mit der Fortentwicklung dieser Lesart.

<sup>24</sup> Diesen Standardvorwurf erwähnen oder wiederholen *Toews*, *Intellectual History after the Linguistic Turn* 897; *Nowick*, *That Noble Dream* 605; *Kramer*, *Literature, Criticism, and Hi-*



darin, gründliche Forschung zu betreiben, ohne die Fehler der vorangehend erwähnten Lesarten zu wiederholen. Zu diesem Zweck muß man sich bewußtmachen, daß der Forschungsgegenstand niemals direkt zugänglich ist, sondern immer erst durch die Sprache und im Austausch mit anderen Forschern konstituiert wird – eine Erkenntnis, die selbstverständlich scheint und doch bei der praktischen Arbeit des Historikers nur selten Berücksichtigung findet. Es schließt auch ein anzuerkennen, daß der lesende und schreibende Historiker selbst in einen Austausch mit den historischen Zeugnissen tritt, was einschließt, daß er nicht nur, wie es für gewöhnlich gesehen wird, eigene Vorlieben, Werte und Gefühle auf die Dokumente projiziert<sup>25</sup>, sondern auch im eigenen Lesen und Schreiben Kräfte und Vorgänge nachahmt oder auslebt, die in den Quellen wirksam sind. Das gilt insbesondere und ist offensichtlich, wenn man mit Ereignissen sich beschäftigt, die mit hoher Energie aufgeladen sind, die Werte und Grundüberzeugungen des Historikers in Frage zu stellen vermögen, Ereignisse wie der Holocaust oder solche, zu denen ein wie auch immer gearteter persönlicher Bezug des Historikers besteht.

Nur wer sich die Kraft historischer Dokumente, auch den Forscher zu beeinflussen, zu schockieren, zu verändern eingesteht, kann schließlich projektiven Prozessen kritisch entgegensteuern. Eine Strategie dafür sieht LaCapra in der Bereitstellung langer Zitate aus den Dokumenten, die dem Leser die Möglichkeit einer Gegenlektüre bieten. „The principle here is that such quotations should be extensive enough to provide the reader with a basis for a possible counterreading or interpretation in the event that the latter is indeed called for. In reading the past, one may formulate the combination of reconstruction and dialogic exchange most simply in terms of two related questions: What is the other saying or doing? How do I – or we – respond to it?“<sup>26</sup> LaCapra rät hier einerseits, das Zitat nicht zur – möglicherweise noch mit zahlreichen Auslassungszeichen versehenen – Trophäe verkommen zu lassen, sondern es ernst zu nehmen als Instrument, die Probleme der Interpretation und die vielfältigen Tendenzen der Dokumente offenzulegen. So zeigt man, daß man selbst nur eine mögliche, wenn auch die in den eigenen Augen aufgrund der eigenen Forschungen plausibelste Lösung anbietet. Andererseits dringt er hier auch zum Kern des dialogischen Lesens vor, zur praktischen und zugleich ethischen Haltung, die der dialogisch lesende Historiker einnimmt. An anderer Stelle hat LaCapra diese Haltung so formuliert: „A text is a network of

historical Imagination 117. – Im übrigen hat sich Dominick LaCapra immer wieder um eine praktische Anwendungen seiner Theorien bemüht, wenngleich er in den letzten Jahren ausschließlich Sammlungen von theoretischen und historischen Essays vorgelegt hat, die sich als „a dialogic intervention in an ongoing debate“ verstehen: *LaCapra, History and Memory* after Auschwitz 180. Vgl. aber *ders.*, *Emile Durkheim: Sociologist and Philosopher* (Ithaca, London 1972); *ders.*, *A Preface to Sartre*; *ders.*, *Madame Bovary on Trial* (Ithaca, London 1982); *ders.*, *History, Politics, and the Novel* (Ithaca, London 1987).

<sup>25</sup> Eine weitere Dimension dieses Prozesses der Übertragung, der weiter unten eingehender erörtert wird, ist die Beziehung von Schüler und Lehrer; vgl. *LaCapra, History and Reading* 70f. und als Fallstudie *ders.*, *Representing the Holocaust* 111–136.

<sup>26</sup> *LaCapra, History and Reading* 67.

resistances, and a dialogue is a two-way affair; a good reader is also an attentive and patient listener. Questions are necessary to focus interest in an investigation, but a fact may be pertinent to a frame of reference by contesting or even contradicting it. An interest in what does not fit a model and an openness to what one does not expect to hear from the past may even help to transform the very questions one poses to the past.<sup>27</sup> Der Historiker als aufmerksamer Zuhörer – mit diesem Ideal sich anzufreunden, sollte auch ansonsten der Theorie abgeneigten Forschern nicht schwerfallen.

Soweit die Betrachtung der Modelle historischen Lesens nach LaCapra bis hierher geführt hat, ist der *linguistic turn* in seinen praktischen Konsequenzen nicht so unverständlich, wie es in mancher Abhandlung scheint. LaCapras Vorschlag, dialogisch zu lesen, beruft sich zwar auf Derrida, Bachtin, Heidegger und Freud, auf poststrukturalistische, literaturwissenschaftliche, philosophische und psychoanalytische Theorien<sup>28</sup>, doch er verläßt nicht den Rahmen der Historiographie. Allerdings verfeinert und erweitert er diesen, indem er zu einer permanenten Praxis der Reflexion und Selbstkritik anhält, die sehr wohl zu einem Umdenken auf theoretisch-methodischer wie auf institutioneller Ebene beitragen könnte<sup>29</sup>. Theorie und Geschichte befruchten sich in dieser Sicht gegenseitig, sie helfen sich über Sackgassen hinweg<sup>30</sup>. Geschichte darf niemals zur Illustration einer Theorie mißbraucht werden. Geschichtsverständnis beginnt bei der Theorie – auch der Theorie des Lesens –, aber die Vielfältigkeit der Geschichte durchbricht den theoretischen Verständnisrahmen immer wieder – „history is what hurts“, hat einmal der Literaturtheoretiker Fredric Jameson gesagt. Das Verhältnis von Geschichte und Theorie konnte im Voranstehenden nur umrissen werden. Wesentliche Probleme wurden dabei übergangen. Eines der wichtigsten ist die Beziehung von Text und Kontext.

<sup>27</sup> LaCapra, Rethinking Intellectual History 64.

<sup>28</sup> Exemplarisch für LaCapras Beziehung zu den genannten Denkern sind LaCapra, Rethinking Intellectual History 20, 23, 118–144, 291–324; ders., Soundings in Critical Theory 30–66, 155–181; ders., Representing the Holocaust 137–223; ders., Writing History, Writing Trauma 1–85.

<sup>29</sup> Zum letzteren Punkt, der LaCapra am Herzen liegt, wie zahlreiche Stellungnahmen zur Hochschulpolitik belegen, vgl. LaCapra, History & Criticism 142: „One thing an institution should be is a setting for a dialogic encounter in which limiting norms necessary for life in common are put to tests that may strengthen or transform them. Indeed a humanistic discipline remains vital to the extent it is possible within it to engage points of view that pose fundamental questions to one's own. The difficulty is to create the material and intellectual conditions in which such an exchange is actually possible.“ Vgl. auch ders., Soundings in Critical Theory 28: „A department should be a place where fundamental issues in interpretation can be argued – hence a significantly contested place. In addition, any university should have a somewhat decentered center where critics who are seeking their way can encounter others with comparable concerns.“

<sup>30</sup> Vgl. zum Verhältnis von Theorie und Geschichte LaCapra, Representing the Holocaust 1–5, 190–194.

## 2. Die Beziehung von Text und Kontext

Der zentrale Begriff des *linguistic turn* lautet „Text“. Er ist auch der am häufigsten mißverstandene. Welches Textverständnis hat LaCapra, und inwiefern ist es der Geschichtswissenschaft von Nutzen<sup>31</sup>? Für LaCapra gibt es, wie für seine philosophischen Bezugspunkte Heidegger und Derrida, keinen absoluten Anfang. Man muß da beginnen, wo man gerade – oder „immer schon“ – ist. Man ist immer schon in Zusammenhänge eingebunden. Kein Verständnis ohne Vorverständnis<sup>32</sup>. An dieser Stelle kommt Derridas Textbegriff ins Spiel, den LaCapra im wesentlichen übernimmt. Bei diesem handelt es sich um einen generalisierten Textbegriff, der ein Netzwerk oder eine Struktur institutionalisierter Beziehungen bezeichnet – sei es eine Kultur, ein Leben oder ein Text im herkömmlichen Sinne. „Often I shall use ‚text‘ in its expanded sense as a metonym for artifact or signifying practice in general“, schreibt LaCapra<sup>33</sup>. „This larger field or network of relations is precisely what Derrida refers to as the ‚general text‘. Derrida could not be more consistent and insistent in stressing that he is not using ‚text‘ in the ordinary sense but in a different or ‚infrastructural‘ sense to refer to relational networks of ‚instituted traces‘ in general“, heißt es an anderer Stelle<sup>34</sup>. Somit ist, was als Text bezeichnet wird, ein Gefüge verschiedener, mitunter widersprüchlicher und nie voll kontrollierbarer Spuren oder Schichten. Mit Derrida wird die Geschichte mit einem Text verglichen, der in Gestalt von Wiederholungen mit Variationen gewoben ist und voller innerer Differenzen steckt<sup>35</sup>. Und auch auf einer weniger metaphorischen Ebene gilt: „The past arrives in the form of texts and textualized remainders – memories, reports, published writings, archives, monuments, and so forth.“<sup>36</sup>

Wenn die Geschichte in diesem Sinne Text ist, rückt als zentrales Problem aller Geschichtswissenschaft die Beziehung von Text und Kontext in den Mittelpunkt der Untersuchung. Die historische Realität wird dadurch komplexer als sie bisher gesehen wurde. Diese Konsequenz ist es, in der manche den großen Beitrag des

<sup>31</sup> Es scheint unmöglich, eine Auswahl von Stellen vorzunehmen, da Hinweise auf den Textbegriff beinahe alle Arbeiten LaCapras durchziehen. Wer nicht alles lesen möchte, könnte mit den folgenden beginnen: *LaCapra*, *Rethinking Intellectual History* 23–71; *ders.*, *Soundings in Critical Theory* 5–8; *ders.*, *Representing the Holocaust* 19–41; *ders.*, *History and Reading* 40–44.

<sup>32</sup> Anstelle zahlloser Nachweise: *LaCapra*, *Rethinking Intellectual History* 26: „The notion of textuality serves to render less dogmatic the concept of reality by pointing to the fact that one is ‚always already‘ implicated in problems of language use“; *ders.*, *A Preface to Sartre* 20: „A text has no pure and virginal ‚inside‘ that may find sanctuary in formalistic interpretation. Its ‚inside‘ is ‚always already‘ contaminated by an outside – the outside of internal self-questioning, other texts, and the text of life.“

<sup>33</sup> *LaCapra*, *Representing the Holocaust* 23.

<sup>34</sup> *LaCapra*, *Soundings in Critical Theory* 7; vgl. *ders.*, *Rethinking Intellectual History* 26 f.; *ders.*, *History and Reading* 43.

<sup>35</sup> Vgl. *LaCapra*, *Rethinking Intellectual History* 68; *ders.*, *Soundings in Critical Theory* 7, 155–181.

<sup>36</sup> *LaCapra*, *History & Criticism* 128.

*linguistic turn* und insbesondere LaCapras zur Geschichtswissenschaft sehen<sup>37</sup>. Auch der Kontext ist ein Text. „The context itself is a text of sorts; it calls not for stereotypical, ideological ‚descriptions‘ but for interpretation and informed criticism.“<sup>38</sup> Infolgedessen ist der übliche Verweis auf den historischen Kontext ohne Erklärungskraft. Der Kontext ist ebenso eine Unbekannte wie der einzelne Text. Es sind einzelne Texte im weitesten Sinne, durch die der Kontext gebildet wird<sup>39</sup>. Beide bedürfen sowohl genauer Rekonstruktion wie Interpretation. Der Kontext „cannot become the occasion for a reductive reading of texts. By contrast, the context itself raises a problem analogous to that of ‚intertextuality‘. For the problem in understanding context – and a fortiori the relation of context to text – is a matter of inquiry into the interacting relationships among a set of more or less pertinent contexts. Only this comparative process itself creates a ‚context‘ for a judgment that attempts to specify the relative importance of any given context.“<sup>40</sup>

Weil es hier um den entscheidenden Punkt geht, soll dieses Zitat größerer Deutlichkeit wegen um ein weiteres ergänzt werden, das denselben Sachverhalt in ein wenig andere Worte faßt: „The context itself would have to be seen as a text of sorts. Its ‚reading‘ and interpretation pose problems as difficult as those posed by the most intricate written text. The systematic defect of much traditional historiography has been the attempt to employ the simplest documentary texts – or documentary texts subjected to a simplistic interpretation – as the basis for an understanding of the past or the ‚context‘ to which complex texts are made to conform. A fruitful reversal of perspectives would propose the complex text itself as at times a better model for the reconstruction of the ‚larger context‘. The relationship between text and context would then become a question of ‚intertextual‘ reading, which cannot be addressed on the basis of reductionist oversimplifications that convert the context into a fully unified or dominant structure saturating the text with a certain meaning. Meaning is indeed context-bound, but context is not itself bound in any simple or unproblematic way.“<sup>41</sup> Der Geschichtswissenschaft fällt nun die Aufgabe zu, den einzelnen Text – in der übertragenen Bedeutung des Wortes – innerhalb des Kontexts, in dem er entsteht und in dem ihm Bedeutung zugewiesen wird, als historisches Ereignis herauszuarbeiten. Innerhalb des komplexen Textes sprachlich-ideologischer Strukturen sowie sozialer und politischer Praktiken gilt es, auf dem Wege „intertextueller“ Forschung die historische Besonderheit jedes einzelnen Textes oder Ereignisses zu ermitteln, und das in zweifacher, dialogischer Hinsicht: Zu untersuchen wäre, auf welche historisch beson-

<sup>37</sup> *Kramer*, *Literature, Criticism, and Historical Imagination* 127: „Reality becomes a bigger problem than we ever imagined. It is this expanding conception of historical reality and meaning that ultimately makes the literary approach such a potentially rich method for historical research.“

<sup>38</sup> *LaCapra*, *Rethinking Intellectual History* 95.

<sup>39</sup> *LaCapra*, *History & Criticism* 128: „all contexts are encountered through the medium of specific texts or practices, and they must be reconstituted on the basis of textual evidence.“

<sup>40</sup> *LaCapra*, *Rethinking Intellectual History* 95 f.

<sup>41</sup> *LaCapra*, *Rethinking Intellectual History* 116 f.; vgl. *ders.*, *History & Criticism* 128.

dere Weise der einzelne Text durch die ihn umgebenden Texte geprägt ist und auf welche Weise der einzelne Text die ihn umgebenden Texte prägt oder verändert<sup>42</sup>.

Mit dieser Ausrichtung des historischen Blicks wendet sich LaCapra auch gegen die Hegemonie einer Sozial- und Kulturgeschichte, die den Kontext zur Erklärung heranzieht und tendenziell alle Texte auf den Kontext reduziert<sup>43</sup>. Bereits in deren üblicher Unterscheidung von Hoch- bzw. Elitenkultur einerseits und Volkskultur andererseits erkennt er eine Binarität, die nicht länger aufrechtzuerhalten ist<sup>44</sup>. Denn die kulturellen Bereiche stehen in ständigem Austausch miteinander. Kollektive, anonyme oder volksskulturelle Codes hinterlassen ihre Spuren auch in Artefakten der Hochkultur, während scheinbar typische Vertreter einer originären Volkskultur nicht ohne eine Aneignung von Elementen der Hochkultur auskommen<sup>45</sup>. Die Schlußfolgerung aus dieser grundlegenden Einsicht deckt sich mit den aus den Modellen des Lesens und dem allgemeinen Textbegriff bereits gezogenen Schlüssen. So banal dieser Schluß klingen mag, so sehr würde er bei konsequenter Anwendung die Geschichtswissenschaft revolutionieren, ohne ihre Grundlagen zu erschüttern: Historische Rekonstruktion und die Interpretation von Texten – *close reading* oder *explication du texte*, wie es in anderen Wissenschaftstraditionen heißt – fallen zusammen. Ganz gleich, ob es sich um serielle Erzeugnisse der Massenkultur, anonyme Artefakte der Volkskultur oder selbstreflexive Werke der Hochkultur handelt, der Historiker muß sie in all ihren Feinheiten und Besonderheiten genau lesen und deuten. Lesen, Sehen und Hören versteht LaCapra als in unterschiedlichem Maße kritische und kreative Tätigkeiten, die zu einer Infragestellung, Verschiebung, Veränderung, Ergänzung, Parodie, Verstärkung oder Umschreibung des ursprünglichen Textes führen<sup>46</sup>. Jedes Zeugnis der Vergangenheit ist nicht nur ein Dokument, das auf einen Bedeutungszusammenhang, einen Kontext, verweist, sondern auch selbst ein Akt der Bedeutungserzeugung, der im Kontext neue Muster knüpft oder Beziehungen herstellt, den Kontext also verändert.

Allerdings soll damit nicht gesagt sein, daß zwischen den Texten keine Unterschiede bestünden<sup>47</sup>. Die entscheidende Frage lautet, in welcher Beziehung Texte

<sup>42</sup> Zum Vorangehenden vgl. LaCapra, *Rethinking Intellectual History* 344–346; ders., *Representing the Holocaust* 5, 25 f.

<sup>43</sup> Vgl. LaCapra, *Rethinking Intellectual History* 84–117; ders., *History & Criticism* 69, 80–86; ders., *Soundings in Critical Theory* 67–89.

<sup>44</sup> Eine Unterscheidung von Hochkultur, Volkskultur und (kommodifizierter) Massenkultur, die deren Austauschprozesse aufzeigt, unternimmt LaCapra, *History & Criticism* 74–79; vgl. auch ders., *Rethinking Intellectual History* 41–55.

<sup>45</sup> Das gilt auch für Carlo Ginzburgs bereits erwähnten Menocchio; vgl. LaCapra, *History & Criticism* 45–69.

<sup>46</sup> Darin trifft er sich mit Roger Chartier, *Intellectual History or Sociocultural History? The French Trajectories*, in: *Modern European Intellectual History: Reappraisals and New Perspectives*, hrsg. von Dominick LaCapra, Steven L. Kaplan (Ithaca, London 1982) 13–46.

<sup>47</sup> Nicht zu vergessen ist, daß es sich auch bei einem Leben um einen von verschiedenen Tendenzen geprägten „Text“ handelt. Wie Menschen buchstäbliche Texte sich aneignen, stellt einen eigenen Forschungsgegenstand dar, der im folgenden ausgeklammert bleibt, der aber strukturell der Unterscheidung und Beurteilung von Texten ähnlich ist, wie etwa, um nur

zu ihrem Kontext stehen<sup>48</sup>. Grundsätzlich unterscheidet LaCapra symptomatische von signifikanten Texten, was jedoch nur eine graduelle Abstufung bedeutet, da auch ein symptomatischer Text kritische Tendenzen aufweisen kann und umgekehrt ein signifikanter Text symptomatische Spuren. Im folgenden ist zwar nicht metaphorisch vom Text die Rede, doch grundsätzlich gilt das Gesagte auch für den allgemeinen Textbegriff. LaCapra hat dieses Thema wiederholt aufgegriffen. In einem neueren Beitrag faßt er die Distinktionsmerkmale in knappen Worten zusammen<sup>49</sup>. Vereinfacht könnte man feststellen, daß symptomatische Texte ihren sprachlichen und ideologischen Kontext im wesentlichen reproduzieren oder sogar verstärken, während signifikante Texte das Potential enthalten, diesen Kontext zu kritisieren oder sogar prinzipiell in Frage zu stellen. „No text entirely transcends an uncritical implication in contemporary ideologies and prejudices. No text is in this sense without its blind spots. But certain texts are submerged in blindness and regenerate or even reinforce ideologies in relatively unmodulated fashion.“

Von eindeutig symptomatischen Texten, die bestehende Ideologien nicht oder nur scheinbar in Frage stellen, führen feine Abstufungen von symptomatischen Wiederholungen des Gegebenen und kritischen Auseinandersetzungen mit dem Kontext schließlich zu den sogenannten signifikanten Texten. „In significant, but not total contrast, some texts help one to foreground ideological problems and to work through them critically. ... For these texts may be argued to frame their ideologies and prejudices in a specific fashion and to help put the reader in a better position to confront them critically. No text or cultural artifact can in and of itself critically rework society. But some are particularly effective in engaging critical processes that interfere with the regeneration or reinforcement of ideologies and established contexts in general; they provide bases for the critique of their own blindnesses by helping to initiate a process of reflection that may educate us as readers and have practical implications.“ Signifikante Texte also weisen kritische und selbstkritische Tendenzen auf, die die eigenen symptomatischen Tendenzen ebenso wie den allgemeinen Kontext zu transzendieren vermögen. Die selbstkritischen Tendenzen können bewußter oder unbewußter, inhaltlicher oder sprachlicher Natur sein.

Die beschriebene Unterscheidung stellt den Historiker in seiner praktischen Arbeit vor eine besondere Herausforderung. Er muß die verschiedenen Tendenzen eines Textes zu erkennen und auf ihnen angebrachte Weise zu deuten lernen. „A challenge in the reading of any text or artifact is to ascertain the specific configuration of symptomatic (or ideologically reinforcing), critical, and potentially transformative forces it puts into play – a challenge that involves us as reader in

einen der zahlreichen Beiträge dieses Forschers zu nennen, *Roger Chartier*, *Intellectual History or Sociocultural History?*, gezeigt hat.

<sup>48</sup> Zum Folgenden vgl. besonders *LaCapra*, *Rethinking Intellectual History* 23–71.

<sup>49</sup> Eine knappe und präzise Schilderung des in *LaCapra*, *Rethinking Intellectual History* 23–71 und andernorts ausführlich durchdachten Problems findet sich in *ders.*, *Representing the Holocaust* 24–26, woraus die folgenden Zitate entnommen sind.

both reconstruction of and dialogic exchange with the past ... Texts or artifacts are events that cannot be reduced to contextual forces or employed as mere documentary sources insofar as they make a historical difference by refiguring their contexts or reworking their material ... It is rather to insist on a careful, historically specific, and self-questioning inquiry into the manner in which texts interact with their contexts of writing and reception.“ *Close reading* im Sinne einer sorgfältigen, historisch spezifischen Lektüre der historischen Zeugnisse bringt die unterschiedlichen symptomatischen und kritischen Tendenzen der Texte ans Licht, statt bei vorschnellen, kontextualisierenden Erklärungen haltzumachen.

Wie LaCapra weiter ausführt, muß sich der Historiker jedoch nicht nur vor der Gefahr des vereinfachenden Kontextualismus hüten, sondern auch vor der gegenläufigen Tendenz, selbst in einem symptomatischen Text, etwa in einem Erzeugnis der Massenkultur, nur noch widerständige und kritische Potentiale zu entdecken, wo diese nicht vorhanden sind. Dieser Verlockung erliegen Teile der Literaturwissenschaften, und auch Derrida ist ihr nicht entgangen. Verkürzt könnte man sagen, um symptomatischen Texten und Tendenzen sich zu nähern, bedient sich LaCapras Historiker der äußeren Kritik oder Ideologiekritik, während er mit signifikanten Texten und kritischen Tendenzen auf eine Weise umgeht, die der Dekonstruktion ähnlich ist, indem er nämlich die vielfältigen, in Spannung zueinander stehenden oder sogar einander widerstrebenden Tendenzen, Spuren und Schichten eines Textes freilegt und deren innere, selbstkritische Beziehung aufzeigt. Wer mit ungeeigneten Lesetechniken und Interpretationsweisen an einen Text herantritt, dem verschließen sich wichtige Dimensionen des Textes, weil er nur das liest, was er in den Text hineinlegt<sup>50</sup>.

<sup>50</sup> Vgl. *LaCapra*, *Representing the Holocaust* 24–26. Besonders gravierend wirkt sich ein solcher Kategorienfehler, selbstkritische Tendenzen mittels äußerer Kritik oder symptomatische Texte mittels innerer Dekonstruktion auslegen zu wollen, bei der Beurteilung von Heideggers Verhältnis zum Nationalsozialismus aus, wie eine Fallstudie deutlich macht: *LaCapra*, *Representing the Holocaust* 137–168. Dabei geht es nicht um die im wesentlichen bekannten biographischen Fakten, sondern um die Beziehung von Heideggers Denken zu seinem Engagement für den Nationalsozialismus. Unter anderem dekonstruiert Derrida noch die Rektoratsrede und andere symptomatisch-ideologische Äußerungen Heideggers und erklärt, Heidegger habe durch sein immer wieder neue Interpretationen herausforderndes Schweigen eine Möglichkeit eröffnet, das Problem des Nationalsozialismus und das Ungeheuerliche von Auschwitz immer wieder zu durchdenken. Pierre Bourdieu wiederum reduziert in unzulässiger Weise Heideggers „Sein und Zeit“ auf den historischen Kontext, während Richard Wolin in seinem wichtigen Buch das philosophische Werk Heideggers auf weite Strecken liest, als handle es sich um einen eindimensionalen ideologischen oder symptomatischen Text. Beiden Extremen setzt LaCapra seine eigene Lesart entgegen, die zwischen ideologisch-symptomatischen sowie kritisch-selbstkritischen und kontextüberschreitenden Tendenzen in Heideggers Werk unterscheidet. Vgl. *Jacques Derrida*, *Vom Geist. Heidegger und die Frage* (Frankfurt a.M. 1988); *ders.*, Heideggers Schweigen, in: *Antworten. Martin Heidegger im Gespräch*, hrsg. von Günther Neske, *Emil Kettering* (Pfullingen 1988) 157–162; *ders.*, *Philosophers' Hell: An Interview*, in: *The Heidegger Controversy: A Critical Reader*, hrsg. von *Richard Wolin* (New York 1991) 264–273; *Pierre Bourdieu*, *Die politische Ontologie Martin Heideggers* (Frankfurt a.M. 1988); *Richard Wolin*, *Seinspolitik. Das politische Denken Martin Heideggers* (Wien 1991); *Martin Heidegger*, *Die Selbstbehauptung der*

Wenn signifikante Texte sich vor anderen Texten durch bestimmte qualitative Merkmale auszeichnen, wozu gehört, wie bereits zitiert wurde, uns als Leser direkt anzusprechen und zu kritischer Reflexion anzuregen, bilden diese so etwas wie einen Kanon<sup>51</sup>. Mit dem Begriff des Kanons verbindet LaCapra ein unkanonisches Anliegen. Er verteidigt ihn nach zwei Seiten hin, gegen die kanonische Lesart von Autoren, die deren kritische Potentiale domestiziert hat, ebenso wie gegen die kulturwissenschaftliche Auflösung des Kanons, die eine Beschäftigung eher mit Erzeugnissen der Massenkultur als mit großen Texten oder Werken zur Folge hat. Das stärkste kritische und kontextüberschreitende Potential enthalten jedoch nicht selten die vom Kanon vereinnahmten großen Texte. Allerdings wird dieses Potential nur freigesetzt, wenn der Historiker in unkanonischer Lektüre versteht, die inneren Spannungen und selbstkritischen Tendenzen der Texte freizulegen. Unter der Hand belebt LaCapra damit das klassische Forschungsgebiet der Geistesgeschichte wieder – das Studium der großen Texte, das, wenn es nicht auf traditionelle, kanonische Weise geschieht, die Geistesgeschichte oder *intellectual history* als kritischsten und progressivsten Zweig der Geschichtswissenschaft erneuert<sup>52</sup>.

Bevor die Reise in die Sprache und durch die Sprache hindurch in ein Jenseits der Sprache mündet, sollten zwei weitere Besonderheiten LaCapras kurze Erwähnung finden, die sich aus seinem Textbegriff bzw. aus seiner Verwendung von Sprache ergeben. Zum einen hat er sich wiederholt mit dem Problem der Normativität beschäftigt. Normativität ist etwas anderes als Normalisierung, auch wenn dies oft vom kulturgeschichtlichen Paradigma der sozialen Konstruktion von Normen verwechselt wird. Normative Grenzen sind für eine Gesellschaft lebenswichtig und bedeuten keineswegs, den sozialen Durchschnitt zum durchzusetzenden Ideal oder zur Norm zu erheben. Die Auseinandersetzung mit Fragen der Normativität findet im Gefüge des allgemeinen Textes statt – also im pragmatischen Dialog von intuitiver, aber immer schon vorgeprägter Reaktion auf normative Fragen einerseits und kritisch-selbstreflexiver Untersuchung von Vorverständnis und Reaktion andererseits<sup>53</sup>.

Zum anderen ist noch ein Wort zur Form von LaCapras Arbeiten angebracht. Abgesehen von den älteren Monographien über Durkheim und Sartre bestehen

deutschen Universität. Das Rektorat 1933/34. Tatsachen und Gedanken, hrsg. von Hermann Heidegger (Frankfurt a. M. 1983); Martin Heidegger und das „Dritte Reich“. Ein Kompendium, hrsg. von Bernd Martin (Darmstadt 1989). – Ähnlichen Verhaltensmustern folgen die Reaktionen auf die Entdeckung von Paul de Mans antisemitischem Kriegsjournalismus; vgl. LaCapra, *Soundings in Critical Theory* 124–132; ders., *Representing the Holocaust* 111–136.

<sup>51</sup> Von den zahlreichen Überlegungen LaCapras zum Begriff des Kanons vgl. LaCapra, *Rethinking Intellectual History* 28 f.; ders., *Representing the Holocaust* 19–30.

<sup>52</sup> Dieses Anliegen verfolgt bereits LaCapra, *A Preface to Sartre* 19–43, um es später wieder aufzunehmen, beispielsweise in ders., *Rethinking Intellectual History* 346; ders., *Soundings in Critical Theory* 182–209.

<sup>53</sup> Dem Problem der Normativität widmet sich bereits LaCapra, *Emile Durkheim*. Von den neueren Arbeiten vgl. etwa ders., *Representing the Holocaust* 154; ders., *History and Reading* 123–168; ders., *Writing History, Writing Trauma* 75.



LaCapras Bücher aus Sammlungen von Essays, die sich als dialogische Interventionen im Rahmen einer aktuellen theoretischen Debatte verstehen. Ihr Verfahren besteht in der Kritik von Positionen, nicht in einer erschöpfenden Behandlung des Themas. Ziel der Kritik ist es, zu neuen Sichtweisen zu gelangen, um die Diskussion voranzubringen<sup>54</sup>. Ihrer Aufgabe entsprechend, dürfen LaCapras exploratorische Essays, die niemals das letzte Wort in der Debatte haben wollen, sondern sich für bewußt unabgeschlossen halten, auch zu Übertreibungen neigen, um auf wichtige, weitgehend verdrängte Aspekte des Problems hinzuweisen. So kann sorgfältige Differenzierung von Argumenten neben ironischeren, vielleicht sogar polemischen Tönen stehen. Eine besondere Aufgabe kommt in dieser Hinsicht dem mitunter exzessiven Gebrauch von Mottos zu, die LaCapra seinen Essays voranstellt. Nicht selten enthalten sie bereits das zentrale Argument des Essays. Manchmal genügt auch schon ein Motto, um die im Essay kritisierte Position zu widerlegen<sup>55</sup>.

### 3. Geschichte und Psychoanalyse

Die Verschiebung in ein Jenseits der Sprache war dem *linguistic turn* von Anfang an eingeschrieben. Im Laufe der Zeit hat sich immer mehr herauskristallisiert, daß die Theorien, die den *linguistic turn* ausgelöst haben, zugleich in einen Bereich führten, der Sprache hinter sich läßt. Um bei LaCapra zu bleiben: Bereits in seinen älteren Arbeiten finden sich Hinweise darauf, inwiefern er – genauso wie Derrida – auf eine unorthodoxe Weise psychoanalytischer Konzepte sich bedient. Vollends offensichtlich wird dieser Zug bereits in LaCapras Modellen des Lesens<sup>56</sup>. Vom Forscher war da die Rede, der im Austausch nicht nur mit seinen akademischen Kollegen und Lehrern steht, sondern auch mit dem Objekt der Forschung selbst, weil er es mitkonstituiert. Bei all diesen dialogischen Austauschprozessen handelt es sich um Vorgänge, die der psychoanalytische Begriff der Übertragung beschreibt<sup>57</sup>. Wie Freud selbst schrieb, ist Übertragung eines der fundamentalen Konzepte der Psychoanalyse. Die Bedeutung dieses Konzepts bleibt nicht nur auf die individuelle Situation von Analytiker und Patient beschränkt. Es wurde be-

<sup>54</sup> Vgl. LaCapra, *History and Memory after Auschwitz* 180.

<sup>55</sup> Besonders auffällig ist die Rolle des Mottos im Falle von LaCapras Kritik am berühmten Freud-Kapitel von Carl Schorske, *Fin-de-Siècle Vienna: Politics and Culture* (New York 1980) 181–207. Schorskes These, Freuds „Traumdeutung“ sei das Zeugnis des unpolitischen Menschen Freud, der wie so viele andere seine liberalen politischen Ideale aufgegeben oder zumindest gegenüber der Reaktion resigniert habe, widerlegt LaCapra, *History & Criticism* 71–86, bereits durch das vorangestellte Motto; im Text selbst übernimmt die Interpretation des als Motto ausgewählten Freud-Zitates eine wichtige Funktion in LaCapras Argumentation.

<sup>56</sup> LaCapra, *Rethinking Intellectual History* 23–71.

<sup>57</sup> Vgl. LaCapra, *Soundings in Critical Theory* 36 f.

reits von Freud selbst auf soziale und kulturelle Prozesse übertragen<sup>58</sup>. Im geschichtstheoretischen Denken LaCapras nimmt der unorthodox gebrauchte Begriff der Übertragung eine Schlüsselstellung ein, wie nicht nur aus dem grundlegenden Beitrag „History and Psychoanalysis“ hervorgeht<sup>59</sup>. Wie allerdings aus dem Voranstehenden deutlich geworden sein sollte, wendet LaCapra psychoanalytische Konzepte weniger auf die Geschichte selbst als auf die Theorie der Geschichte an. Er vertritt keinesfalls einen „psychohistorischen“ Ansatz, der in Pathologisierung mündet<sup>60</sup>. Vielmehr interessiert ihn, inwiefern Anleihen bei der Psychoanalyse zu einem grundsätzlichen Überdenken des historischen Selbstverständnisses führen und die Praktiken des Historikers verbessern könnten<sup>61</sup>.

Die Tätigkeit des Historikers erfüllt die Kriterien der Übertragung. Tritt der Historiker mit seinen Mitforschern und der Vergangenheit bewußt oder unbewußt in einen Dialog – also immer –, so ist dieser Dialog von der Dynamik der Übertragung geprägt. Als „the problem of the implication of the observer in the observed“ bringt LaCapra seine Verwendung von Übertragung auf den Punkt. „The basic sense of transference I would stress is the tendency to repeat or enact performatively in one's own discourse or relations processes active in the object of study.“<sup>62</sup> In der technischen Sprache der Psychoanalyse bezeichnet Übertragung „den Vorgang, wodurch die unbewußten Wünsche an bestimmten Objekten im Rahmen eines bestimmten Beziehungstypus, der sich mit diesen Objekten ergeben hat, aktualisiert werden.“<sup>63</sup> Wie bereits bei der Erörterung des dialogischen Lesemodells gezeigt wurde, findet Übertragung nicht nur in der weitgehend anerkannten Richtung statt, daß der Historiker eigene Werte, Wünsche und Vorurteile auf die Quellen projiziert. Übertragung ist ein wechselseitiger, ein dialogischer Vorgang, bei dem eine frühere Szene auf eine spätere übertragen wird. Für den Historiker bedeutet dies, daß er Kräfte, die im Gegenstand der Untersuchung wirksam sind, auf eine zwanghafte und unbewußte Weise in seiner eigenen Lese- und Schreibweise ebenso wie in seinem Handeln wiederholt. Er durchlebt die Symptome anderer oder spielt sie nach. Was sich zunächst ungewöhnlich anhören mag, wird unmittelbar einsichtig, wenn man – wie erwähnt – an den Holocaust denkt, an Quellen, die von traumatisierten Menschen hinterlassen wurden, oder an Ereignisse, zu denen der Forscher in einer wie auch immer gearteten persönlichen Beziehung steht<sup>64</sup>.

<sup>58</sup> Vgl. LaCapra, *Soundings in Critical Theory* 30, 36.

<sup>59</sup> LaCapra, *Soundings in Critical Theory* 30–66.

<sup>60</sup> LaCapra, *History and Memory after Auschwitz* 180.

<sup>61</sup> LaCapra, *Soundings in Critical Theory* 32; *ders.*, *Representing the Holocaust* 8f.

<sup>62</sup> LaCapra, *Writing History, Writing Trauma* 36.

<sup>63</sup> J. Laplanche, J.-B. Pontalis, *Das Vokabular der Psychoanalyse* (Frankfurt a.M. 1973) 550.

<sup>64</sup> Wie Saul Friedländer mit Bezug auf LaCapra schreibt, ist im Falle des Holocaust „the problem of ‚transference‘ ... more widespread and complex by far than for most other historical events, and [it] is not limited to the contemporaries of those years“: Saul Friedländer, *Introduction*, in: *Probing the Limits of Representation: Nazism and the „Final Solution“*, hrsg. von Saul Friedländer (Cambridge, Mass., London 1992) 4. Vgl. *ders.*, *Trauma, Transference*

Wenn Übertragung zu den Grundbedingungen des menschlichen Austauschs mit anderen zählt, kann niemand ihr entgehen. Wer sich dessen bewußt ist, kann jedoch darauf reagieren. Wie geht der Historiker mit dem Phänomen der Übertragung um? LaCapra hat, um diese Frage zu beantworten, zwei psychoanalytische Begriffe verallgemeinert und weiterentwickelt: *acting out* und *working through*<sup>65</sup>. *Acting out* ist der Melancholie aus Freuds „Trauer und Melancholie“ verwandt<sup>66</sup>. Es bezeichnet einen Vorgang des unbewußten Nachspielens einer früheren Erfahrung, als ob diese vollkommen gegenwärtig wäre. Der Handelnde ist einem Wiederholungszwang unterworfen, er ist von einem Ereignis so sehr gebannt oder besessen, daß er es immer wieder – möglicherweise auf gewisse Auslöser hin – wiederholt. Er identifiziert sich völlig mit anderen Personen, Kräften oder Vorgängen. *Working through* wiederum, das Freudsche „Durcharbeiten“<sup>67</sup>, steht für das beschwerliche kritische Bewußtwerden der Probleme der Übertragung. Innere Widerstände werden überwunden, verdrängte Elemente durchgearbeitet. Schrittweise befreit man sich vom Wiederholungszwang.

Allerdings, insbesondere wenn sehr einschneidende, möglicherweise traumatische Ereignisse das *acting out* ausgelöst haben, kommt es nie zu einer totalen Überwindung des zwanghaften Wiederholens. *Working through* meint vielmehr Wiederholung mit Wandel – ein langwieriger Prozeß des kritischen Gegensteuerns, der zu zunehmender, niemals vollständiger Aufklärung führt. Darin ist dieses Konzept der Freudschen Trauer vergleichbar. Der Trauernde löst sich von dem Objekt, mit dem er sich identifiziert hat, und tritt wieder ins Leben ein. Dieser innere Vorgang ist von sozialen Ritualen begleitet, die zurück in das Leben mit anderen führen. *Working through* nimmt demnach einen dialogischen Verlauf, der das Individuum mit seiner sozialen Umwelt verbindet, um einen Prozeß der Aufklärung von Problemen einzuleiten. Der Historiker, der sich des Problems der Übertragung bewußt ist, kann die beiden Konzepte sowohl auf seine historischen Akteure anwenden als auch auf sich selbst<sup>68</sup>.

and „Working Through“ in *Writing the History of the Shoah*, in: *History and Memory* 4 (1992) 39–59.

<sup>65</sup> Vgl. LaCapra, *Soundings in Critical Theory* 30–66; ders., *Representing the Holocaust* 169–223; ders., *History and Memory after Auschwitz* 180–210.

<sup>66</sup> Sigmund Freud, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften* (Frankfurt a. M. 1992) 171–189.

<sup>67</sup> Sigmund Freud, *Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten* (1914), in: ders., *Zur Dynamik der Übertragung* (Frankfurt a. M. 1992) 85–95.

<sup>68</sup> Vergleicht man, was LaCapra zu verschiedenen Zeiten unter *acting out* und *working through* verstanden hat, so erkennt man, daß er selbst eine Periode des Durcharbeitens benötigte, um diese Konzepte auszuarbeiten. In den früheren Beiträgen erhält *working through* beinahe die Bedeutung vollständiger Aufklärung und Überwindung des Problems. Später werden die Grenzen der Aufklärung und die Unmöglichkeit vollständiger Überwindung betont; vgl. LaCapra, *Soundings in Critical Theory* 6, 41; ders., *Representing the Holocaust* 205–223; ders., *History and Memory after Auschwitz* 180–210. – In Fällen besonders schwerer Traumatisierung tritt gelegentlich das Phänomen der Treue zum *acting out* auf: „Those traumatized by extreme events, as well as those empathizing with them, may resist working through because of what might almost be termed a fidelity to trauma, a feeling that one must

#### 4. Trauma

Die zuvor allgemein angesprochenen Probleme der Übertragung, des *acting out* und des *working through* verschärfen sich, wenn man dem Problem des Traumas sich nähert. Von Anfang an hat LaCapra immer wieder einmal die Bedeutung des Traumas erwähnt. Doch erst Ende der 80er Jahre hat er begonnen, umfassender darüber nachzudenken<sup>69</sup>. Der entscheidende Anlaß, sich systematisch mit diesem Thema zu beschäftigen, war seine Teilnahme an der 1990 von Saul Friedländer einberufenen Konferenz über die Grenzen der Darstellbarkeit<sup>70</sup>. Diese Konferenz könnte einmal als Schlüsselereignis der „Postmoderne“ untersucht werden, das in der Frage nach der Darstellbarkeit des Holocaust die Probleme der poststrukturalistischen Theorien so sehr verdichtet hat, daß diese – Derrida, der selbst Teilnehmer der Konferenz war, eingeschlossen – einer Revision unterzogen werden mußten<sup>71</sup>. Im Angesicht des Holocaust wurden die Theorien der „Postmoderne“ auf den historischen Prüfstand gestellt. Zugleich war diese Konferenz, um sie in einem Mythos des Ursprungs zu überhöhen, die Geburtsstunde des bis heute in den USA anhaltenden Traumadiskurses<sup>72</sup>.

„To be traumatized is precisely to be possessed by an image or event“, faßt Ca-

somehow keep faith with it. Part of this feeling may be the melancholic sentiment that, in working through the past in a manner that enables survival or a reengagement in life, one is betraying those who were overwhelmed and consumed by that traumatic past“: *ders.*, *Writing History, Writing Trauma* 22.

<sup>69</sup> Beispielsweise in *LaCapra*, *Soundings in Critical Theory* 30–66, bes. 34f.

<sup>70</sup> Aus dieser Konferenz ging der bereits erwähnte Band *Probing the Limits of Representation* hervor.

<sup>71</sup> Vgl. *LaCapra*, *History and Reading* 216–223. Darin beschreibt er, wie Derridas Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auf zwei Konferenzen des Jahres 1990 Gestalt annahm. Auf der ersten trat LaCapra diesem als Gegenredner entgegen und machte darauf aufmerksam, daß Derridas Benjamin-Deutung im Hinblick auf den Holocaust problematisch war. Derrida hat, obgleich ohne darauf hinzuweisen, LaCapras Anregungen in seinem Beitrag für die danach von Friedländer veranstaltete Konferenz und in der Publikation seiner Überlegungen zu Benjamin aufgegriffen. Bei LaCapras erstem, nicht in Friedländers Band enthaltenem Konferenzbeitrag handelt es sich um *LaCapra*, *Violence, Justice, and the Force of Law*, in: *Cardozo Law Review* 11 (1990) 1065–1078; deutsch als *ders.*, *Gewalt, Gerechtigkeit und Gesetzeskraft*, in: *Gewalt und Gerechtigkeit*. Derrida – Benjamin, hrsg. von *Anselm Haverkamp* (Frankfurt a.M. 1994) 143–161. Derridas überarbeiteter Vortrag ist auf Deutsch erschienen als *Jacques Derrida*, *Gesetzeskraft. Der „mystische Grund der Autorität“* (Frankfurt a.M. 1991). – Der von Saul Friedländer herausgegebene Band enthält neben einem Beitrag von LaCapra den für die damals anhebende Traumadiskussion wegweisenden Aufsatz von *Eric Santner*, *History beyond the Pleasure Principle: Some Thoughts on the Representation of Trauma*, in: *Probing the Limits of Representation* 108–127.

<sup>72</sup> Zur amerikanischen Traumadiskussion vgl. den einflußreichen, mit zwei vielzitierten Einleitungen versehenen Sammelband *Trauma: Explorations in Memory*, hrsg. von *Cathy Caruth* (Baltimore, London 1995); den in den USA breit rezipierten Band von *Nicolas Abraham*, *Maria Torok*, *The Shell and the Kernel*, Volume 1, hrsg. von *Nicholas T. Rand* (Chicago, London 1994); sowie die bedeutende und neue Kritik des Traumadiskurses von *Ruth Leys*, *Trauma: A Genealogy* (Chicago, London 2000).

thy Caruth die Definitionen zusammen<sup>73</sup>. In der Sprache der Psychoanalyse benennt Trauma ein „Ereignis im Leben des Subjekts, das definiert wird durch seine Intensität, die Unfähigkeit des Subjekts, adäquat darauf zu antworten, die Erschütterung und die dauerhaften pathogenen Wirkungen, die es in der psychischen Organisation hervorruft. Ökonomisch ausgedrückt, ist das Trauma gekennzeichnet durch ein Anfluten von Reizen, die im Vergleich mit der Toleranz des Subjekts und seiner Fähigkeit, diese Reize psychisch zu bemeistern und zu bearbeiten, exzessiv sind.“<sup>74</sup> In einem Satz kann gesagt werden, worin die enorme Bedeutung und ungeheure Herausforderung des Traumas für die Geschichtswissenschaft besteht: Trauma ist eine Kraft, eine Erfahrung, die den Kontext durchbricht.

Freud selbst hat das Problem des Traumas in der „Traumdeutung“ noch verdrängt zugunsten einer Theorie der Wunscherfüllung, die zu erfolgreicher Symbolisierung und vollständiger Aufklärung führt. Erst während des Ersten Weltkrieges, als er mit der Behandlung von Kriegstraumata zu tun hatte, stellte Freud sich dem theoretischen Problem, das sich aus dem empirischen Befund ergab. In „Trauer und Melancholie“ (1917) und „Jenseits des Lustprinzips“ (1920) wandte er sich dann der destruktiven Seite des Seelenlebens zu und kartographierte jene der Aufklärung unzugängliche Region des „Anderen“ im Selbst<sup>75</sup>. Trauma ist bei Freud gekennzeichnet durch das Phänomen der Nachträglichkeit. Darunter ist zu verstehen, daß das ursprünglich traumatogene Ereignis erst nach einer Phase der Latenz als solches erfahren und zwanghaft in posttraumatischen Symptomen wiederholt wird – sei es im Verhalten, sei es in Form von Alpträumen oder Zwangsvorstellungen<sup>76</sup>. Die Traumatheorie hat sich seitdem weiterentwickelt, und man akzeptiert mittlerweile mitunter auch eine zweite Erscheinungsform des Traumas: die unmittelbare Erfahrung des Traumas, auf die ebenso wie in der nachträglichen Erfahrung posttraumatische Symptome folgen<sup>77</sup>.

Trauma bewirkt eine Entleerung von Sinn, Wahrnehmung und Identifikation und einen Verlust von Vertrauen. Das traumatisierte Individuum ist nicht mehr in der Lage, sein psychisches Leben zu organisieren. Ein Teil seiner selbst hat sich unzugänglich abgespalten<sup>78</sup>. Vor allem ist für den Historiker von Bedeutung, daß

<sup>73</sup> Cathy Caruth, Trauma and Experience: Introduction, in: Trauma: Explorations in Memory 3–12, bes. 4f.

<sup>74</sup> Laplanche, Pontalis, Das Vokabular der Psychoanalyse 513. – Das Problem des Traumas ist jedoch keineswegs auf die Psychoanalyse beschränkt. Der von Cathy Caruth herausgegebene Sammelband enthält auch medizinische, insbesondere neurologische Beiträge zur Beurteilung und Behandlung von Traumata.

<sup>75</sup> Die beiden Untersuchungen finden sich in Sigmund Freud, Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften (Frankfurt a.M. 1992) 171–189, 191–249.

<sup>76</sup> Vgl. Leys, Trauma: A Genealogy 18–40.

<sup>77</sup> Vgl. Caruth, Trauma and Experience; dies., Recapturing the Past: Introduction, in: Trauma: Explorations in Memory 151–157; und die Kritik von Ruth Leys, Trauma: A Genealogy 266–297. Dies., Trauma: A Genealogy 298–307 faßt luzide die im Umlauf befindlichen Traumatheorien zusammen.

<sup>78</sup> Vgl. Abraham, Torok, The Shell and the Kernel 99–186.

Trauma zum Zusammenbruch der Sprache und aller Symbolisierungspraktiken führt. Das ursprüngliche traumatische Erlebnis ist paradoxer Natur: Es ist nicht nur durch einen äußeren Beobachter nicht darstellbar, weil es jede Vorstellung übersteigt. Es übersteigt auch das Verständnis des Traumatisierten selbst. Er ist gefangen im Wiederholungszwang, dazu verdammt, die traumatische Erfahrung immer wieder zu wiederholen. Gleiches gilt für die traumatische Erinnerung: Sie ist absolut exakt, im Gegensatz zur gewöhnlichen Erinnerung des Menschen, weil sich in ihr das traumatische Ereignis unabhängig vom übrigen Erinnerungssystem exakt wiederholt. Aber diese exakte Erinnerung – sogenannte *flashbacks* – ist unzugänglich, unauffindbar, unkontrollierbar. Sie kommt und geht, wann sie will. Sie terrorisiert das Opfer, sie nimmt keine Rücksichten auf den Kontext und sie entzieht sich dem Zugriff des Historikers, der ihrer gerne habhaft werden würde, um das traumatische Ereignis darzustellen<sup>79</sup>.

Allerdings gibt es auch eine zweite Dimension, formuliert von der antimimetischen Theorie des Traumas, die es für möglich hält, schrittweise den traumatischen Kreislauf zu durchbrechen und das traumatische Ereignis zunehmend bewußt, dafür weniger exakt zu erinnern – und schließlich darüber zu sprechen<sup>80</sup>. Um mit den Begriffen LaCapras zu sprechen: Trauma löst einen fortgesetzten Prozeß des *acting out* aus, der nur langsam von Elementen des *working through* begleitet wird, um eine Möglichkeit für ein Leben trotz Traumatisierung zu finden<sup>81</sup> – und damit auch einen Weg, sich der Darstellung traumatischer Ereignisse anzunähern, ohne dem „pathos of the literal“ zu verfallen, dem Pathos der exakten, aber undarstellbaren Erinnerung<sup>82</sup>. Es gibt Fälle, in denen irgendwann die Resignifikation, die Wiedergewinnung der Sprache einsetzt, so wie Melancholie der Trauer vorausgeht und *acting out* die Vorbedingung des *working through* ist, auch wenn alle diese Vorgänge sich überschneiden und nie getrennt werden können.

LaCapra hat zuletzt auf überaus heilsichtige Weise zwei Dimensionen des Traumas herausgearbeitet<sup>83</sup>. Er unterscheidet einerseits das historische Trauma, ausgelöst durch konkrete historische Ereignisse, der Erfahrung des Verlusts (*loss*) verwandt, und andererseits das transhistorische oder strukturelle Trauma – wenn man so will, Heideggers „Angst“, die nicht konkretisierbare Erfahrung der Abwesenheit (*absence*), das Unheimliche der Existenz, ohne daß dafür ein bestimmtes auslösendes Ereignis gefunden werden könnte. Obwohl das historische Trauma aufgrund seiner Beschaffenheit eher vom Historiker erforscht werden kann, ist das strukturelle Trauma, gleichwohl es nur konzeptionell oder ontologisch benannt wird, trotzdem „da“ als historische Kraft, die die Akteure der Vergangenheit ebenso wie den Historiker bewußt oder unbewußt beeinflusst. Das hi-

<sup>79</sup> Vgl. Caruth, *Recapturing the Past*; Leys, *Trauma: A Genealogy* 298.

<sup>80</sup> Vgl. Leys, *Trauma: A Genealogy* 299.

<sup>81</sup> Vgl. LaCapra, *Representing the Holocaust* 205–223; *ders.*, *Writing History, Writing Trauma* 36–42, 65–67, 181–219.

<sup>82</sup> Mit diesem Begriff belegt Leys, 266–297 die zwar grundsätzlich richtige, aber von Caruth und anderen übersteigerte mimetische Theorie des Traumas.

<sup>83</sup> LaCapra, *Writing History, Writing Trauma* 43–85.

storische Trauma kann man therapeutisch zu lindern und im Prozeß des *working through* bewußt und teilweise darstellbar zu machen versuchen. Dem strukturellen Trauma zu begegnen gibt es keine Strategie, allenfalls so etwas wie Freuds „Angstbereitschaft“.

Die Darstellung des Traumas wirft eine Reihe von überaus komplizierten historiographischen Problemen auf. Zunächst hat die Einsicht in die Bedeutung des Traumas, wie gesagt, etwas verändert in der poststrukturalistisch informierten Literatur- und Geschichtswissenschaft<sup>84</sup>. Seit den Debatten um die Darstellbarkeit des Holocaust glaubt man nicht mehr, alles dekonstruieren, konstruieren oder historisieren zu können. Trauma läßt sich nicht einfach in Zeit und Sprache auflösen. Trauma ist nicht einfach ein Ereignis im historisch-sprachlich-ideologischen Kontext, sondern es durchbricht diesen Kontext. Der Historiker stößt auf einen festen Kern, der der Zeit widersteht. Nur durch mühsames und einfühlsames Vorgehen kann das traumatische Ereignis teilweise, langsam und vorsichtig in Zeit und Kontext zurückgeholt werden.

Damit taucht das entscheidende historiographische Problem auf. Die Anerkennung der Rolle, die das Trauma in der Geschichte spielt, führt zu einer Rückkehr der Empathie in die Geschichtswissenschaft<sup>85</sup>. Ohne Empathie kann man sich den Traumatisierten der Geschichte nicht nähern. Allerdings handelt es sich um eine reflektierte Empathie, die den Gefahren der Identifikation mit den traumatisierten Opfern, dem *acting out*, entgegensteuern muß. Empathie, wie LaCapra sie versteht, versucht im Angesicht des Trauma, den „Anderen“ anzuerkennen und sich diesen nicht durch eine projektive Identifikation einzuverleiben. Die große, nicht mehr methodische, sondern ethische Frage, die sich daraus ergibt, lautet: Kann und darf man nur den Opfern des Holocaust mit Empathie sich nähern? Während es gute Gründe gibt, diese Frage tendenziell zu bejahen<sup>86</sup>, ist LaCapra der Ansicht, allen traumatisierten Opfern der Geschichte mit bewußter Empathie gegenüberzutreten. Wie dies geschehen kann, ist für jeden einzelnen Fall anders und verdient eigene Behandlung und nicht nur wenige Hinweise im Vorübergehen. Darum sei hier nur eine Möglichkeit angeführt: die Suche nach einer *middle voice*, um den Gefühlen und Schmerzen der Opfer, die in den historischen Zeugnissen meistens keinen Ausdruck finden, eine Stimme zu geben, und die Bereitschaft, die eigene Verstörung (*empathic unsettlement*), die die Dokumente des Schreckens im Historiker auslösen, sich einzugestehen und kontrolliert auszudrücken<sup>87</sup>.

So verkehrt es wäre, die Rolle des Traumas und das Leid der Opfer in der Geschichte zu ignorieren oder vor dem Problem des Traumas zu kapitulieren, so ver-

<sup>84</sup> Zum aktuellen Umgang mit dem Problem des Traumas vgl. LaCapra, *Representing the Holocaust 190–194*; ders., *Writing History, Writing Trauma* 1–42, 181–219; Leys, *Trauma: A Genealogy* 266–307.

<sup>85</sup> Vgl. LaCapra, *Writing History, Writing Trauma* 36–42.

<sup>86</sup> Trotz einer generellen Offenheit findet sich diese Tendenz bei Friedländer, *Introduction* 4; ders., *Trauma, Transference and „Working Through“*.

<sup>87</sup> LaCapra, *Writing History, Writing Trauma* 1–113, 181–219; zu den angeführten Versuchen vgl. bes. 8, 19–30, 36–42, 78, 102.

kehrt wäre es, das Trauma zum Fetisch zu machen, alle Geschichte mit Trauma gleichzusetzen, historisches mit strukturellem – also prinzipiell unüberwindlichem – Trauma zu verwechseln, gründliche Forschung zu unterlassen und statt dessen bei einem obsessiven Schreibstil Zuflucht zu nehmen, der die traumatischen Symptome im *acting out* zwanghaft wiederholt<sup>88</sup>. Dieser Vorwurf trifft in LaCapras Augen auch Giorgio Agamben, dessen theoretischer Stern gerade weltweit aufgeht<sup>89</sup>. Agambens wichtiges Buch „Remnants of Auschwitz“ aber hat das Problem der Empathie nochmals verschärft. Trauma verlangt Empathie. Doch gibt es nicht Menschen, wie es die Mörder aus den Reihen der SS waren, die derart pathologisch und narzißisch sind, daß vor diesen jede Empathie aus Abscheu zurückweichen muß, daß diesen aus ethischen Gründen jedes Verständnis verweigert werden muß? Und gibt es nicht auch das andere Extrem – Menschen, die in ihrem Leid weit jenseits alles menschlich Vorstellbaren gelangt sind, daß keine Empathie möglich ist, so wie das Martyrium des Juden in den Vernichtungslagern auch dem empathischen Beobachter verschlossen bleibt?

Wie kann der Forscher, der Historiker im besonderen, mit diesem Problem umgehen? Wie soll er schreiben? Die Einsicht in die Bedeutung des Traumas ersetzt nicht die historische Forschung. Das Trauma ist immer nur ein Faktor, eine Kraft in einem vielschichtigen historischen Gewebe, in einer Konstellation von Kräften. Das konkrete Kräfteverhältnis muß der Historiker in seiner Arbeit ausloten. Wenn aber diese Einsicht in die Realität des Traumas eine ethische Entscheidung zur Empathie bedingt – wie soll er dann konkret dem Trauma, das in den historischen Zeugnissen seine Spuren hinterlassen hat, begegnen? Und wie kann er seine eigene Verstörung, sein *empathic unsettlement* verarbeiten<sup>90</sup>?

<sup>88</sup> Vgl. LaCapra, *Representing the Holocaust* 190–194; *ders.*, *Writing History, Writing Trauma* 68–85.

<sup>89</sup> Giorgio Agamben, *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben* (Frankfurt a.M. 2002); *ders.*, *Remnants of Auschwitz: The Witness and the Archive* (New York 1999). Kritik an diesen beiden Büchern formuliert LaCapra, *Writing History, Writing Trauma* 127 f. Anm. 14; *ders.*, *Approaching Limit Events: Siting Agamben*, in: *Witnessing the Disaster. Essays on Representation and the Holocaust*. Ed. Michael Bernard-Donals, Richard Glejzer (Wisconsin 2003) 262–304. – LaCapra zufolge generalisiert Agamben Trauma, indem er Trauma zum Paradigma der Moderne erhebt. Wenn aber immer der Ausnahmezustand herrscht, so ist eine Ethik unmöglich, und die faschistische Lösung wäre die Konsequenz der Moderne. Dieser Logik des Alles oder Nichts widerspricht LaCapra entschieden. Daß in Auschwitz jede Ethik versagt habe, heiße nicht, daß es keine Ethik gibt, die sich unter weniger traumatischen Umständen bewähren könnte. Ein anderes Problem betrifft die Art und Weise, wie Agamben sich die Stimme Primo Levis aneignet und dadurch letztlich die Haltung des eigentlichen Zeugen einnimmt.

<sup>90</sup> LaCapra, *Writing History, Writing Trauma* 36–42, 78, 102; vgl. auch *ders.*, *Representing the Holocaust* 198. LaCapra zufolge kann *empathic unsettlement* in schweren Fällen auch in „muted trauma“ sich ausdrücken; die Vorstellung aber eines „sekundären Traumas“, das der Forscher durchlebt, um zum Sprecher oder Zeugen der eigentlich traumatisierten Opfer werden zu können, lehnt er ab. Er wendet sich damit ausdrücklich gegen eine ans Obszöne grenzende Rhetorik, wie sie beispielsweise vertreten wird von Shoshana Felman, *Education and Crisis, or the Vicissitudes of Teaching*, in: *Trauma: Explorations in Memory* 13–60.



Der Historiker, so lautet die wichtigste Erkenntnis, darf nicht einfach das Gesehene enttraumatisieren. Er darf nicht zum Sinngeber der Geschichte werden. Es ist eine Dimension der Realität, daß es kein sinnvolles Leben gibt. Und es ist eine Dimension der Realität, daß es Bereiche des Lebens gibt, die sich der nüchternen Analyse entziehen, sogar Bereiche des Lebens, in denen die Sprache kollabiert und keine Darstellung möglich ist. Das ist die grundsätzliche Lehre, die wir aus der Erfahrung des Traumas ziehen müssen<sup>91</sup>. Um der Versuchung zu widerstehen, allem einen Sinn zu geben, um die narrative Totalisierung zu durchbrechen, die nichts anderes ist als eine Verspottung der Opfer der Geschichte, schlägt LaCapra einige mögliche Wege vor. Doch diese sind beschwerlich und unübersichtlich, und sie verlangen den Mut zum Experiment. Sie muten dem Historiker neue und ungewohnte Weisen des Schreibens zu, ohne die Gewißheit, damit die Probleme lösen zu können. Die Probleme werden weiterhin bestehen. Die Frage lautet vielmehr, ob wir bereit sind, uns diesen zu stellen.

An diesem Punkt nun finden der Ursprung und das Ende des *linguistic turn* wieder zusammen. Am Ende stand die Einsicht, daß das Trauma übliche Darstellungsformen der Sprache zusammenbrechen läßt. In ihrer radikalen Konsequenz verlangt diese Einsicht eine ethische Entscheidung<sup>92</sup>: die Entscheidung zur Empathie. Die ethische Entscheidung zur Empathie wiederum ist eine Entscheidung für neue und angemessene literarische Formen, um in der Geschichtsschreibung den Opfern eine Stimme geben und dem nur schwer Darstellbaren sich nähern zu können. So verbinden sich im Angesicht des Traumas und im Schatten des Holocausts der *linguistic turn* und der „ethical turn“, die Forderung nach Empathie und die Forderung nach neuen Formen des historischen Schreibens. Daß die Geschichtsschreibung nicht länger dem literarischen Modell des neunzehnten Jahrhunderts, aus dem sie geboren wurde, verpflichtet sein darf, sondern mit den Weiterentwicklungen der Literatur Schritt halten muß, ist eine alte Forderung LaCapras ebenso wie Hayden Whites<sup>93</sup>. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts hat mehr denn je die Notwendigkeit aufgezeigt, das in die Geschichtswissenschaft übernommene und analytisch umgeformte literarische Paradigma des realistischen Romans des 19. Jahrhunderts zu erweitern. Was wir von Autoren wie Beckett oder Kafka über das Schreiben im Angesicht von Sinnlosigkeit und Trauma lernen können, sollte in die Schreibweise des Historikers Eingang finden – insbesondere wenn er in seinen Quellen dem Trauma begegnet<sup>94</sup>. Es wird ihm oft in Gestalt des

<sup>91</sup> Vgl. insbesondere LaCapra, *Writing History, Writing Trauma* 43–85.

<sup>92</sup> Darum wird auch zunehmend vom „ethical turn“ gesprochen; vgl. LaCapra, *History and Memory after Auschwitz* 180–210; Dintenfass, *Truth's Other*. Dieser Sichtweise zufolge, und um sie zuzuspitzen, mündete der *linguistic turn*, der durch die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und dem Trauma hindurchgegangen war, konsequent in einen „ethical turn“.

<sup>93</sup> Vgl. LaCapra, *Rethinking Intellectual History* 298 f., 306, 332; ders., *History & Criticism* 76 f., 115–134; ders., *History, Politics, and the Novel*, bes. 129–149; Kramer, *Literature, Criticism, and Historical Imagination* 117–122.

<sup>94</sup> Vgl. LaCapra, *History and Memory after Auschwitz* 28 f. Anm. 19; ders., *Writing History, Writing Trauma* 13 Anm. 14 sowie 49, 55, 67, 105, 180, 181–219. – Eine willkürliche Auswahl der alten und neuen Vorschläge LaCapras könnte enthalten: *close reading*, lange

Schweigens gegenüberreten. Das Verdrängte hinterläßt Spuren und kehrt andernorts in gewandelter Gestalt wieder. So wird es empirisch greifbar. Wo der Text in Schweigen sich hüllt, dort nimmt die historische Spurensuche ihren Ausgang.

## 5. Rückblick und Vorausschau

An dieser Stelle müssen die vorangehenden Ausführungen, die nicht mehr als eine erste Annäherung bedeuten, abbrechen. Die Möglichkeit zur weiteren Lektüre wurde eröffnet. Aus der kurzen und provisorischen Darstellung des *linguistic turn* wurde die Bedeutung und die Vielfalt der praktischen Anregungen ersichtlich, die Dominick LaCapra für die Geschichtswissenschaft entwickelt hat. Man muß ihm nicht in allen Punkten zustimmen, doch er regt zum Denken an. Inwiefern die Geschichtswissenschaft aus seinen Anregungen Nutzen zieht, muß sich zeigen. Nicht nur in dreierlei Hinsicht, wie ich hoffe:

(1) Der *linguistic turn* spielt in der Geschichtswissenschaft vielleicht die Rolle des Sündenbocks, dem die Angst vor der Ungewißheit in grundsätzlichen Fragen aufgeladen wird. Die Probleme, an die er uns erinnert, sind die ältesten der Geschichtswissenschaft. In der theoretischen Selbstreflexion des *linguistic turn* werden diese Probleme erschlossen, um eine Verfeinerung des theoretischen Bewußtseins und der praktischen Methoden des Historikers zu erreichen. Wenn, wie gezeigt wurde, darüber geklagt wird, LaCapras Anregungen seien viel zu anspruchsvoll, um in die Tat umgesetzt zu werden, dann ist genau die Rolle beschrieben, die ihm wie auf den Leib geschneidert ist: Er verkörpert das schlechte Gewissen der Geschichtswissenschaft. Und geschehen nicht manchmal die besten Taten aus schlechtem Gewissen? Die besondere Herausforderung ist, daß der theoretische Prozeß – ebenso wie der empirische – nie abgeschlossen ist. LaCapra bietet keine Methode an, der man blind folgen, er hat keine Schule gegründet, die seine Lehren nachbeten könnte. Er versteht sich als Übersetzer zwischen den Disziplinen, und er sucht nach dem, was die Geschichtswissenschaft weiterbringt<sup>95</sup>. Wozu er anhält, läßt sich in einem Wort sagen: Selbstreflexion. Oder um es in einen Begriff zu

Zitate zur Gegenlektüre und dialogische Methode, um den narrativen Fluß zu unterbrechen; lyrische Passagen, die die Zeit anhalten, wie sie als Schreibmodus bei Marx und Braudel zu finden sind; Perspektivenwechsel; Herausforderung der herrschenden Perspektiven durch einen karnevalesken Stil; Untersuchung der eigenen und fremden Prämissen. Am schwierigsten wohl ist die Gratwanderung, die es erfordert, den Opfern von Traumata eine Stimme zu geben. Der Historiker kann dabei abstürzen. Er muß einerseits versuchen, mittels Empathie und erlebter Rede das nicht oder nur als Spuren in den historischen Zeugnissen Erhaltene, die Gefühle und das Leid der Opfer, auszudrücken, ohne sich dabei in allem auf die Dokumente stützen zu können. Andererseits muß er dem Inhalt der Quellen treu bleiben und seine freieren Passagen immer wieder in den Dialog mit diesen bringen. Er darf nicht bei einer Form der *middle voice* enden, die den Bezug zum Überlieferten verliert und zum Monolog, zur reinen Imagination des Forschers führt.

<sup>95</sup> Vgl. LaCapra, *Representing the Holocaust* 4.

fassen, der zu den Grundfesten der Geschichtswissenschaft gehört, weil mit ihm die wissenschaftlich betriebene Geschichte begann: LaCapra ist um eine permanente Verbesserung der Quellenkritik bemüht<sup>96</sup>.

(2) In LaCapras Werk läßt sich – vulgärhegelianisch gesprochen – eine Dialektik des *linguistic turn* hineinlesen. Mit der Sprache hat der *linguistic turn* von Anfang an bewußt oder unbewußt auch die Sprachlosigkeit entdeckt. Die beiden Bereiche sind miteinander verwoben. Eine Annäherung an eine gegenseitige Übersetzung wird mittels des *working through* versucht. Diese Verschränkung kristallisierte sich in verschiedenen Stufen heraus. Ihr Auftreten Ende der 80er Jahre ist aber nicht die Wiederkehr des Verdrängten, sondern war als Möglichkeit von Anfang an in LaCapras Werk angelegt. Zeugnis dafür ist die Umarbeitung psychoanalytischer Konzepte. Dem *linguistic turn* war von Anfang an sein Gegenprojekt, seine Überwindung eingeschrieben. Der Zusammenbruch der Sprache, das Versagen der Bezeichnungspraktiken hat einen Namen: Trauma. Indem er die Bedeutung des Traumas für die Geschichte anerkannte, konnte der *linguistic turn* in den „ethical turn“ münden. Allerdings hat LaCapra seit langem gefordert, daß der Historiker seine Rolle als ethisch-politischer Intellektueller erkennen und wahrnehmen soll<sup>97</sup>. Die Sprache der Geschichte ebenso wie die Sprachlosigkeit der Geschichte sind Dimensionen der historischen Realität. Der *linguistic turn* war eine Wende hin zur Sprache, aber auch eine Reise durch die Sprache hindurch in ein Jenseits der Sprache.

(3) LaCapra ist *intellectual historian*, Geistesgeschichtler also. Doch die Bedeutung der theoretischen und praktischen Modelle, die er entworfen hat, reicht viel weiter. Erstens hat er die großen Texte für die Geschichte gerettet, den Kanon, in dem die wirklich kritischen Kräfte stecken. Zweitens bietet er eine Möglichkeit, die gesamte Geschichtswissenschaft nach dem Vorbild der Geistesgeschichte umzugestalten. Ob Sozial-, Politik- oder Kulturgeschichte, die vom *linguistic turn* verfeinerte quellenkritische Praxis öffnet der Geschichte neue Räume. *Intellectual history* als fortschrittlichstes und richtungsweisendes Modell der allgemeinen Geschichtswissenschaft – in einem Land, in dem die Geistesgeschichte als genuin historische Disziplin beinahe ausgestorben ist, sollte das manche Herzen höher schlagen lassen. In LaCapras kritischer Selbstreflexion steckt die Chance, die Geistesgeschichte im Dialog der Disziplinen als historische Leitwissenschaft wiederzubeleben.

<sup>96</sup> LaCapra, *History & Criticism* 20f.; vgl. *ders.*, *Representing the Holocaust* 40.

<sup>97</sup> Vgl. beispielsweise LaCapra, *Rethinking Intellectual History* 345f.; *ders.*, *History & Criticism* 142; *ders.*, *Soundings in Critical Theory* 28f., 209; *ders.*, *History and Memory after Auschwitz* 180.

Wie schreibt man Geschichte?



Ulrich Raulff

## Der Teufelsmut der Juden: Warburg trifft Nietzsche

„Will es noch einmal und besser machen“, gelobte Aby Warburg an einem Herbsttag des Jahres 1929 im Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg. Am Vorabend hatte er, für seinen Geschmack wenig erfolgreich, versucht, dem erweiterten Kreis seiner Mitarbeiter das Problem der arabischen Überlieferung im Mittelalter und seine Darstellung im geplanten Tafelwerk des „Bildatlas Mnemosyne“ nahezubringen. Und mit einer Wendung resignativer Selbsttröstung fuhr er fort: „Der Versuch den ganzen Atlas zu zeigen wäre noch viel schlechter gegangen.“ Im nächsten Augenblick aber macht der leise Anflug von Depression schon wieder heroischer Verzweiflung Platz: „Nietzsche“, schreibt Warburg, „spricht einmal von dem (geistigen) ‚Teufelsmut der Juden‘. Gestern abend habe ich wirklich empfunden, daß man schon von ihm besessen sein muß um mit diesen Problemen der Geisteswanderung anzubinden. Weiße Nekromantie = historischer Weltanschauung.“<sup>1</sup> Die Eintragung stammt vom 22. Oktober 1929; vier Tage später, am Abend des 26. Oktober, ist Warburg einem Herzschlag erlegen.

Die kurze Notiz im Tagebuch der KBW ist in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich. Sie zeugt von der selbstbewußten Identifikation des späten Warburg mit dem Judentum als welthistorischem Schicksalsvolk – wie sie auch aus seinem früheren Wort spricht, „wir Juden“ seien eben „zweitausend Jahre länger Patienten der Weltgeschichte gewesen“<sup>2</sup>. Zugleich belegt sie eine Bekanntschaft Warburgs mit Nietzsche, die über die häufig wiederkehrenden Hinweise auf das bipolare Schema von apollinischen und dionysischen Kräften in der griechischen Archaik hinausgeht.

Gewiß ist dieses Schema zu Warburgs Schaffenszeit längst weit verbreitet und zur *idée reçue* der Geistes- und Kulturwissenschaften geworden<sup>3</sup>. Aber so wie Warburg es gebraucht oder wiederfindet und anhand von ikonographischem Material auslegt, gewinnt der geläufige Gegensatz neue, eigenständige Bedeutungs-

<sup>1</sup> *Aby Warburg*, Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg (Gesammelte Schriften, 7. Abtlg., Bd. VII), hrsg. von Karen Michels und Charlotte Schoell-Glass (Berlin 2001) 553.

<sup>2</sup> So überliefert von Gertrud Bing, Aby M. Warburg, in: Aby M. Warburg. Ausgewählte Schriften und Würdigungen, hrsg. v. Dieter Wuttke (Baden-Baden 1980) 464

<sup>3</sup> Vgl. Bernd Seidensticker, Martin Vöhler (Hrsg.), *Urgeschichten der Moderne. Die Antike im 20. Jahrhundert* (Stuttgart, Weimar 2001).

komponenten<sup>4</sup>. Noch in einem der letzten Texte von seiner Hand, der Einleitung zum „Bildatlas Mnemosyne“, kommt Warburg auf den überkommenen Gegensatz zurück, der seinen ursprünglichen hermeneutischen Wert verliert, wenn er zum Gemeinplatz verkommt: „Um das Wesen der Antike im Symbol einer Doppel-Herme des Apollo-Dionysos zu erblicken, bedarf es seit Nietzsches Tagen keiner revolutionierenden Attitude mehr. Im Gegenteil verhindert eher der oberflächliche Tagesgebrauch dieser Gegensätzlichkeitslehre bei der Betrachtung paganer Kunstgebilde insoweit ernst zu machen, daß man Sophrosyne und Ekstase vielmehr in der organischen Einheitlichkeit ihrer polaren Funktion bei der Prägung von Grenzwerten menschlichen Ausdruckswillens begreift.“<sup>5</sup>

Mit dem Wort vom „Teufels-Mut“ der Juden bezieht sich Warburg, soweit ich sehe, auf einen Brief Nietzsches an den Musiker und Musikschriftsteller Carl Fuchs vom 26. August 1888. Darin geht es um den dänischen Philosophen und Essayisten Georg Brandes, den ersten „Entdecker“ Nietzsches und Fürsprecher auf europäischer Ebene. Von ihm schreibt Nietzsche: „Er gehört zu jenen internationalen *Juden*, die einen wahren *Teufels-Mut* im Leibe haben – er hat auch im Norden Feinde über Feinde.“<sup>6</sup> Warburg, wir haben es gesehen, versichert sich dieses Teufelsmuts der Juden freilich nicht zum Zwecke literarischer Kontroversen, sondern im Blick auf eine historische Detektivarbeit ersten Ranges: „weiße Nekromantie“ oder gelehrte Totenbeschwörung.

Welche Sprache spricht dieser Nekromant? Wir kennen nur Warburgs Schriften und Aufzeichnungen, seine reiche Schrift- und Notationspraxis, seine Briefe, Tagebücher und Zettelkästen. Von seiner sprachlichen Performanz, deren charismatische, verzaubernde Wirkung vielfach bezeugt ist, blieb keine Spur, keine Schellackaufzeichnung, nicht einmal ein Foto, das den lebhaften Redner in Aktion zeigt. Warburg steht uns vor Augen als ein fortwährend Schreibender, ein sich in der Schrift Verstreuer und längst unwiderruflich Verstreuter, den keine Philologenmühe und kein Editoreneifer jemals wieder zur geschlossenen Gestalt versammeln wird. Noch weniger als von Nietzsche, seinem Bruder in der Verstreuung, wird es von Aby Warburg jemals *Oeuvres complètes* geben. In Warburg hat sich Zettels Traum erfüllt: Wo sonst hat sich die Auflösung des Autors im Gemurmur der Diskurse und im Geraschel der Papiere so spektakulär vollzogen wie in Leben und Werk dieses unermüdlichen Skribenten, Diaristen und Korrespondenten?

<sup>4</sup> In seinem Tagebuch präzisiert Warburg am 9. Dezember 1905 seine Nähe, aber auch seine Distanz zu Nietzsche: „Mir wird klar, ... daß eine stilgeschichtliche Iconographie des Todes des Orpheus eigentlich das Nietzsche'sche Problem vom Ursprung der Tragödie trifft; in ganz auffälligem Zusammentreffen, nur müßte es heißen: ‚Der Ursprung der Tragödie aus dem apollinischen Stile des dionysischen Tanzspiels.‘ Ich sah auch erst vorgestern, daß Nietzsche über die Entwicklung des Stiles rappresentativo zum Schluß schreibt. Wenn Nietzsche doch nur mit den Tatsachen der Völkerkunde und Volkskunde besser vertraut gewesen wäre! Sie hätten selbst für ihn durch ihr spezifisches Gewicht regulierende Kraft für seinen Traumvogelflug besessen.“ (Zit. Ernst Gombrich, Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie [Frankfurt a.M.] 244).

<sup>5</sup> Aby Warburg, Der Bildatlas Mnemosyne, Warburg Institute Archive, 102.3, Ms. 4.

<sup>6</sup> Friedrich Nietzsche, Werke, Bd. 3, hrsg. v. Karl Schlechta (München 1966) 1311.

Aber kennen wir nicht auch denselben Warburg als Theoretiker und Begriffsschmied, der gleichsam mit dem Hammer formuliert? Der jedes Wort und jede Prägung, jeden Begriff wieder und wieder abklopft, um sie zu härten, ihnen neue Bedeutungsnuancen auszutreiben, sie variierend und paraphrasierend zu verdichten, sie einzugliedern in Sätze, die hart sind wie eiserne Säulen, kompakte, komprimierte Skulpturen, syntaktisch immobile Formationen, Gesetzen oder naturwissenschaftlichen Formeln ähnlicher als der gesprochenen Sprache<sup>7</sup>. Der unheimliche Begriff der „Pathosformel“ – dessen Paradoxie von seinem inflationären Gebrauch verdeckt wurde und den man erst in seiner staunenswerten Fremdheit wiederentdecken muß; man bedenke doch: *die Leidenschaft, auf eine Formel gebracht* – dieser Begriff erweist seine Evidenz nirgends besser als im Hinblick auf Warburgs Schreiben: ein passionelles, triebhaft-pulsierendes, ein repetitives, hämmernendes Schreiben, das immer der härtesten, knappsten Form zustrebt, Motto, Lemma, Devise, Spruch, Gesetz, Formel<sup>8</sup>. So daß erst beide Seiten das Ganze von Warburgs Schreiben ergeben, die Dispersion und die Kompression, der verzettelnde Gang ins Chaos und die konzentrierte Suche nach der absoluten, diamantenen Form.

Bekanntlich steckte für Aby Warburg der liebe Gott im Detail. Und wie in Umkehrung einer mikrologischen Hermeneutik, deren Ziel es ist, aus einem minimalen Text- oder Bildelement ein Maximum an Bedeutungsfülle auszufalten, scheint Warburgs Kompreßstil von der Absicht motiviert, ein Maximum an Bedeutung einem Minimum an sprachlicher Form aufzubürden oder anzuvertrauen – also gleichsam die Reproduktion des *mundus in gutta* oder der *world in a nutshell* mit linguistischen Mitteln zu bewerkstelligen. Mimetisch scheint Warburgs Schreib- und Sprechstil einen Prozeß der Münzprägung – hohe Wertkonzentration bei kleinstem Umfang – nachzubilden. Tatsächlich spielt, wie wir noch sehen werden, die Metaphorik des „Prägewerks“ oder der „Urprägung“ in seiner Theorie der Symbolbildung und -überlieferung eine tragende Rolle.

Gewiß: Warburg schreibt zu einer Zeit, die – am Vorabend der analytischen Philosophie, Wittgensteins und des *linguistic turn* – noch unerschüttert auf die epistemologische Leistung der Metapher baut. Dennoch haben ihr nur wenige Autoren so viel zugemutet und so viel abverlangt wie Warburg. Gelegentlich wird die Metaphorisierung sogar zum Gegenstand seiner Reflexion<sup>9</sup>, so etwa im Tagebuch der KBW, wenn es heißt: „Saxl hat meine Definition der Astrologie als ‚Kult

<sup>7</sup> Als Beispiel für Warburgs „Hämmern“ vgl. die an ein und demselben Tag (10. August 1928) notierten Versionen der Definition „Wesen des Symbols“ im Tagebuch der KBW, 327.

<sup>8</sup> Mit schöner Selbstironie verspottete Warburg gelegentlich seinen überladenen Kompreßstil als „Aalsuppenstyl“, in dem alles in stärkster Verdichtung und Verdickung enthalten ist; vgl. das Vorwort der Herausgeberinnen des Tagebuch der KBW, XXXVI f. Vgl. auch Georges Didi-Hubermans Beschreibung des Warburgschen Spätstils vor der Folie von Ludwig Binswangers Phänomenologie der „Ideenflucht“ und ihrer Grammatik, in: *L'Image survivante. Histoire de l'art et temps des fantômes selon Aby Warburg* (Paris 2002) 470 f.

<sup>9</sup> Darauf weisen die Herausgeberinnen des Tagebuch der KBW hin; vgl. S. XXXVI.



der monströsen Metapher' etwas rasch abgelehnt: ich sollte vielleicht hinzufügen, der ‚abgeschnürten‘ Metapher. Wovon abgeschnürt? Von dem Zusammenhang mit dem beobachteten Stern.“<sup>10</sup>

Eine ähnliche „Abschnürung“ vom Gegenstand der philologischen Beobachtung hat Warburg selbst in dem metaphorisierenden Vergleich Friedrich Nietzsches mit Jacob Burckhardt praktiziert, mit dem er – im Seminar von 1927/28 – seine „Burckhardt-Übungen“ abschließt. Burckhardt und Nietzsche werden hier, zum Schluß des Seminars, in einem Text, der nicht zum Druck, sondern zum Vortrag vorgesehen ist, ganz auf die Ebene träumerisch „erschauter“ Geschichte gehoben. Vergleichend, kontrastiv gesetzt, werden sie in gedrängtem Monumentalstil beschrieben. Die „Abschnürung“ der symbolisch überhöhten, zu „Gestalten“ oder Idealtypen des historischen Sinns erhobenen Figuren Burckhardt und Nietzsche mündet in Beschreibungen von dunklem Pathos.

„Wir müssen“, heißt es dort, „Burckhardt und Nietzsche als Auffänger der mnemischen Wellen erkennen und sehen, daß das, was sie als Weltbewußtsein haben, sie beide in ganz anderer Weise ergreift... Beide sind sehr empfindliche Seismographen, die in ihren Grundfesten beben, wenn sie die Wellen empfangen und weitergeben müssen. Aber ein großer Unterschied: Burckhardt hat die Wellen aus der Region der Vergangenheit empfangen, hat die gefährlichen Erschütterungen gefühlt und dafür gesorgt, daß das Fundament seines Seismographen gestärkt wurde. Er hat zu den äußersten Schwingungen, obgleich er sie erlitt, nie völlig und unbedenklich ja gesagt... Burckhardt war ein Nekromant bei vollem Bewußtsein; dabei sind ihm die Gestalten aufgestiegen, die ihn ganz ernsthaft bedroht haben. Denen ist er ausgewichen, indem er sich einen Seherturm erbaut hat.“<sup>11</sup>

Während Burckhardt die Gefahr spürt und ihr ausweicht, liefert Nietzsche sich ihr aus: „Welcher Sehertypus ist Nietzsche? Er ist der Typus eines Nabi, der auf die Straße läuft, sich die Kleider zerreißt, Wehe schreit, und das Volk vielleicht hinter sich her leitet. Seine ursprüngliche Geste ist die des Führers mit dem Thyrsosstab, der sich zur Gefolgschaft Alle zwingt. Daher seine Bemerkungen zum Tanz. Es prallen in Jacob Burckhardt und Nietzsche in diesem Grenzgebiet zwischen Romanismus und Germanismus die uralten Sehertypen zusammen. Die Frage ist, ob der Sehertypus die Erschütterungen seines Berufes aushalten kann.“<sup>12</sup>

Tatsächlich war dies Warburgs Frage. Der Mann, der erst zwei Jahre zuvor die Nervenheilanstalt verlassen hatte, nach eigener Auskunft „unheilbar schizophren“, entwarf in der Polarität der beiden historischen „Sehertypen“ die innere pathische oder pathetische Spannungslage des Historikers als „Seismograph“ und „Auffänger der mnemischen Wellen“. Der „Nabi“, als den Warburg Friedrich Nietzsche beschreibt, unterscheidet sich vom Charismatiker Weberscher Obser-

<sup>10</sup> Warburg, Tagebuch der KBW, 2. September 1927, 139.

<sup>11</sup> Burckhardt-Übungen, Notizbuch, 1927, zit. nach Gombrich, Aby Warburg (wie Anm. 4) 345.

<sup>12</sup> Ebda.

vanz durch seine vom Wahnsinn, von Raserei bedrohte, seine „dionysische“ Konstitution. Er ist, auch wenn es auf den Straßen der Weimarer Republik von Nabitypen wimmeln mochte, eine innere, psychische Möglichkeit, keine soziale Kategorie. Und Warburg legt Wert darauf, den Unterschied der beiden, von Burckhardt und Nietzsche inkarnierten Sehertypen als inklusive Differenz des Sehertums schlechthin zu begreifen: „An Nietzsche und Burckhardt können wir sehen, wie sich das Sehertum in seiner Grundauffassung gabelt. Das eine lehrt und formt um, ohne daß es fordernd ist, das andere ist fordernd, weil umformend, es bedient sich des alten Ogiasmus des Vortänzers. Es ist ohne Zweifel, Nietzsche und Burckhardt waren Narthexschwinger ...“<sup>13</sup>

An das Ende seines Seminarvortrags über Nietzsche und Burckhardt stellt Aby Warburg ein Bild von düsterer Wucht. In seiner Metaphorik liegt der Schlüssel zu Warburgs Auffassung vom „Nachleben“ der Antike und der Aktualität der Vergangenheit – aber auch ein Bild des Historikers als Empfänger einer gefährlichen Botschaft: „Wir haben in den unheimlichen Hallen der Transformatoren innerster seelischer Ergriffenheiten zu künstlerisch bleibender Gestaltung einen Augenblick verweilen dürfen; nicht um für die Rätsel der Menschenseele eine Lösung zu finden, wohl aber eine neue Formulierung der ewigen Frage, warum das Schicksal den schöpferischen Menschen in die Region der ewigen Unruhe verweist, ihm überlassend, ob er seine Bildung im Inferno, Purgatorio oder Paradiso findet.“<sup>14</sup>

*Die unheimlichen Hallen der Transformatoren* – das ist ein Bild, zu dem man spontan eine Art piranesischer Kerkerwelt assoziiert, aber in energetisch zeitgemäßer Form: Abstieg in die Unterwelt der AEG. „Weiße Nekromantie“ ist das Geschäft der Historie, wie das Wort über Nietzsche besagte, der Historiker ein „Nekromant bei vollem Bewußtsein“, wie es von Jacob Burckhardt hieß. Zugleich steht in Warburgs Augen der Historiker dem Künstler gleichwertig zur Seite – denn Warburg spricht hier vom „schöpferischen Menschen“ und meint den Historiker Jacob Burckhardt. Aber die Analogie von Künstler und Historiker geht nicht wie üblich von deren jeweiligen Produktionsakten aus, sondern von ihrer gemeinsamen „pathischen“ Situation, ihrer schöpferischen Rezeption<sup>15</sup>. Für Warburg liegt der Genius oder das Dämonische des Schöpferischen weniger im Akt des Hervorbringens, als vielmehr im Empfang und in der – transformierenden – Weitergabe der empfangenen mnemischen Signale. „Dämlicher Brief von Nina“, notiert Warburg am 25. Juni 1928 im „Tagebuch der KBW“: „Bin kein revolutionierender Reformator: energetischer Transformator.“<sup>16</sup>

Offenkundig steht diese Selbstbeschreibung – als energetischer Transformator – im Gegensatz zum Ruf der Technophobie, der Aby Warburg bis heute anhaftet. Schuld an diesem Ruf ist sein Vortrag über das Schlangenritual der Hopi-Indianer,

<sup>13</sup> Ebda. 346

<sup>14</sup> Schlußübung, ebda. 347.

<sup>15</sup> Vgl. zum „pathischen Modell“ Warburgs *Didi-Huberman*, *L'Image survivante* (wie Anm. 8) 491.

<sup>16</sup> Warburg, *Tagebuch der KBW* 285.

den er 1923 in der Heilanstalt Bellevue hielt und der mit einer Klage über die moderne Zerstörung des „Ferngefühls“ durch die raumvernichtende Technik des motorisierten Verkehrs und der Telegraphie endete: „Der moderne Prometheus und der moderne Ikarus, Franklin und die Gebrüder Wright, die das lenkbare Luftschiff erfunden haben, sind eben jene verhängnisvollen Ferngefühl-Zerstörer, die den Erdball wieder ins Chaos zurückzuführen drohen. Telegramm und Telephon zerstören den Kosmos. Das mythische und das symbolische Denken schaffen im Kampf um die vergeistigte Anknüpfung zwischen Mensch und Umwelt den Raum als Andachtsraum oder Denkraum, den die elektrische Augenblicks-verknüpfung mordet.“<sup>17</sup>

Spätestens seit Tilmann von Stockhausens Studie über die Architektur und technische Einrichtung der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg<sup>18</sup> – deren Bau bald nach Warburgs Rückkehr aus Kreuzlingen nach Hamburg in Angriff genommen wurde – ist dieser Ruf der Technikfeindschaft oder -furcht erschüttert: Als Bauherr stürzte sich Warburg förmlich auf alle neuen Errungenschaften der Haus-, Licht-, Bild- und Kommunikationstechnik. Was wichtiger ist: Zunehmend macht sich auch in seiner Sprache, d.h. in seiner Metaphorik, in den letzten fünf Lebensjahren das Vokabular der Technik breit. Dazu gehört beispielsweise – im Zusammenhang seines Projekts einer Luftpost-Briefmarke – die Terminologie des automobilen und des Luftverkehrs<sup>19</sup>. Der stärkste Zustrom zu Warburgs technophiler Metaphorik aber erfolgte von seiten der Elektrizität<sup>20</sup>. Die Elektrotechnik, gegen Ende des 19. Jahrhunderts an die Spitze der führenden Technologien gerückt, hatte schon früh ihre Spuren in Warburgs Vokabular hinterlassen. Zwar mag der für Warburgs Theoriebildung zentrale Begriff der „Polarität“, wie Gombrich vermerkt, romantischen Ursprungs sein<sup>21</sup>; in Verbindung mit dem ihn umgebenden Vokabular („Ladung“, „Spannung“) und seiner Semantik nimmt auch er eine neue, technische Farbe an. Im Ersten Weltkrieg wandte sich Warburg brieflich an den Berliner Mediziner Claude Du Bois-Reymond mit dem Vorschlag, elektrisch zu schießen und den Gegner durch „elektrische Funkenentladung“ zu vernichten<sup>22</sup>. Und selbst der Kreuzlinger Vortrag wahrt in puncto Elektrizität

<sup>17</sup> *Aby Warburg, Schlangenritual. Ein Reisebericht* (Berlin 1988) 59.

<sup>18</sup> *Tilmann von Stockhausen, Die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg, Architektur, Einrichtung und Organisation* (Hamburg 1992).

<sup>19</sup> Vgl. *Ulrich Raulff, Der aufhaltsame Aufstieg einer Idee, in: ders., Wilde Energien. Vier Versuche zu Aby Warburg* (Göttingen 2003) 72–116.

<sup>20</sup> Vgl. dazu *Thomas Hensel, Warburg und das technische Bild, Vortrag in Hamburg, April 2002*.

<sup>21</sup> Vgl. *Gombrich, Aby Warburg* (wie Anm. 4) 116.

<sup>22</sup> Vgl. Brief vom 21. 9. 1916, W1A, zit. nach *Thomas Hensel, Kupferschlangen, unendliche Wellen und telegraphierte Bilder. Aby Warburg und das technische Bild. In diesem interessanten Vortrag, gehalten in Hamburg im April 2002, weist Hensel auch das Interesse Warburgs an der Bildtelegraphie nach – und die wiederum von dieser Technik entlehnte Metaphorik. Wichtig auch der Hinweis auf Warburgs angeheirateten Onkel, den Elektrophysiker Heinrich Hertz, dem zuerst der Nachweis elektromagnetischer Wellen gelungen war und der damit zu einem Wegbereiter der drahtlosen Telegraphie wurde.*

eine leichte Ambivalenz in der Technikfeindschaft: Mit respektvollem Unterton spricht Warburg von der Elektroleitung als der „Kupferschlange Edisons“, in der Onkel Sam „der Natur den Blitz entwunden“ und im Draht eingefangen hat<sup>23</sup>: Für den Kulturhistoriker sind Moses und das Wunder der ehernen Schlange nur einen assoziativen Katzensprung entfernt.

Offenkundig haben wir es bei Warburg nicht mit einem soliden Begriffsarbeiter zu tun, sondern mit einem Räuber. Auch darin erweist er sich als Seelenverwandter Friedrich Nietzsches. Warburg ist ein Wilderer, ein Freibeuter des *mot juste*, ein *bricoleur* der scheinbar passenden technisch-naturwissenschaftlichen Ideenverbindung. Der Räuber stört sich wenig daran, wenn er in seiner kulturwissenschaftlichen Modellbildung Begriffe der Geologie, Archäologie, Chemie, Physik, Verkehrs- und Elektrotechnik hybrid oder synkretistisch verbindet: Er weiß, was die Welt der kulturellen Erscheinungen im Innersten zusammenhält. Wenn es etwas gibt, was Warburgs schillernde Metaphorik synthetisiert und zentriert, so ist es seine historische Psychologie. Die wiederum basiert auf einer Lehre von der Erhaltung und Übertragung, von der Konstanz und vom Formwandel seelischer Energie. Der Warburgschen Psychologie, dem Haupt- und Kernstück seiner kulturwissenschaftlichen Theoriebildung, liegt eine Energetik zugrunde.

Auf einem großen Doppelblatt, das sich unter diversen Aufzeichnungen autobiographischer Natur findet, hat der Vierzigjährige eines Tages einen „Spielplan meiner Gedanken“ notiert<sup>24</sup>. Zwei Hauptrubriken gliedern den Stoff, „Potentielle Energie“ und „Kinetische Energie“. Ein Drittes steht vermittelnd zwischen ihnen: das „Festwesen“. Unter diesen Rubriken hat Warburg all seine langfristig verfolgten Themen und Gegenstände verzeichnet, so etwa „Schmuck, Gerät“ unter Potentielle Energie und „Eros, Pathos“ unter Kinetische Energie. An dieses Verzeichnis der Themen schließt sich eine Liste der Veröffentlichungen Warburgs an. Auch wenn er diese später bis zum Jahr 1925 ergänzt, bezeugt doch das ursprüngliche Datum, zu dem er den „Spielplan“ anlegt – der 9. April 1907 –, wie weit Warburgs „energetische“ Deutung der Kultur (inklusive seines eigenen Beitrages dazu) chronologisch zurückgeht. Systematisch ausgebaut – soweit bei Warburg von einem System die Rede sein kann – hat er sie allerdings erst nach der Rückkehr aus Kreuzlingen, also seit Mitte der zwanziger Jahre<sup>25</sup>.

Zu jener Zeit griff Warburg auf ein Buch zurück, das er bereits 1908 erworben hatte, nämlich das Werk von Richard Semon „Die Mneme als erhaltendes Princip im Wechsel des organischen Geschehens“<sup>26</sup>. Darin entwickelte der Biologe Semon

<sup>23</sup> Warburg, Schlangenritual 58f. Vgl. auch den Hinweis der Herausgeberinnen des Tagebuchs der KBW auf die „elektrotechnischen“ Diagramme Warburgs: „Positiv und negativ geladene ‚Begriffe‘ können in Analogie zu Stromkreisen durch ‚Schalter‘ verbunden sein oder Parallelen durch weitunggreifende geschweifte Klammern angedeutet werden.“ (S. XXXVII).

<sup>24</sup> Warburg Archiv, Box 109, Autobiographisches.

<sup>25</sup> Vgl. zum Folgenden die knappe, präzise Darstellung bei Gombrich, Aby Warburg (wie Anm. 4) Kap. XIII, Die Theorie des sozialen Gedächtnisses 323ff.

<sup>26</sup> 2. Aufl. Leipzig 1908; die erste Auflage war 1904 erschienen. 1909 erschien als zweiter Band „Die mnemischen Empfindungen“.

seine Theorie der Gedächtnisspur oder des *Engramms*. Jeder Reiz, begriffen als „Veränderung einer energetischen Situation“, hinterläßt in der organischen Substanz eine Einschreibung. In diesem „Engramm“ ist sozusagen eine latente Energie gespeichert, die durch originale oder mnemische Wiederholung des Reizes reaktiviert und entladen werden kann („Ekphorie des Engramms“)<sup>27</sup>.

Was bei Semon ontogenetisch und mit Blick auf die individuelle Mneme entwickelt ist, das überträgt Warburg auf die Phylogenese oder vielmehr die Geschichte der Kulturen<sup>28</sup>. Das funktionale Äquivalent des Engramms ist jetzt das *Symbol*: Im Symbol sind Spuren jener Energien gespeichert, die einst zu seiner Ausbildung oder „Prägung“ geführt haben – Urerlebnisse des sogenannten „primitiven“ Menschen, die ihren Ausdruck in bildhaften Formen und Figuren gefunden haben, welche in der künstlerischen Überlieferung von einer Epoche zur anderen wiederkehren. In ihrer Gesamtheit bilden sie gleichsam das Archiv der menschlichen Seelengeschichte, das sich in den Konflikten und Lösungen der Kunst immer wieder aktualisiert.

Das „Urpriegerwerk“ der im Kunstgedächtnis der europäischen Menschheit fortlebenden Symbole sucht Warburg, darin noch ganz ein Kind, wenn auch ein wildes, von romantischer Ursprungssuche und Altertumswissenschaften, in den Mänadentänzen und dionysischen Orgien des vorklassischen, archaischen Griechentums. Mit anderen Worten: Er schürft im selben Boden, auf dem sich nach Nietzsche die Geburt der Tragödie ereignet hat<sup>29</sup>. Aber er schürft nicht besonders tief. Tatsächlich scheint Warburg ein eher eklektisches, unsystematisches und wenig differenziertes Bild jener griechischen Archaik gehabt zu haben, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts, anschließend an die romantische Altertumsforschung (Friedrich Creuzer, Karl Otfried Müller), die Geister in Bann schlägt<sup>30</sup>. Zweifelloso verdiente Warburgs Bild der Antike eine eingehende Untersuchung, die bis in seine Studienjahre zurückzugehen hätte. Aber es scheint so, als habe sich der Vater

<sup>27</sup> Von hier aus gelangt Semon, *Die mnemischen Empfindungen* 371, zu zwei „mnemischen Hauptsätzen“, die ganz offenkundig analog zu den Hauptsätzen der Thermodynamik gebaut sind:

„*Erster mnemischer Hauptsatz (Satz der Engraphie)*: Alle gleichzeitigen Erregungen innerhalb eines Organismus bilden einen zusammenhängenden simultanen Erregungskomplex, der als solcher engraphisch wirkt, das heißt einen zusammenhängenden und insofern ein Ganzes bildenden Engrammkomplex zurückläßt.

„*Zweiter mnemischer Hauptsatz (Satz der Ekphorie)*: Ekphorisch auf einen simultanen Engrammkomplex wirkt die partielle Wiederkehr derjenigen energetischen Situation, die vormals engraphisch gewirkt hat. In engerer Fassung: Ekphorisch auf einen simultanen Engrammkomplex wirkt die partielle Wiederkehr des Erregungskomplexes, der seinerzeit den Engrammkomplex hinterlassen hat, und zwar eine Wiederkehr; sei es in Gestalt von Originalerregungen, sei es von mnemischen Erregungen.“

<sup>28</sup> Auch der Warburgsche Begriff des „Leidschatzes der Menschheit“ erscheint so wie ein (kollektives) Äquivalent zu dem (individuellen) „Engrammschatz“, dem Richard Semon, *Die mnemischen Empfindungen* 159ff. nachspürt.

<sup>29</sup> Zu Nietzsches Konstruktion der Archaik vgl. Hubert Cancik, *Nietzsches Antike*. Vorlesung (Stuttgart 1995) hier besonders Kap. 3 und 4.

<sup>30</sup> Vgl. Seidensticker, Vöhler (Hrsg.), *Urgeschichten* (wie Anm. 3).

des Gedankens vom „Nachleben der Antike“ mit der Antike selbst nie systematisch auseinandergesetzt. Was diese angeht, so begnügt sich Warburg mit einigen Figurationen aus dem „dionysischen“ Mythenschatz (die tanzende Mänade, der Tod des Orpheus) und aus der nicht minder gewalttätigen Bibel (die „Kopffägerinnen“ Judith und Salome). Diese Erzählungen und ihre frühesten bildlichen Darstellungen – deshalb rede ich von Figurationen – verknüpft er mit der Semonischen Theorie der Engraphie zu einer Theorie der Bildüberlieferung. Denn um diese ist es Warburg in Wahrheit zu tun: Nicht die *Geburt* der Tragödie beschäftigt ihn, sondern deren *Wiedergeburt*.

Im Einleitungstext zum „Bildatlas Mnemosyne“ hat Warburg seiner Vorstellung vom Ursprung und Fortgang der Bildüberlieferung ihren extrem verdichteten, mimetisch nachbildenden Ausdruck gegeben: „In der Region der orgiastischen Massenergriffenheit ist das Prägework zu suchen, das dem Gedächtnis die Ausdrucksformen des maximalen inneren Ergriffenseins, soweit es sich gebärdensprachlich ausdrücken läßt, in solcher Intensität einhämmert, daß diese Engramme leidenschaftlicher Erfahrung als gedächtnisbewahrtes Erbgut überleben und vorbildlich den Umriß bestimmen, den die Künstlerhand schafft, sobald Höchstwerte der Gebärdensprache durch Künstlerhand im Tageslicht der Gestaltung hervortreten wollen.“<sup>31</sup>

Verbunden mit der Theorie der im Symbol latent enthaltenen „mnemischen Energie“ kommt nun auch der Gedanke der *Polarität* wieder ins Spiel, einer der ältesten und pertinentesten Theoriegedanken Warburgs. Trotz seiner ständigen Beschwörung der *via media*, des Maßes und der Sophrosyne, zeichnet sich Warburgs Denken, auch darin wiederum Nietzsche nah, durch eine konsequente Abweisung der von Natur aus tripolaren Dialektik aus. Eine auch nur temporäre Aussetzung (oder „Aufhebung“) des auf immer ungesicherten Gegensatzes zweier Pole ist für ihn nicht denkbar. Es gibt keine dauerhafte Stabilisierung und Distanzierung. Der jähe Umschlag des einen ins andere ist nie ausgeschlossen. Das gilt auch für die im Symbol oder Engramm gespeicherte Energie: Die Art ihrer Entladung kann positiv ebenso wie negativ ausfallen; je nach dem „selektiven Zeitwillen“ wird das ambivalente Symbol durch die Deutung polarisiert.

Diese Deutung kann auch die Umkehrung des ursprünglichen Sinns zur Folge haben: „Das antikische Dynamogramm wird in maximaler Spannung aber unpolarisiert in Bezug auf die passive oder aktive Energetik des nachfühlenden, nachsprechenden (erinnernden) überliefert. Erst der Kontakt mit der Zeit bewirkt die Polarisation. Diese kann zur radikalen Umwehr (Inversion) des echten antiken Sinnes führen.“<sup>32</sup> Als „energetische Inversion“ bezeichnet Warburg, wie man sieht, den Prozeß der Neuinterpretation oder – wieder in der Spur Nietzsches – der „Umwertung“ etwa eines heidnischen Kultobjekts durch die christliche Kunst. Was dieser Umwertung oder energetischen Inversion sozusagen als Möglichkeits-

<sup>31</sup> Warburg, Der Bildatlas Mnemosyne, (wie Anm. 5) 3.

<sup>32</sup> Allgemeine Ideen, Notizbuch, 1927, S. 20. (zit. Gombrich, Aby Warburg [wie Anm. 4] 338).

bedingung zugrunde liegt, ist, wie Warburg im Tagebuch der KBW formuliert, „das Gesetz von der polaren inneren Wendigkeit des bildhaften Elementes“ – anders gesagt die wesentliche und unaufhebbare Ambivalenz des Symbols<sup>33</sup>.

Es gibt keine zwingend regulierte oder prästabilisierte Entladung des mnemischen Energiepotentials; die historische Situation der Rezeption entscheidet darüber. Mit Nietzsche gesprochen: Kraftverhältnisse entscheiden über die Interpretation. Im September 1928 macht sich Warburg auf den Weg zu Albert Einstein, um ihm seine, Warburgs, Relativitätstheorie der kulturellen Überlieferung darzulegen. Im Tagebuch der KBW bereitet er seine Lektion vor: „Die aesthetischen Werte sind relativistisch zu betrachten. Einerseits haben sie eine Schwere der Prägung, die den Maximalwerten als intensiva und extensiva eine mnemische Dauer verbürgt. Andererseits sind diese Prägewerte ‚gefühllose‘ Monaden ohne Fenster, die erst durch Berührung mit dem selektiven Willen der Epoche zu Funktionen der Anziehung oder Abstoßung von Leben werden.“<sup>34</sup>

Mit seiner Theorie von den mnemisch-energetischen Wellen der Vergangenheit steht Aby Warburg in der Tradition derjenigen, die – wie der junge Sigmund Freud – die Natur der Seele mit den konzeptuellen Mitteln der Naturwissenschaften zu beschreiben suchen. Zugleich folgt seine historische Psychoenergetik dem Strom des Energiediskurses, der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunächst die Natur-, dann die Sozial- und am Ende die Geistes- und Kulturwissenschaften erobert hat<sup>35</sup>. Wilhelm Ostwald, Physiker und erster Historiker der Thermodynamik, wird zu Beginn des 20. Jahrhunderts schreiben: „Energie ist Geist“. Oder genauer: Der Begriff des Geistes geht in dem der Energie auf<sup>36</sup>. Damals war das Gesetz von der Erhaltung der Energie – respektive Erhaltung der „Kraft“<sup>37</sup> – schon ein halbes Jahrhundert alt. Um 1880 hatte sich das Gesetz von der Erhaltung der Energie international durchgesetzt und mit ihm der Begriff der *Energie*, der den älteren der Kraft verdrängt hatte<sup>38</sup>. Eine Generation später, um 1900, sah der amerikanische Historiker Henry Adams das Zeitalter der Energie angebrochen und meinte von sich selbst, er würde „nach Helmholtz, Ernst Mach und Arthur Balfour von nun an eine sich selbst bewußte Kugel von vibrierenden Bewegungen sein, von unbegrenzten Rotations- oder Vibrationslinien, in jede Richtung davongetrieben“<sup>39</sup> – eine Selbstbeschreibung, an der Warburg wohl Gefallen gefunden hätte.

<sup>33</sup> Warburg, Tagebuch der KBW, Eintragung vom 26. August 1928, S. 336.

<sup>34</sup> Ebda. 339.

<sup>35</sup> Hinweis auf *Wilhelm Ostwald*, *Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft* (Leipzig 1909).

<sup>36</sup> Hier zit. nach *M. Serres*, *Hermes IV: Verteilung* (Berlin 1993) 138.

<sup>37</sup> Im Herbst 1847 veröffentlichte Hermann von Helmholtz seinen berühmten Vortrag „Über die Erhaltung der Kraft“, den er am 23. Juli 1847 vor der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin gehalten hatte. Vgl. *Yehuda Elkana*, *Emergence of the energy concept* (Diss. Brandeis Univ., Waltham, Mass. 1967).

<sup>38</sup> Vgl. *Y. Elkana*, *Helmholtz' ‚Kraft‘: An Illustration of Concepts in Flux*, in: *Historical Studies in the Physical Sciences* 2 (1970) 263–298.

<sup>39</sup> *Henry Adams*, *Die Erziehung des Henry Adams* (Zürich 1953) 716; vgl. dazu *Christoph Asendorf*, *Das Gespenst der Energie. Wahrnehmung um 1900*, in: Wunderblock. Eine Ge-

Auch Friedrich Nietzsche steht, von seinen ersten Schriften angefangen, mit beiden Beinen im Strom des Energie-Diskurses. Begrifflich freilich bleibt er unentschlossen. Einerseits fährt er noch in den achtziger Jahren fort, seine Kritik des Mechanismus in der Terminologie von Kräften und „Kraft-Quanta“ zu formulieren<sup>40</sup>. Andererseits macht er bereits in Aufzeichnungen der siebziger Jahre, die der „Geburt der Tragödie“ zeitlich und inhaltlich nahe stehen, ausgiebigen Gebrauch vom Energie-Begriff, so wenn er schreibt: „Wir müssen wünschen, daß das Leben seinen *gewaltsamen* Charakter behalte, daß *wilde* Kräfte und Energien hervorgehoben werden. Das Urtheil über den Werth des Daseins ist das höchste Resultat der kräftigsten *Spannung* im Chaos.“<sup>41</sup>

Wie Hubert Cancik gezeigt hat, entwickelt Nietzsche in seiner Konstruktion des „tragischen Zeitalters“ eine ganze Psychoenergetik oder „Trieb-Ökonomie“ der griechischen Kultur, in deren Zentrum der Begriff der „Spannung“ steht. Mit dieser griechischen Energetik – also mit der Höhe der allgemeinen Energieerzeugung und -vernichtung der Griechen – erklärt sich Nietzsche deren kulturelle Höchstleistungen und schließlich die Entstehung des Genies (durch „aberration“ der ursprünglichen, wilden Energien)<sup>42</sup>. Dazu paßt auch, daß Nietzsche in der „Geburt der Tragödie“ immer wieder den Prozeß des Durchbruchs der dionysischen Erregung ins apollinische Bild – oder allgemeiner der allgemeinen Daseins-spannung in die Formen des Erhabenen und des Komischen – als „Entladung“ beschreibt<sup>43</sup>.

Als Kunsthistoriker oder vielmehr als Bildwissenschaftler hat Warburg im Rahmen seiner Psycho-Energetik ein anderes, nicht minder spezifisches Problem zu lösen. Tatsächlich sind es zwei Fragen, und beide betreffen die Modalitäten der visuellen Übertragung psychischer Energie, die erste gewissermaßen die Sende- und die zweite die Empfangsstation. Die erste Frage lautet: Was ereignet sich in jenem „Urprägewerk“ der griechischen Archaik; wie kristallisiert dionysische Erregung zum testen symbolischen Ausdruckswert? Und die zweite: Was setzt die Renaissancekunst (Warburgs privilegiertes Untersuchungsgebiet) in die Lage, das antike Symbol wieder zu „entladen“? Auf welchem Weg ereignet sich die visuelle Übertragung der symbolisch gezähmten Energie? Warburgs Antwort auf beide Fragen

schichte der modernen Seele, hrsg. von Jean Clair, Cathrin Pichler und Wolfgang Pircher, (Wien 1989) 623 ff. Zu Adams' Entdeckung des Mysteriums der Energie vgl. auch Ulrich Raulff, Die Nympe und der Dynamo, in: ders., Wilde Energien (wie Anm. 19) 17–47.

<sup>40</sup> Vgl. Nietzsche, Bd. III, Schlechta (Hrsg.) 776: „... es wirken Kraft-Quanta, deren Wesen darin besteht, auf alle anderen Kraft-Quanta Macht auszuüben ... Mechanik ist eine bloße Semiotik der Folgen.“

<sup>41</sup> Friedrich Nietzsche, Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, Bd. 8, Nachgelassene Fragmente Frühling-Sommer 1875, 5 (188), 93; vgl. auch 5 (185) 92: „Ungeheure Energie des Willens, auf geistige Bestrebungen übertragen (aberration) – nur möglich, so lange jene Wildheit und Energie groß gezüchtet war.“

<sup>42</sup> Vgl. Cancik, Nietzsches Antike (wie Anm. 29) 42 ff.

<sup>43</sup> Nietzsche, Sämtliche Werke, Bd. 1, Die Geburt der Tragödie 50, 57, 134, 142; vgl. auch 62: „Nach dieser Erkenntniss haben wir die griechische Tragödie als den dionysischen Chor zu verstehen, der sich immer von neuem wieder in einer apollinischen Bilderwelt entladet.“



lautet: Gestik und Mimik. Die Körpersprache innerer und äußerer Bewegung leitet den energetischen Transfer ins Bild ebenso wie die energetische „Decodierung“ im Auge des Betrachters. Seinen dichtesten Ausdruck hat dieser kulturelle Energie-Übertragungsprozeß in den Worten Warburgs zur Einleitung in den Bilderatlas gefunden:

„Die ungehemmte Entfesselung körperlicher Ausdrucksbewegung, wie sie besonders in Klein-Asien im Gefolge der Rauschgötter sich vollzog, umfaßt die ganze Skala kinetischer Lebensäußerung phobisch-erschütterten Menschentums von hilfloser Versunkenheit bis zum mörderischen Taumel und alle mimischen Aktionen (, die) dazwischen liegen, wie sie im thiasotischen Kult gehen, laufen, tanzen, greifen, bringen, tragen, lassen in der kunstwerklichen Darstellung den Nachhall solch abgründiger Hingabe verspüren. Der thiasotische Prägerand ist geradezu ein wesentliches und unheimliches Kennzeichen dieser Ausdruckswerte, wie sie etwa auf antiken Sarkophagen zum Auge der Renaissance-Künstler sprachen. In einer eigentümlichen Zwiespältigkeit versuchte nun die italienische Renaissance sich diese Erbmasse phobischer Engramme einzuverseelen ...“<sup>44</sup>

Aufgrund der Tatsache, fährt Warburg fort, daß diese Einverseelung oder Wiedererweckung „als mnemische Funktion vor sich ging, d.h. durch vorgeprägte Formen bereits einmal durch künstlerische Gestaltung geläutert war, blieb die Restitution ein Akt, der zwischen triebhafter Selbstentäußerung und bewußter bändigender formaler Gestaltung, d.h. eben zwischen Dionysos – Apollo, dem künstlerischen Genius den seelischen Ort anwies, wo er seiner persönlichsten Formensprache dennoch zur Eigenausprägung verhelfen konnte.“<sup>45</sup> Warburg räumte dem „einverseelend“ nachempfindenden bildenden Künstler einen Raum eigener kreativer Aktivität ein und sah diese Aktivität erneut polar begrenzt durch die Extreme des Dionysischen und des Apollinischen. Aber anders als Nietzsche, der die Entstehung spezifischer Kunstsprachen – Musik, Tanz, Tragödie – und ihrer Ausdrucksformen aus den orgiastischen Kulturen der griechischen Archais zu fassen suchte, interessierte sich Warburg für die Wiedererweckung des in den alten Symbolen gespeicherten Erregungspotentials und seine Interpretation, seine Version und Inversion durch die Künstler der Renaissance – allesamt „energetische Transformatoren“ wie er selbst.

Was ermöglicht diese visuelle Wiedererweckung oder „Entladung“ der in den Symbolen gespeicherten Energiequanten? „Durch das Wunderwerk des normalen Menschauges“, schreibt Warburg in der Einleitung zum Bilderatlas, „bleiben in Italien im starren Steinwerk der antiken Vorzeit, Jahrhunderte überdauernd, den Nachfahren gleiche Schwingungen lebendig.“<sup>46</sup> Und was erfaßt jenes „normale Menschaugen“, durch welche spezifischen Formen teilt sich ihm antike Erregungsenergie mit? Wie bei der ersten künstlerischen Formgebung – im „Urprägewerk“ oder bei der Geburt der Tragödie – fällt wieder dem Tanz eine besondere

<sup>44</sup> Warburg, Der Bilderatlas Mnemosyne (wie Anm. 5) 4.

<sup>45</sup> Ebda.

<sup>46</sup> Ebda, 5.

Rolle zu: Er leistet entscheidende Hilfe sowohl bei der Geburt des antiken Erregungsbildes als auch bei seiner modernen Wiedergeburt. Nirgends kommen sich, dies nur am Rande, die Dionysier Nietzsche und Warburg näher als in der Aufmerksamkeit, die sie beide dem Phänomen des Tanzes schenken<sup>47</sup>.

Bekanntlich ist für Warburg schon früh die Figur der schreitenden, laufenden, tanzenden Frau zu einer Art Leitfossil bei seiner Ergrabung der in den Bildnissen gespeicherten antiken Leidenschaft geworden<sup>48</sup>. Im Lauf der Jahre sollte die „Nympe“ oder *ninfa fiorentina*, die ihm zuerst aus den Bildern der florentinischen Frührenaissance entgegengetreten war, zur Anführerin eines langen Reigens von jungen, bewegten Frauen in flatternden Gewändern werden, unter denen sich so polar verschiedene Figurationen wie die schlangenumwundenen Mänaden, die „Kopfjägerinnen“ Judith und Salome und die zarten Träumerinnen Botticellis fanden. In aller figurativen und semantischen Vielfalt zeigten sie jenen „thiasotischen Prägerand“, durch den sich eine hohe mnemisch-energetische Ladung verriet. Warburg wurde so zum Entdecker eines anderen, heidnischen Jungfrauenkults: In der Nympe und in ihren Schwestern lebte etwas von der wilden Energie orgiastischer Kulte fort, die Warburg – wie Nietzsche – der vorklassischen Zeit der Griechen und der archaischen Welt Kleinasiens insgesamt zuschrieb.

Warburg hat also ganz offensichtlich, was man eine „dionysische Seite“ nennen könnte, aber sie unterscheidet sich signifikant vom Dionysoskult des Philosophen. Vor vierzig Jahren hat der Maler und Zeichner R. B. Kitaj Warburg als tanzende Mänade gemalt<sup>49</sup> und damit sowohl die Nähe wie die Ferne Warburgs zu Nietzsche richtig erfaßt: Der Erforscher der Wiedergeburt der Tragödie identifiziert sich eher mit dem bewegten weiblichen Anhang des Gottes als mit diesem selbst. Aber genau an dieser Stelle oder richtiger: in der Figur der Mänade – oder Nympe – geht Warburg, der, wie Georges Didi-Huberman schreibt, „in der scheinbaren Einheit der Symbole den strukturellen Riß (*schize*) der *Symptome* enthüllen“ wollte<sup>50</sup>, – genau in dieser Figur geht er über seinen philosophischen Lehrer hinaus: Wo Nietzsche das göttliche Symbol der zerreißenden Energien, Dionysos, selber unzerrissen ließ und nicht weiter analysierte, da entfaltet Warburg gezielt die internen Spannungen und Risse, die in seiner dionysischen Pilotfrau, der Nympe oder *ninfa* der Frührenaissance, angelegt sind: gleichzeitig eine hoffnungsvolle Gestalt emanzipatorischer Vernunft und eine bedrohliche Gestalt des rasenden Wahns zu sein. Warburg, der im Florenz der Frührenaissance das archaische Zeitalter der Moderne erforscht, weiß, daß die Zeit der Götter ein für alle

<sup>47</sup> Vgl. Warburgs Anmerkung zur „Geburt der Tragödie“ in Anm. 3.

<sup>48</sup> Vgl. Ulrich Raulff, Die Nympe und der Dynamo, in: *ders.*, Wilde Energien (wie Anm. 19).

<sup>49</sup> Vgl. Martin Roman Deppner, Bilder als Kommentare. R. B. Kitaj und Aby Warburg, in: Aby Warburg. Akten des internationalen Symposiums Hamburg 1990, hrsg. von Horst Bredekamp et al. (Weinheim 1991) 235 ff. Kitajs Gemälde befindet sich im Besitz des Kunstmuseums Düsseldorf.

<sup>50</sup> Didi-Huberman, L'Image survivante (wie Anm. 8) 493.

Mal dahin ist. Gott ist tot, und ebenso der große Pan, aber die Nymphen leben weiter, die Kopfkriegerinnen und Feen, die gefährlich-unergründlichen Frauen.

Noch einmal zurück zum Philosophen des Dionysos. Für Nietzsche waren Bild und Sprache Ausdruck oder, wenn man so will, Medien der apollinischen Kunstwelt des Scheins, während das Dionysische sich „dithyrambisch“ in Musik, Tanz und Lied äußerte. Aber wie schrieb der Philosoph selbst in der „Geburt der Tragödie“, in jener denkwürdigen Passage, in der er die Werte des Dionysischen und des Apollinischen nicht mehr nur auf die Ausdrücke des Lyrischen und des Plastischen, sondern auch auf ihre ethnisch-religiösen Entsprechungen im Ari-schen und im Semitischen hin verrechnete? „So wird von den Ariern der Frevel als Mann, von den Semiten die Sünde als Weib verstanden, so wie auch der Urfrevel vom Manne, die Ursünde vom Weibe begangen wird.“<sup>51</sup>

In der Tat begreift Nietzsche hier die Doppelgleichung Dionysos = Musik/Tanz/Rausch und Apollo = Bild/Sprache/Schein als „arische“ und männliche Vorstellung. Das *Bild* steht in dieser Doppelgleichung immer auf der Seite der apollinisch aufgelösten oder „entladenen“ Spannung; es gilt Nietzsche geradezu als der Inbegriff künstlerisch aufgelösten Leidensdrucks. Für Warburg, den Bilderwissenschaftler jüdischer Herkunft, ist nun gerade das Bild nicht die Lösung, sondern vielmehr das Problem. Über alle zeitweise gelingenden Ausgleichsleistungen hinaus bleibt das Bild Medium des Konflikts von dionysischen und apollinischen Kräften oder, in Warburgschen Termini, von zerreißender *Mnemosyne* und be-friedender *Sophrosyne*.

Und dasselbe, was vom Bild gilt, trifft auch für die Sprache zu: Vielleicht versteht man jetzt besser den eigentümlichen Gebrauch, den Aby Warburg, der Bildwissenschaftler, von Sprache und Schrift machte. Wie den Raum der Bilder fand Warburg auch das Reich der Wörter durchströmt von wilden Energien, gegen die er sein eigentümliches Prägework errichtet hatte. Gertrud Bing, die ihn vermutlich besser kannte und verstand als irgendein anderer seiner Mitarbeiter, wollte in ihrer geplanten Biographie von Warburgs eigentümlichem Sprachgebrauch ausgehen. Sie muß wie er den Teufelsmut der Juden besessen haben.\*

<sup>51</sup> F. Nietzsche, Sämtliche Werke, Bd. I, Geburt 70.

\* Eine veränderte und erweiterte Fassung dieses Beitrags ist in meine Essay-Sammlung eingegangen: *Wilde Energien. Vier Versuche zu Aby Warburg* (Göttingen 2003).

*Christian Meier*

## Programm einer Geschichtsschreibung

Das Bedürfnis moderner Gesellschaften an historischer Orientierung kann – und muß – auf sehr verschiedene Weisen befriedigt werden. Eine der vornehmsten davon ist die Darstellung ganzer Geschichten oder historischer Epochen: „Geschichtsschreibung“ in althergebrachtem, unspezifisch-spezifischem Sinne.

Nach antiker Auffassung ist sie ein literarisches Genus. „Opus oratorium maxime“ nennt Cicero sie. Und dabei ist es lange geblieben. Gibbon spricht von ihrer Aufgabe „to instruct and to amuse“. Theodor Mommsen meint: „Der Geschichtsschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten.“ Marc Bloch, einer der Väter der modernen Geschichtsforschung, reklamiert den „Anteil an Poesie“, der in ihr enthalten sein müsse.

Das wird heute nicht ohne weiteres einleuchten. Es scheint im Widerspruch zu stehen zu Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit. Zumal in Deutschland, wo die historiographische Tradition früher und radikaler angegriffen worden ist als anderswo.

„Forschung“ und „Darstellung“ hätten die Fachgenossen konsequent voneinander getrennt, beklagte sich Alfred Heuß. Jene diene der „Wissenschaft“, diese der „ästhetischen“ Form, jene gewinne die Ergebnisse, diese teile sie bloß mit. An diesen Auffassungen wird sich so leicht nichts ändern. Geschichtsschreibung kommt, wenn sie gut ist, zwischen alle Stühle zu sitzen. Bestenfalls nachträglich, und eher von außen, kann es zu solchen Würdigungen kommen wie der durch Joachim Fest: „Man übertreibt kaum mit der Behauptung, daß die bedeutende deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts ganz überwiegend Gelehrtenprosa ist, die Prosa vor allem von Historikern.“ Dabei geht sowohl der Öffentlichkeit wie gerade auch der Geschichtswissenschaft etwas elementar Wichtiges verloren.

Wenn hier die Frage gestellt wird, wie man heute Geschichte zu schreiben habe, so ist ein ganz bestimmter Typus von Geschichtsschreibung gemeint, nämlich eine einigermaßen überschaubare, im ganzen aufzunehmende Geschichte. Genauer: Es soll gefragt werden, wie man das Wesentliche einer Epoche oder einer Geschichte begreifen und zur Darstellung bringen könne, das, was sie vornehmlich ausgemacht, bestimmt und umgetrieben hat und was sich in ihr an fortwirkender Veränderung vollzog – Alfred Heuß nannte es ihre Tektonik. Wobei noch eines hinzukommt: Diese Darstellung sollte auch einer breiteren Öffentlichkeit (in jedem

Sinne des Wortes) zugänglich sein; ja, sie soll auf sie eine gewisse Anziehungskraft ausüben.

Geschichtswissenschaft ist nicht nur für sich selber da. Sie hat auch eine Aufgabe für die Öffentlichkeit, und zwar nicht nur, indem sie aus historischer Kenntnis zu Fragen der Gegenwart Stellung nimmt oder historisches Material für gerade laufende, aktuelle Debatten bereitstellt. Vielmehr muß sie gerade auch die Kenntnis und das Begreifen von Geschichte überhaupt, also von verschiedenen „Arten“ von Geschichte oder anders gesagt: von den verschiedensten Teilen europäischer und außereuropäischer Geschichte befördern, zumindest diese nach Möglichkeit (und immer neu) erschließen helfen. Sie würde der Öffentlichkeit sonst etwas schuldig bleiben; und sich selbst, denn auch für sie ist es wichtig, daß Historie im geistigen Horizont der eigenen Zeit präsent ist.

Schon Mommsen hat bemerkt: „Zu solchen Arbeiten (wie der Römischen Geschichte, Ch. M.) ist es wahrlich hohe Zeit; es ist mehr als je nötig, die Resultate unserer Überlegungen einem größeren Kreise vorzulegen, um uns nicht gänzlich vom Platze verdrängen zu lassen.“ Wieviel mehr ist das heute der Fall!

Diese Aufgabe läßt sich nur erfüllen, wenn historische Darstellungen – übrigens solche verschiedenster Art – mit Büchern über ganz andere Gegenstände konkurrieren, wenn sie sich gleichsam auf dem Markt einen respektablen Platz erobern können. Sofern es um aktuelle Fragen geht, ist das kein großes Problem: Da entscheidet weithin der Gegenstand über das Interesse; jedenfalls wenn die Darstellung nicht zu sehr zu wünschen übrigläßt. In andern Fällen aber (und insgesamt bei jenem Typ von Darstellung, von dem hier die Rede sein soll) sind besondere, um es anspruchsvoll zu formulieren: literarische Qualitäten gefordert.

Solche Darstellungen müssen zumindest lesbar, interessant, ja irgendwie spannend sein. Es muß in ihnen spürbar werden, daß sie die eigenen Zeitgenossen etwas angehen; daß es, wenn auch mittelbar, deren Sache ist, die in ihnen verhandelt wird (weil nämlich Geschichte, gerade auch diejenige ferner, fremder Völker auf irgendeine, wenn auch oft hintergründige Weise stets aktuell ist; als immer neuer, immer anderer Ausdruck der *conditio humana* und ihrer Wandlungen), aber auch als Folie, auf der sich Eigenheiten der eigenen Zeit besser abheben, ja über Fragen dieser Zeit (und ihre mögliche Zukunft) neue Einsichten gewinnen lassen. Und das darf nicht erkauft werden durch unangemessene Vereinfachungen im Sinne eines billigen Begriffs von Popularisierung.

Diese Aufgabe kann und soll man nicht Sachbuchautoren überlassen. Gerade die guten unter denen halten sich zwar ziemlich eng an die neuere Forschung. Sie sind eben damit oft aber auch weniger frei (und weniger mutig), da sie von andern abhängig sind. Sie können eines nicht, wozu der Spezialist mindestens die Möglichkeit hat: eine Geschichte schreiben, die nicht nur auf Forschung anderer beruht, sondern auch – abgesehen von vielerlei eigenen Forschungen im einzelnen – in der Darstellung selbst ein Produkt eigener Forschung ist. Denn, gerade wenn man größere Zusammenhänge darzustellen sucht, stößt man zum einen immer wieder auf Lücken, so daß eigene Untersuchungen notwendig werden, zum an-

dern müßte die Synthese selbst, zu der man schließlich kommt, Ergebnis eingehender, vielfältig mit Forschung verbundener Überlegungen sein.

Ich möchte also für eine neue Geschichtsschreibung durch Historiker plädieren. Ich finde, daß sich die Geschichtswissenschaft damit sogar einen großen Dienst erweist. Sie ist heutzutage aufs beste ausgebildet in den analytischen Seiten ihrer Tätigkeit; der Quellenkritik etwa, der Sicherung von Tatbeständen. Sie hat auch „Theorien mittlerer Reichweite“ aufzuweisen, mit denen vornehmlich sozialgeschichtliche Zusammenhänge gewonnen werden sollen. Aber wie die Synthese der Geschichte eines Volkes oder einer Epoche erreicht werden kann, darüber muß sich zwar der, der sie unternimmt, einige Gedanken machen, und die Rezensenten haben anschließend dies und jenes daran auszusetzen. Aber zumeist beschränkt sich der Autor dabei auf die praktische Anordnung der Materien, und der Rezensent bleibt beim Urteil über vielerlei mehr oder weniger bedeutsame Inhalte stehen. Zusammenhängende Überlegungen darüber, worin die Problematik historischer Synthesen besteht und wie man ihr gerecht werden kann, gibt es selten. Und wo es keine Auffassungen gibt, können sich auch keine Gegensätze bilden, und folglich gibt es kaum auch nur die Kategorien, mit deren Hilfe man einzelne Werke daraufhin betrachten kann, ob und warum sie gelungen sind oder nicht. Historische Synthese sollte als methodisches Problem begriffen werden.

Geschichtsschreibung in actu ist, um Alfred Heuß zu zitieren, „der Ort, wo die historischen Bemühungen die höchste Dichte des Denkens erreichen“. „Wie bei einem Bild müssen auch hier mannigfache Teile in Beziehung zueinander gesetzt werden. Das ist ein eigenständiges Unternehmen, denn allein von den einzelnen Teilen aus und der beschränkten Auskunft, die sie über sich geben, ist es niemals durchzuführen. Die historische Synthesis ist deshalb eine besondere Leistung, eine konstruktive Leistung und kann deshalb als Konstruktion der bloßen Rekonstruktion gegenüberreten.“

Historiographie ist also nicht die Mundgerechtmachung von etwas *anderswo* Gewonnenem, sondern in ihr vollzieht sich im kleinen wie vor allem im großen die Erkenntnis der Zusammenhänge. Sie ist somit „das primäre Organ . . ., durch das die historischen Phänomene zur Erscheinung kommen“, indem sie nämlich „erst innerhalb des als Geschichte gewußten Zusammenhangs“ ihre Bedeutung gewinnen (Heuß). Erkenntnis und Darstellung müssen hier zu einer Einheit werden. Gott allein wisse, „was es für eine unendliche Arbeit voll Mühe und Verantwortlichkeit ist. Ich habe mir selbst bevorstehende Prügel so sauer verdient“, hat Theodor Mommsen festgestellt.

Die Aufgabe, Geschichte in zusammenfassenden Darstellungen so zu schreiben, daß sie in der Öffentlichkeit präsent sein kann, stellt also eine Herausforderung dar, etwas zu leisten, was auch historischer Erkenntnis selbst zugute kommt (auch wenn Fachgenossen in der Immanenz ihrer je einzelnen Diskurse – Heuß spricht vom „fragwürdigen Binnenraum der Geschichtswissenschaft“ – damit nicht unbedingt viel anfangen können).

Geschichtswerke, die diesen Aufgaben gerecht werden wollen, müssen sich auf der Höhe der wissenschaftlichen Möglichkeiten ihrer Zeit bewegen, alle Mittel

der Erkenntnis ausschöpfen. Sie dürfen, aber nur wenn es gar nicht anders geht, Fachtermini benutzen. Sofern sie Theorien übernehmen oder entwickeln, dürfte das nur jeweils unter der – übrigens heilsamen und fruchtbaren – Bedingung geschehen, daß auch dem Laien Zugang dazu eröffnet wird. Wobei übrigens ein bestimmter Reiz darin bestehen kann, daß streckenweise Theorien zugrunde gelegt, aber nicht explizit ausgeführt oder benannt werden, so daß die Ausführungen dann für jeden verständlich, für manch einen aber zugleich auf einer zweiten Ebene lesbar werden. Insgesamt sollte eine solche Darstellung mit der Umgangssprache auskommen. Sie muß sich bemühen, auch fremde, ferne Gegenstände in die Sprach- und Anschauungsformen ihrer Zeit hineinzuholen; ohne indes deren Fremdheit zu vertuschen, im Gegenteil. Denn es muß ihr ja gerade um die Eigenart der fernen Epoche zu tun sein.

Sie darf nicht zu lang sein, ich vermute, daß sie allenfalls vielleicht 600 nicht zu eng bedruckte Seiten umfassen, also in gut 14 Tagen relativ glatt auch von Zeitgenossen zu lesen sein sollte, die einen Beruf haben und pro Woche höchstens ein paar Abende sowie am Wochenende einige Stunden mehr dafür aufwenden können. Nach Jacob Burckhardt hat der Historiker im Auge zu behalten, „welche Quote seines Erdenlebens ein Leser (der nicht ein bestimmtes persönliches Interesse am Gegenstand hat) auf ein solches Werk wenden kann“. Ein solches Buch kann nicht den verschiedensten Interessen verschiedenster Leser gerecht werden. Es ist ja kein Nachschlagewerk, kein Instrument vielfältiger *Orientierung*.

Wie eine solche Geschichte zu schreiben ist, ist eine nicht nur im einzelnen, sondern vornehmlich im ganzen äußerst schwierige Frage. Denn Geschichte vollzieht sich nach heutigem Verständnis in sehr vielen Dimensionen zugleich, die untereinander eng verknüpft sind; im Politischen wie im Wirtschaftlichen, Gesellschaftlichen, Religiösen, in Verfassung und Recht, im Künstlerischen, Wissenschaftlichen, nicht zuletzt in der Mentalität, in Alltag und Fest wie in all den Weisen, in denen sich die Menschen jeweils bestimmt/bestimmend mehr oder auch weniger ausprägen und entfalten können, also im Anthropologischen. Neben der Ereignisgeschichte ist der prozessuale Wandel zu berücksichtigen; neben den Abläufen die Struktur, auch die des Wandels samt seiner Geschwindigkeit (womit sich wiederum vielerlei anthropologische Fragen stellen).

Dies allein bedingt einen völligen Neuansatz. In einfacher Fortschreibung traditioneller historiographischer Formen ließe sich so viel Verschiedenes nicht zusammenbringen. Vergleichbare Darstellungen früherer Zeit vermögen da nicht weiterzuhelfen.

Dazu kommt eine Schwierigkeit in Hinsicht auf das potentielle Publikum: Man kann bei ihm nur mehr mit wenigen gemeinsamen Voraussetzungen und man darf nicht mehr mit einem auch nur halbwegs geschlossenen geistigen Horizont rechnen. Bücher müssen aber irgendwie an Vertrautes anknüpfen (und in bestimmten, nicht geringen Prozentsätzen, Vertrautes enthalten). Das nötigt einerseits zu einem relativ elementaren Ansetzen, gewissermaßen bei der *conditio humana*. Beobachtungen, die im Besonderen der Zeit auch das Allgemeine immer wiederkehrender Situationen deutlich machen, sowie, was die Sache guter Historiker sein

sollte, scharf (oder auch besonders unterkühlt) formulierte Sätze können Brücken schlagen. Im übrigen muß man sehen, wie man die fehlenden Kenntnisse jeweils beibringt, möglichst wenig belehrend, eher in möglichst elegant einholender, zugleich akzentuierender Weise; denn die, die sich schon etwas auskennen, sollen damit ja nicht unnötig gelangweilt werden.

Komplizierter noch als dies wirkt sich andererseits aus, daß man die Eigenarten eines Volkes oder einer fernen Epoche nicht schildern kann, ohne sie von anderen abzusetzen. Direkt und vor allem auch indirekt. Manches an den Griechen wird z. B. mit wenigen Worten klar, wenn man sie gegen die Römer halt – aber damit käme heute nur eine zusätzliche Unbekannte ins Spiel. Zudem braucht man ein bestimmtes Verständnis von Begriffen. Eine Darstellung griechischer Geschichte muß etwa die Polis-Struktur gegen den Staat halten, die Eigenart griechischer Menschenbildung gegen die moderne und postmoderne Persönlichkeit. Hier sind es zwar keine Unbekannten, aber eventuell sehr unterschiedlich verstandene Größen, die ins Spiel kommen. Und es ist nicht möglich, viel Raum auf ihre Darstellung zu verschwenden. Trotzdem wird gerade in Absetzungen zur Moderne die Aktualität auch der fernen Geschichte erkennbar; kommt zugleich die Welt des Lesers mit ins Spiel. Auch hier wird man sich vielfach mit Anspielungen begnügen, so daß wiederum manches auf einer zweiten Ebene zugleich zu lesen ist. Schließlich kommt zu allem andern noch hinzu, daß sich in der kleingewordenen Welt unserer Tage der Blick notwendig auf sehr verschiedene Völker richtet, daß also im Sinne der Erzielung „interkultureller Kompetenz“ die Besonderheit etwa der Griechen auch auf der Folie afrikanischer und asiatischer Geschichten dargestellt werden mußte.

Damit sind ganz andere Anforderungen gestellt als für Darstellungen, die sich an ein Fachpublikum richten. Anforderungen indes, denen unbedingt genügt werden muß – und denen gerecht zu werden von hohem Reiz sein und vielerlei Erkenntnisgewinn vermitteln kann.

Der Unterschied zwischen der Geschichtsschreibung, um die es hier geht, und anderen Formen historischer Darstellung besteht, um damit die Reihe zu beenden, auch darin, daß hier im Zweifelsfalle nicht mit Anmerkungen gerechnet wird, daß vor allem jede Art von „Didaktik“ zumindest störend wirkt, zumeist auch fehlt am Platze ist.



Die Problematik einer solchen Geschichtsschreibung möchte ich anhand eines Exemplums ausführen, der Geschichte Athens im 5. Jahrhundert vor Christus, der Zeit der Perserkriege und des Peloponnesischen Kriegs, des Themistokles, Perikles und Alkibiades, der Zeit der Entstehung der Demokratie, der großen Epoche der Tragödie, auch der Komödie, der ersten europäischen Geschichtsschreibung, Herodots und des Thukydides, des Parthenon, des Phidias und Polyklets, der Sophistik, des Sokrates, um nur einige der bekanntesten Namen und Begriffe aufzuzählen.



Von der Zeit des Perikles, die ungefähr das mittlere Drittel dieses Jahrhunderts einnimmt, hat Jacob Burckhardt gesagt, sie sei „vollends ein Zustand“ gewesen, „dessen Mitleben sich jeder ruhige und besonnene Bürger unserer Tage verbitten würde, in welchem er sich todesunglücklich fühlen müßte, selbst wenn er nicht zu der großen Mehrzahl, den Sklaven, sondern zu den Freien gehörte ... Und dennoch muß ein Gefühl des Daseins in den damaligen Athenern gelebt haben, das keine Securität der Welt aufwiegen könnte.“

Es ist eine hochdramatische Geschichte, die sich streckenweise in einer Geschwindigkeit vollzog, die für manche Zeitgenossen betäubend sein mochte – und die man doch weithin lange Zeit über gerade von der positiven Seite erfuhr, als Geschichte sowohl von ungeheurer Verunsicherung wie von ungeheuren Erkenntnissen, von Beängstigung wie von weit sich öffnenden Horizonten, eine Geschichte vielleicht auch, in der sich ein größerer Kreis von Menschen erstmals wachen Sinns – und gemeinsam! – der ganzen Unverantwortbarkeit einer zu verantwortenden Gegenwart ausgesetzt sah – und die daraus erwachsende Problematik auf verschiedenste Weisen zu bewältigen suchte; eine ganze Zeit lang, indem sie die Fragen, die sich auftraten, immer weitertrieb – mit der „klassischen Kultur“ der Griechen als Ergebnis.

Wo soviel Neues entsteht und geschieht, in einem Volk, das welthistorisch eine ganze Revolution einleitet, das uns vertraut zu sein scheint und in vielem doch überaus fremd ist, ist zugleich die Frage zu stellen, wie es dazu kam. Wie die Griechen also zu den Griechen wurden, wie aus jenem Volk, das Anfang des letzten vorchristlichen Jahrtausends unter recht primitiven Verhältnissen an der Ägäis siedelte, dasjenige wurde, das man seitdem als die (klassischen) Griechen kennt. Denn es ist ja nicht die Kultur das Ergebnis der Tätigkeit einer bestimmten Menschengruppe, sondern diese Gruppe ist zugleich das Ergebnis ihrer Kultur, genauer: Beide entwickeln sich zusammen, einander bedingend, ihre Veränderungen erfolgen innerhalb ein und desselben Prozesses. Diese Vorgeschichte nicht nur Athens, sondern der Griechen überhaupt muß also einbezogen werden.



Will man „die Geschichte“ eines Volkes, einer Stadt – oder auch einer Epoche – schreiben, so intendiert man, ein Ganzes zu begreifen und darzustellen. Nicht etwa nur Handlungen, Ereignisse, Abfolgen, all das also, was sich in dieser Stadt, zwischen einzelnen oder auch vielen ihrer Bürger, respektive zwischen ihr und anderen Städten vollzog. Denn das wären ja gleichsam nur die Bewegungen auf der Bühne der Politik (oder auch der Kultur).

Dazu muß man den Rahmen abstecken, in dem dieses Ganze gefaßt werden kann. Er kann nicht vorgegeben sein, ist vielmehr im Wechselspiel mit all dem, was sich zu ihm zusammensetzt, zu erarbeiten; aus den Quellen; aus all dem, was die Quellen zu erschließen erlauben; aus den Fragen, die sich in der Untersuchung ergeben, in Hinsicht etwa auf kleinere oder größere Zusammenhänge, und die sich keineswegs unbedingt beantworten lassen.

Hier liegt nach meiner Erfahrung die Hauptarbeit. Und sie hört nie auf, weil während der Darstellung im einzelnen ständig neue Fragen im Hinblick auf das Ganze sich ergeben (und Umbauten in andern Teilen der Geschichtsdarstellung nach sich ziehen; Streichungen, Ergänzungen, Umgruppierungen etc.). Geschichtsschreibung in actu muß also ständig nicht nur das je Einzelne, sondern zugleich das Ganze im Auge haben.

Dabei steht man dann grundsätzlich vor der Wahl, zu bieten, was sich einigermaßen sicher oder wahrscheinlich aus unseren Quellen ergibt, oder zu versuchen, zunächst einmal den Rahmen dessen zu ermitteln (und darzustellen), was man wissen müßte. Entweder sagt man, was wir wissen – oder man versucht zu sagen, was zu sagen ist. Ich möchte für dies letztere plädieren. Freilich kann man nichts erfinden. Die Überlieferung ist stets lückenhaft (und in der Alten Geschichte besonders). Doch ist es möglich, die Lücken der Überlieferung durch Fragen zu markieren, so daß deutlich wird, was wir wissen und was uns fehlt. Und es ist auf diese Weise zugleich dem, was wir wissen, sein Platz im Rahmen des Ganzen anzuweisen. Soweit es möglich ist, denn auch hier bleiben ja vielerlei Unklarheiten bestehen, da die Zusammenhänge selbst oft hypothetisch sein müssen.

Unabhängig davon bleibt bei diesem Ansatz eine Spannung zwischen dem zu Bietenden und dem angestrebten Ziel. Sie diene der intellektuellen Ehrlichkeit. Sie bewahrt Autor und Leser davor, sich einfach dem Zufall der Überlieferung anheimzugeben. Und sie setzt den Leser instand, die zufällige Auswahl, die er zu lesen bekommt, in ihrem Verhältnis zum Ganzen besser einzuschätzen. Vielleicht bringt sie den Autor auch dazu, weitere Forschungen anzustellen, jedenfalls ermöglicht sie, ein weit vollständigeres, genaueres Bild zu geben als die dicht an der Überlieferung entlang sich bewegende Darstellung.

\*

Worin aber besteht die Geschichte einer Epoche? Was gehört dazu, was nicht? Und wie ist sie zu organisieren, wie sind die verschiedenen Materien, also etwa Ereignisgeschichte, Geschichte des prozessualen Wandels und Strukturschilderung, in ein Verhältnis zueinander zu setzen? Gibt es da einen roten Faden?

Einfach für alle Fälle vorgegeben kann ein roter Faden nicht sein. Denn was sich den Griechen, den Erfindern der Historie, aufdrängt, was bei ihnen allein zum Gegenstand der Historie wurde, die Ereignisgeschichte, hat sich inzwischen – und selbst für die griechische Geschichte – als Teil eines viel umfassenderen Ganzen erwiesen. Wo es Herodot und Thukydides samt denen, die das Genus weitertrieben, darauf ankam, die Aufeinanderfolge und Verzahnung von Ereignissen und Abläufen zu verstehen, sind für uns daneben und davor andere Formen des Wandels getreten, denen gegenüber die Ereignisgeschichte auf weite Strecken geradezu irrelevant sein kann. Wenn dies letztere für die Griechen nicht der Fall war, so wären die Voraussetzungen dafür eigens zu thematisieren.

Und wo die Griechen ihre Welt (die Umgebung, also etwa das Perserreich eingeschlossen) als selbstverständlich und bekannt voraussetzen konnten, ist sie für uns gerade fremd und problematisch geworden.

Griechische Geschichte muß also auch versuchen, den Leser mit der – ihm so fremden – Eigenart der Griechen (und in deren Rahmen der der Athener) vertraut zu machen. Und das kann kaum anders geschehen als im Zusammenhang, im vorliegenden Fall: im Zusammenhang ihrer Herausbildung.

Die Darstellung dieser Eigenart kann – und sollte – streckenweise historisch vorgehen, das wäre jedenfalls die beste Methode, um dem Leser schrittweise einige der Voraussetzungen zu vermitteln, die er braucht, um in einer so fremden Welt Fuß zu fassen. Im wesentlichen aber ginge es darum, querschnitthaft den ganzen Zusammenhang zu entwickeln, zu dem sich die verschiedenen Züge griechischer Eigenart mehr oder weniger fügen. Dabei handelt es sich etwa um die so überaus merkwürdige, starke Tendenz der Griechen, in kleinen, selbständigen Polis zu leben, und damit um die Selbstauffassung als Bürger; die Scheidungen zwischen Bürgern und Nicht-Bürgern, Freien und Sklaven, Männern und Frauen, die besondere Rolle von Politik und Öffentlichkeit im Vergleich zu Haus, Wirtschaft und anderem. Alltag und Fest, Religion und Erziehung, Mikro- und Makrogeschichte, Gesellschaftsstruktur und Individualität, Gegenwartigkeit und Zukunftshorizont wären in ihren Wechselverhältnissen darzustellen. Auch zwischen Krieg und Frieden, Heiterkeit und Trauer, Leben und Tod, Arbeit und Freizeit respektive Lebensgenuß haben sich spezifische Verhältnisse herausgebildet. Selbst die Knabenliebe, nicht anders als die Organisation der Affekte, ist bedingt/bedingender Teil einer ganzen Gruppe von Merkmalen, die die Vorgeschichte der Demokratie ausmachen. In der Lyrik dokumentiert sich ein bestimmtes Verhältnis zwischen Außenseitern und Gros, und die besondere Beziehung zwischen Alltag und Fest trägt das ihre zur Bereitwilligkeit zu politischem Engagement bei.

Zu dieser Eigenart gehört, im Einzelnen wie im Ganzen, das Verhältnis zwischen Stabilität und Beweglichkeit. Anders gesagt: Jeder Struktur sind gewisse Potenzen und vielleicht gar Richtungen des Wandels inhärent. Mit ihrer Schilderung ist schon die Frage verknüpft, an welchen Stellen und mit welchen Arten und Geschwindigkeiten von Wandel zu rechnen ist.

Insbesondere eine Frage wird dabei wichtig; wie weit nämlich der Wandel sich unabhängig von Politik vollzieht; wie weit er also etwa Politik zwar bedingt, von ihr aber bestenfalls festgestellt, berücksichtigt, vielleicht kanalisiert werden kann; oder wie weit Politik ihn nicht nur mit hervorruft, sondern geradezu herstellt; oder wie weit er – in einer (wie bei den Griechen) aufs stärkste politisierten Welt – vornehmlich geradezu in Politik und Krieg besteht. Wobei sich stets die Frage anschließt, wie weit und wie er erfahren wird. Die Frage ist, welche Konsequenzen sich daraus für Inhalt und Aufbau der zu schreibenden Geschichte ergeben.



Grundsätzlich muß Geschichtsschreibung heute sowohl längs- wie querschnitthaft verfahren. Beide Betrachtungsweisen haben ihre eigene Dignität. Keine ist vor der anderen von vornherein privilegiert.

Die Eigenart der Epoche (oder des Volkes), um die es geht, kann nicht nur teils in einleitenden Abschnitten, teils bei Bedarf peu à peu in den Gang der Handlung

eingespeist werden. Sie bedarf zusammenhängender Betrachtung, und zwar vermutlich an mehreren Stellen des Buches. Nehmen wir an, man legt sie zu Anfang (anknüpfend an die Frage nach ihrer Herausbildung) zusammenfassend dar, so wird es im folgenden notwendig sein, querschnittthaft sei es Summen aus bestimmten Wandlungen zu ziehen, sei es bestimmte Ausschnitte davon noch einmal perspektivisch oder vergrößert zu bieten. Das Funktionieren und die Voraussetzungen der Demokratie verdienen zum Beispiel eine eigene Darlegung, wobei ihre notwendige Verquickung mit Fest, Tragödie, Komödie, ja streckenweise sogar mit Philosophie, mit Mentalität ohnehin einzubeziehen ist. Um den strukturhistorischen Teil nicht zu überlasten, wird man die späteren Querschnitte nach Möglichkeit verengen, es mag offen bleiben, wie man sie mit der historischen Darstellung verzahnt.

Eben in solche Querschnitte müßten auch schon bestimmte Dimensionen des historischen Ablaufs, längerfristige Wandlungen also auf verschiedenen Gebieten, mit eingehen können. Sie mögen an bestimmten Stellen auf einmal sichtbar und bewußt werden, mögen sich plötzlich auf die Politik auswirken. Aber insgesamt vollziehen sie sich zu sehr in andern Zeitmaßen, als daß sie sich im Rahmen der Ereignisgeschichte anders denn in Exkursen berücksichtigen ließen. Womit man ihnen – und den weiteren Zusammenhängen, in denen sie stehen – kaum gerecht würde.

Der historische Ablauf aber muß nach meinem Urteil in einer Geschichte zentral sein. Mit ihm, so möchte ich behaupten, muß sie beginnen und enden. In ihm sind die Handelnden und Betroffenen besonders gut zu fassen. Und, soviel sich auch am Ablauf vielleicht als „notwendig“ erklären läßt, im ganzen ist die Geschichte voller Zufälle, auch voller Handlungsfreiheit. Insofern verlangt eine Geschichte das Rückgrat des historischen Ablaufs. Übrigens sind Erzählungen auch dazu geeignet, erste Schneisen in das Unbekannte zu schlagen, um ein erstes Eindringen und Sich-Orientieren zu ermöglichen, woran dann die Strukturgeschichte sich anschließen kann.

Es wird auch das Interesse an einer Geschichte, sofern es nicht nur in theoretischem Zusammenhang sich bewegt, über die Menschen geweckt und wachgehalten, die sie machen oder erleiden (zumeist tun sie ja beides), die in ihr so befangen, so ratlos, so ohnmächtig und doch auch wieder so hoffnungsvoll und unternehmend sind wie wir – nur auf andere Weise (unter Umständen auch in anderer Intensität!). Dem allem aber begegnet man nicht so sehr in ihrem Alltag (auch wenn man ihn sich in Form von Aktivitäten vorstellt) wie in der historischen Bewegung, im Handeln und Sich-Ereignen, im Hervorbringen von Neuem, in Siegen und Niederlagen, die das ganze Gemeinwesen betreffen. Und wenn das nicht immer so ist, so ist es doch jedenfalls, und zwar in besonders hohem Maße, in einer Stadt der Fall gewesen, in der die Politik ganz im Zentrum allen Lebens stand.

Nicht zuletzt ist es die Form der Erzählung, der Erweckung von Teilnahme – am besten natürlich an Einzelpersonen, wie in der Biographie, aber möglicherweise auch an ganzen Bürgerschaften –, welche historische Darstellung anziehend und interessant macht, welche uns deren Handelnde und Leidende so nah bringt,

daß wir bei der Sache bleiben. Was insbesondere dann notwendig ist, wenn es sich um einen fernen Gegenstand handelt, für den das Interesse sich nicht gerade aus unserer eigenen Zeit ergibt.

Es liegt also nahe, das Ganze einer solchen Geschichte in Erzählung einzuspannen. Am Beginn etwa mit einem Ereignis zu beginnen, das den Leser gleich unmittelbar an die Personen heranbringt, ihn geradezu in „Mitleidenschaft“ zieht, wie das etwa bei der Schlacht bei Salamis möglich ist, deren unmittelbare Vorgeschichte damit beginnt, daß ganz Attika geräumt werden muß, von Männern wie von Frauen und Kindern, von Freien wie von Sklaven. Und dann folgt eine Geschichte, die so glatt zu laufen scheint wie kaum je eine andere und gar noch nach dem Plan eines einzelnen Feldherrn, der zu allem Überfluß auf der Seite der Unterlegenen steht und in die Entscheidungen einer Koalition eingebunden ist. So glatt es aber zu laufen scheint, so schwierig ist es letztlich zu verstehen – und es stellt sich eine ganze Reihe von Fragen, die von der Ereignis- in die Strukturgeschichte führen und nur in deren Zusammenhang zu behandeln sind.

Die Geschichte des 5. Jahrhunderts endet schließlich in dem großen Peloponnesischen Krieg, einem wechselvollen, höchst dramatischen, langgestreckten und doch immer wieder neu belebten Geschehen, von zunehmend verblendeten Entscheidungen bestimmt, begleitet von Tragödie und Komödie, aber auch von den Fragen des Sokrates, vom Aufbruch jüngerer Generationen, ganz neuen Generationskonflikten. Hier kann man Ereignis- und prozessuale Geschichte eng aufeinander beziehen, um dann mit dem Tode des Sokrates zu enden.

In der Erzählung der Ereignisgeschichte wird man Akzente zu setzen und vieles zu verkürzen haben. Auf anderes dagegen muß besondere Aufmerksamkeit konzentriert werden, indem man sich etwa bemüht, die Weisen damaligen Handelns, Verhaltens, Leidens und Sich-Ereignens an einem geeigneten Beispiel wirklich vorstellbar zu machen. Das mögliche und übliche Maß an Voraussicht und Blindheit, an Berechnung und Überraschung, mit dem zu rechnen ist, wäre je für den besonderen Fall und in Parallele oder Unterschied dazu für die Zeit überhaupt herauszuarbeiten.

Selbst in einer Geschichte wie derjenigen Athens kann der rote Faden nicht durchweg entlang dem Ablauf politisch/militärischen Geschehens ausgespannt werden. Denn gerade weil damals vielerlei anderes, wie Tragödie, Architektur, Sophistik, auf die Polis-Geschichte bezogen war, muß die Erzählung der Ereignisabfolgen immer wieder unterbrochen werden durch die Schilderung geistiger Bewegung, ja einer ganzen Bewußtseinsgeschichte, die zwar irgendwie parallel, aber letztlich doch in andern (wenngleich ihrerseits kürzerfristigen) Zeitmaßen und eigenen Zusammenhängen verlief. Wozu übrigens – bei einer Geschichte relativ so schnellen Wandels – auch die Geschichte der sich teils überlappenden, teils ablösenden Generationen gehört.

Immerhin ergibt diese vielfältige, breit sich ausfächernde, obzwar in bestimmten Dimensionen konzentrierte Geschichte eine gewisse Einheit über die Jahrzehnte hin. Wenn man so will, bietet sich hier auf weite Strecken ein roter Faden, der freilich immer wieder aufgedröseln werden muß, um den verschiedenen Facet-

ten des Ablaufs gerecht zu werden – derart vermutlich, daß die Querschnitte, die eingelegt werden, Knotenpunkte in ihm darstellen können. Manches in ihnen wird die durch die verschiedenen Veränderungen von Politik, Krieg, Kunst und Bewußtsein markierten Abläufe ergänzen, unterlangen oder in einen allgemeineren Zusammenhang einbringen können.

Daß man in der Erzählung der Ereignisgeschichte zugleich bemüht sein muß, Widerhaken einzufügen, damit nicht alles zielgerichtet zu verlaufen scheint, damit deutlich wird, wie wahrscheinlich oder unwahrscheinlich das war, was geschah, wie weit „die Dinge“ und wie weit Einzelne oder Gruppen durch Handeln oder Unterlassen in bestimmte Richtungen trieben (und wie gerade dies letztere zu beurteilen ist), versteht sich – fast – von selbst.

\*

Eine besondere Frage ist, wie man den verschiedenen (zum Teil typischen) Weisen gerecht werden kann, in denen diese Geschichte von den Zeitgenossen erlebt, erfahren, insbesondere auch erlitten und bezahlt worden ist. Außer von den männlichen Bürgern, etwa von den Frauen, von den in Athen ansässigen freien Nicht-Bürgern, den Sklaven, den Fremden, den Bundesgenossen und den der athenischen Herrschaft Unterworfenen. Deren Perspektive ist jedenfalls – und nicht nur nebenbei – nach Möglichkeit herauszuarbeiten. Die Quellen geben hier besonders wenig Auskunft. Also muß man besondere Aufmerksamkeit darauf verwenden, die Fragen zu ergründen und zu formulieren, die hier zu stellen sind.

Unabhängig davon ist zu überlegen, wo das Verhältnis zwischen Makro- und Mikrogeschichte, die Schilderung typischer Alltagsabläufe etc. behandelt werden kann. Denn auch davon sollte zumindest eine gewisse Vorstellung vermittelt werden; im Hinblick auf das jeweils Typische.

\*

Weitere grundsätzliche Fragen entstehen in Hinsicht auf die Fachzuständigkeit des Historikers. Er kann nicht gleichermaßen alles beherrschen, was er behandeln soll: Politik, Recht und Verfassung, Wirtschaft, Gesellschaft, Religion; Philosophie und Wissenschaft; Literatur, Musik, Malerei, Architektur, Bildhauerkunst, Sport und Erziehung.

Manches davon freilich braucht bloß erwähnt zu werden; berühmte Werke etwa; anderes wäre vor allem in seiner Funktion innerhalb der Gesellschaft – oder des historischen Ablaufs (wie die Tragödie) – wichtig. Und für wieder anderes kann man sich natürlich der Hilfe von Fachleuten bedienen. Jedenfalls sollte der Historiker sich nicht allzuweit außerhalb seiner Kompetenz bewegen.

Ein Problem bleibt dann aber bestehen, und in Hinsicht darauf ist der Historiker auf spezielle Weise zuständig: Was die genannten Gebiete und andere untereinander verbindet, sind die besonderen Fragen und Horizonte (falls es nicht nur einer ist) der Zeit, also die besonderen Leiden und Triumphe, die Mängel und/oder die Fülle, auch die Bodenlosigkeiten, ja das Unsagbare, was eine Zeit (über kurzfristige Wendungen hinaus) bestimmt. Da kann sich rundum ein besonderes

„Gefühl des Daseins“ (Burckhardt) geltend machen. Da kann Ratlosigkeit und Resignation herrschen oder auch gemeinsamer Aufbruch zu Neuem stattfinden, Durchbrechung von Grenzen, eine Art geistiger Siegesgewißheit. Gesellschaften können eher geschlossen oder eher disparat sein. Kurz: Hier gibt es gewisse (engere oder weitere) Gemeinsamkeiten der geistigen Konstellation. Sie drücken sich in jedem dieser Gebiete auf je besondere, oft – und zumal in Griechenland – aber auch auf zusammenhängende Weise aus; gegebenenfalls noch im Stillstand des einen bei stärkster Konzentration des Interesses auf das andere. Wo es um die Grundstruktur der Epoche geht (und um deren Wandel), treffen sich die für die einzelnen Gebiete Zuständigen mit dem Allgemeinhistoriker auf einem kaum beackerten gemeinsamen Gelände. Hier hat der Historiker eventuell mehr zu sagen als sie. Seine Sache ist die Synthese, ihm ist es aufgegeben, die strukturellen Verhältnisse zwischen den verschiedenen Gebieten zu erkunden. Wenn er es mit der nötigen Vorsicht tut, wird man es ihm zubilligen müssen. Zum Teil sind es neue Fragen, die sich ihm da stellen.



Teilweise neue Fragen sind es auch, welche das Problem der Subjektivität des Historikers aufwerfen. Die alten scheinen sich in Hinblick auf eine nahezu zweieinhalb Jahrtausende zurückliegende Epoche zwar nicht so sehr aufzudrängen. Doch sollte man auch auf sie sorgfältig achten. Denn in einem allgemeineren Sinne können wie zu Tacitus' Zeiten *ira et studium* gegenüber einzelnen Persönlichkeiten (aufgrund bestimmter Taten, Unterlassungen oder Eigenschaften), aber auch gegenüber Gruppen wie Adel und Volk weiterhin zu Voreingenommenheiten führen. Aber in diesem Punkt sind nur Regeln zu beachten, die die Historiker schon lange mit mehr oder weniger großem Erfolg befolgen.

Das eigentliche Problem stellt sich heute woanders: daß sich nämlich die Subjektivität des Geschichtsschreibers in seiner Perspektive sowie in seiner Stoffauswahl allzu einseitig auswirken kann. Indem er allzusehr von oben respektive aus dem nachhinein die Dinge betrachtet, ohne also die „*évidences des acteurs*“ (Raymond Aron) zu bedenken. Oder indem er seinen Blick bei Ereignissen vor allem auf das Bühnengeschehen richtet, vielleicht auch auf die Feldherrn und nicht auf die Soldaten, auf die Gewinner und nicht auf die Opfer, auf die Männer und nicht die Frauen – oder umgekehrt.

Weiter gibt es das Bedürfnis, entweder die Ereignisgeschichte oder die Strukturgeschichte zu bevorzugen. Schließlich findet sich der Historiker stets in der Versuchung, den historischen Prozeß allzusehr als notwendig erscheinen zu lassen. Denn erst damit wäre er ganz verstanden. Das kann bei einer so entfernten Epoche kaum jene Vorteile mit sich bringen, die von Thukydides über Tocqueville bis Jacob Burckhardt gerade Geschichten von Besiegten so großartig macht: daß sie nämlich, indem sie lernen wollen, warum entgegen ihren Annahmen und Vorlieben die Geschichte einen andern Weg genommen hat, diese Geschichte besonders deutlich zu erkennen vermögen, daß ihre Erzählung dank ihrer inneren Widerstände an Spannung und Gehalt gewinnt. Und daß sie – wie es sonst bei der

Annahme notwendiger Abläufe so leicht geschieht – nicht einfach den Erfolgreichen verherrlichen. Doch wie dem auch sei: Stets ist die Frage, wie viel der Zusammenhang, der sich ergibt, mit der historischen Wirklichkeit (und ihrer Vielfalt) gemein hat.

Selbstverständlich unterliegt gerade auch der heutige Historiker einem gewissen Sinnbedürfnis. Aus seinem Wunsch, Geschichte in größeren Zusammenhängen zu verstehen, folgt allzu leicht eine Tendenz, sie nach dem Strich zu bürsten. Es ist daher zu fordern, daß er ihr durch Aufweis von gegenstrebigen Tendenzen, mindestens durch offene Fragestellung nach Möglichkeit entgegenwirkt. Er kann darauf sehen, jeweils die Diskrepanz zwischen Absicht und Erfolg herauskommen zu lassen. Es läßt sich deutlich unterscheiden zwischen einem prozessualen Richtungssinn, den die Geschichte nachträglich zu haben scheint, und dem Horizont zeitgenössischen Wissens, in dem politische Entscheidungen fallen (und in dem die Sieger keineswegs immer recht haben). Man kann versuchen, möglichst komplex zu erzählen. Hier könnte der potentielle Widerspruch zwischen Begreifen und Anschaulichkeit darstellerisch höchst fruchtbar werden.

Man sollte aber nach Möglichkeit auch multisubjektiv verfahren, so daß etwa neben den Handelnden Opfer und neben den Großen Kleine zu Wort kämen. Gelegentlich kann man dazu aus Dramen exemplarische Äußerungen heranziehen, gelegentlich nur Vermutungen äußern oder Fragen stellen. Stets sollte die Vogelperspektive des Historikers durch die beschränktere der Zeitgenossen nachträglich relativiert werden – und umgekehrt. Freilich ist nicht zu leugnen, daß der Historiker auch darin, wie er andere Perspektiven als die seiner unmittelbaren Profession zur Geltung kommen läßt, Herr der Darstellung bleibt. Er kann nur versuchen, seine Subjektivität aufzufächern und sie bedingt in Frage zu stellen. Und es muß auf jeden Fall klar sein – ihm sowohl als auch denen, die seine Geschichte dann lesen und beurteilen –, was alles der Subjektivität des Historikers heute anheimgegeben ist, damit er sie soweit wie möglich eingrenzt.

\*

Einige Überlegung verdient die Frage, wie der Verfasser einer solchen Geschichte mit dem Problem seiner „Autorität“ umgehen sollte. Eine alte Regel besagt, daß er dem Leser die Entscheidungen in allen schwierigen Fragen abzunehmen hat, ihm folglich aus eigener Autorität sagen muß, wie die Geschichte verlaufen ist und warum die Menschen so oder anders gehandelt haben. Ich vermag dieser Lehre nichts abzugewinnen. Nach meinem Urteil sollte der Autor dem Leser nicht vor-spiegeln, er wisse mehr, als er weiß. Gewiß wird er nicht die Ungewißheiten der Forschung in vollem Maße ausbreiten. Aber er sollte wenigstens – was mit ganz einfachen Worten möglich ist – deutlich machen, ob seine Aussagen sicher oder wahrscheinlich oder nur vielleicht zu gelten haben. Gelegentlich kann er, um den Leser nicht in völliger Ratlosigkeit zurückzulassen, sagen, was „jedenfalls“ anzunehmen ist – wobei die vorausgeschickten, vermutlich weithin fragenden Überlegungen eventuell wirklich die Variationsbreite der Möglichkeiten andeuten können. Andere Probleme kann er vor dem Leser ein Stück weit ausbreiten; denn so,



wie Geschichte in unseren Tagen nur mehr geschrieben werden kann, muß ein guter Teil der Spannung, die sie zu erwecken vermag, auch aus der intellektuellen Auseinandersetzung mit Problemen erwachsen. An wieder anderen Stellen wird es die Redlichkeit der Darstellung (wie die Intention, ein Ganzes zu bieten) erfordern, daß man auch in wichtigen Fragen beim Nicht-Wissen oder Nicht-Verstehen verharret, dies freilich deutlich markiert.

Nach meinem Urteil gehört der allwissende Erzähler jedenfalls ins 19. und nicht ins 20. oder 21. Jahrhundert. Wer seine Rolle wieder aufnimmt, stellt sich in eine Tradition, die abgebrochen ist. Und er setzt sich dem Risiko aus, daß man ihm allzuviel glaubt. Nach meiner Erfahrung wollen heutige Leser etwas anderes – und nach meiner Vermutung soll die Geschichte, um deren Entwurf es hier gegangen ist, sich an Leser richten, die auch darüber Bescheid wissen wollen, wie gewiß oder ungewiß das, was sie in ihr zu hören bekommen, ist.

Autorität freilich sollte der Historiker in einer andern Richtung anstreben: Er sollte dem Leser den Eindruck vermitteln (und zwar zu Recht), daß der Autor das Ganze hinreichend im Blick und die Fäden in der Hand hat.

Gerade wo man nicht didaktisch vorgehen kann, wo es ungünstig wäre, wenn der Autor zu sehr mit Verweisen nach oben oder unten in Erscheinung träte, muß Verlaß darauf sein, daß Voraussetzungen des Verständnisses, die zunächst nicht geboten werden, bald folgen, daß Fäden, die zunächst nur ein Stück weit verfolgt werden können, später wieder aufgenommen werden. Der Leser darf sich in der Geschichte ja nicht verloren vorkommen.

Aber dies gehört schon in den weiteren Zusammenhang dessen, was als zentrale Forderung in Hinsicht auf das Ganze der Geschichte, das es zu begreifen und angemessen darzustellen gilt, aufzustellen ist.



Einen besonderen Hinweis verdient die mögliche Rolle der Fragen im Kontext einer solchen Geschichtsschreibung. Ich halte diese Fragen für ein ganz wesentliches Werkzeug. Und zwar nicht (oder jedenfalls nicht mehr als in andern Formen historischer Darstellung) als rhetorische Fragen, sondern als Formulierung des zu Fragenden. Wo ein Fragezeichen am Ende des Satzes steht, sollte jedenfalls in der Regel eine offene Frage gestellt sein. Etwa als Formulierung einer Möglichkeit (der diejenige anderer folgen mag): Was zumeist Ergebnis genauerer Analyse sein sollte, aufgrund derer der Möglichkeitsraum (etwa der Motivation einer Handlung oder des Zustandekommens eines Ereignisses, aber auch der Sicht auf ein Faktum oder einen Zustand aus verschiedenen Perspektiven) abgesteckt wird. Danach könnte es denn angebracht sein, festzustellen, was jedenfalls als Minimalergebnis übrigbleibt. Aber auch etwa ans Ende einer Überlegung kann sich eine offene Frage (mangels der Möglichkeit einer Antwort) stellen.

Wenn man von diesem Instrument ausgiebigeren Gebrauch macht, ist freilich eine Gefahr zu bedenken: daß man nämlich durch einseitiges, suggestives Fragen in Wirklichkeit Antworten gibt. Nein, die Fragen sollten so objektiv wie möglich gestellt werden; zugleich als stets neue Signale, welche anzeigen, was alles von

dem, was wir wissen müßten (um das besagte Ganze zu fassen), wir – zumindest einstweilen – nicht wissen.

\*

Ob der Geschichtsschreiber mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten gehöre, wie Theodor Mommsen meint (wohin übrigens auch Nietzsche und andere zu tendieren scheinen), ist mir nicht sicher. Wenn Geschichtsschreibung eine Kunst sein sollte, so in dem Sinne, in dem man etwa von Darstellungs- oder Handwerks-*kunst* sprechen kann. Immerhin sollte sie einen gewissen literarischen Ehrgeiz entfalten, schon deswegen, um in dieser Hinsicht das Mögliche zu erreichen. Denn eigentlich versteht es sich doch von selbst, daß auch Geschichtsschreibung, zumal solche, die sich an einen breiteren Leserkreis wendet, Geboten des Stils und der Form unterliegt.

Indem sie sich an eine breitere Öffentlichkeit wendet, muß sie eine Sprache sprechen, die auch für Nicht-Fachleute verständlich ist. Indem sie ihren Lesern Menschen, Situationen, Gesellschaften fremder Epochen anschaulich und vorstellbar sowie in ihrer Fremdheit verständlich machen will, muß sie in dieser Sprache vielfältigen Ausdruck suchen.

Karl Kraus hat 1914 von der Zeit gesprochen, in der „eben das geschieht, was man sich nicht vorstellen konnte, und in der *geschehen* muß, was man sich nicht mehr *vorstellen* kann, und könnte man es, es geschähe nicht“. Inzwischen sind wir in dieser Hinsicht viel weiter gekommen. Um so notwendiger aber ist es, gerade auch die Vorstellungskraft zu schulen. Da die Wirklichkeit im Guten wie vor allem im Bösen viel „erfindungsreicher“ ist als menschliche Phantasie, kommt dem Historiker in diesem Zusammenhang eine besondere Aufgabe zu.

Indem Geschichtsschreibung sich verbietet, didaktisch und wie ein Saalordner („Wir sagten es“, „Wir werden unten sehen“) zu verfahren, vielmehr weithin erzählt (und selbst Struktureigentümlichkeiten möglichst in Erzählung einfangen sollte; etwa indem sie darstellt, wie sie sich auf Einzelne und Gruppen auswirken), unterliegt ihre Sprache zumindest besonderen Herausforderungen.

Andere Herausforderungen ergeben sich in Hinblick auf die Anordnung der Materie im großen wie im kleinen, wobei man vielleicht darauf hinweisen sollte, wie praktisch etwa das Verfahren der Großen Absätze ist, die, ohne dem erzählerischen Duktus abträglich zu sein, eine gewisse Systematik ermöglichen.

Schließlich noch eines: Kurt von Fritz hat darauf hingewiesen, daß Jacob Burckhardt viele Anekdoten aus den Quellen übernommen habe, deren Faktizität er offen ließ. Er habe sie als Illustration dafür benutzt, wie man voneinander redete oder wie man übereinander und über bestimmte Dinge urteilte – was, soweit gehörige Vorbehalte geäußert werden, die Darstellung nicht nur würzen, sondern auch sachlich bereichern kann.

\*

Insgesamt wird man sagen können, daß die Vielfalt und Problematik von Geschichte, wie wir sie heute kennen, deren Vermittlung an heutige Leser außeror-

dentlich schwierig macht. Daher ist es notwendig, neu auf die Weisen zu reflektieren, wie man sie darstellen kann (und eventuell soll). Eine der Formen, in denen Geschichte heute geschrieben werden muß, war hier Thema.

Und die Schwierigkeit ergibt sich speziell aus einem gewissen literarischen Ehrgeiz des Unternehmens. Daß dieses Unternehmen und auch dieser Ehrgeiz sein müssen, möchte ich nochmals behaupten. Ob dagegen die Geschichte Athens, um die es geht, ihm gerecht geworden ist, müssen andere sehen.

Wenn man so will, ist alle Geschichtsschreibung eine Vermessenheit. Man bringt in einen Zusammenhang, was, soweit man es mit Sicherheit sagen kann, nur aufeinandergefolgt ist; wählt aus, was einem in dem vermuteten Zusammenhang wichtig ist (oder, für Zeiten, die uns vor allem von Historikern bezeugt sind: Man fügt sich der Auswahl, die andere getroffen haben). Robert Musil spricht vom „ewigen Kunstgriff der Epik, mit dem schon die Kinderfrauen ihre Kleinen beruhigen, dieser bewährtesten ‚perspektivischen Verkürzung des Verstandes‘“, von der man annehmen müsse, daß sie schon zum Leben selbst gehöre. „Wohl dem, der sagen kann ‚als‘, ‚ehe‘ und ‚nachdem‘! Es kann ihm Schlechtes widerfahren sein, oder er mag sich in Schmerzen gewunden haben: sobald er imstande ist, die Ereignisse in der Reihenfolge ihres zeitlichen Ablaufes wiederzugeben, wird ihm so wohl, als schiene ihm die Sonne auf den Magen.“ Und damit ergibt sich dann allzu leicht die Tendenz zur Sinngebung des möglicherweise Sinnlosen. Dagegen kann – und soll – man so vieles in Stellung bringen wie möglich. Aber ganz entgegen kann man dem nach meiner Erfahrung nicht (so daß die Geschichte Athens im 5. Jahrhundert trotz allen Widerstrebens des Autors leicht in der Form einer Tragödie erscheint). Letztlich ist das der Preis dafür, daß eine Geschichte überhaupt geschrieben werden kann. Es ist die Voraussetzung unserer Arbeit<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Stark überarbeitete Fassung eines Aufsatzes, dessen Abfassung in die Endphase meiner Arbeit an dem erwähnten Athen-Buch gehört. Er erschien im Merkur 47 (1993) 207–217. Frühere Fassung: Wie schreibt man heute Geschichte?, in: Deutsch-norwegisches Stipendien-Programm für Geschichtswissenschaften (Ruhrgas-Stipendium). Bericht über das 4. deutsch-norwegische Historikertreffen in Berlin 1989, hrsg. v. *Stifterverband für die deutsche Wissenschaft* (1990) 186–203. Frühere Überlegungen zum Thema: Entstehung des Begriffs ‚Demokratie‘ (Frankfurt 1970 u.ö.) 210 ff. Diskussionsbeitrag in: *Hans Robert Jaufß* (Hrsg.), *Die nicht mehr schönen Künste. Poetik und Hermeneutik III* (München 1968) 565 ff. Narrativität, Geschichte und die Sorgen des Historikers, in: *Reinhard Koselleck, Wolf-Dieter Stempel* (Hrsg.), *Geschichte – Ereignis und Erzählung. Poetik und Hermeneutik V* (München 1973) 571 ff. Von der Schwierigkeit, ein Leben zu erzählen. Zum Projekt einer Caesar-Biographie, in: *Jürgen Kocka, Thomas Nipperdey*, *Theorie und Erzählung in der Geschichte. Theorie der Geschichte III* (München 1979) 229 ff. Zu Alfred Heuß: Alfred Heuß als Geschichtsschreiber, in: *Hans J. Gehrke*, *Alfred Heuß – Ansichten seines Lebenswerkes* (Stuttgart 1998) 115 ff.

# Autorenregister

Bearbeitet von Gabriele Horzella-Mühlenhoff

*Kursiv* gesetzte Seitenzahlen beziehen sich auf Nennungen im Anmerkungsapparat.

- Adams, Henry 144  
Agamben, Giorgio 129  
Altrichter, Helmut XV  
Angehrn, Emil 69  
Aristoteles XVI, 5, 89f., 97  
Aron, Raymond 160  
Assmann, Jan 34  
Auroux, Sylvain XV, 18  
  
Bachtin, Michail M. 115  
Bacon, Francis XI  
Balfour, Arthur 144  
Barthes, Roland VIII, XI f., XVIII ff., 87, 89–103  
Baumgartner, Hans-Michael 68  
Becker, Carl L. 69  
Beckett, Samuel 130  
Benjamin, Walter 78, 83, 85, 125  
Benveniste, Émile 93, 103  
Bing, Gertrud 148  
Binswanger, Ludwig 137  
Bloch, Marc 149  
Bopp, Franz 6  
Borsche, Tilman XVII, XXI f.  
Bourdieu, Pierre 120  
Brandes, Georg 136  
Braudel, Fernand 131  
Buhl, Frants 29  
Burckhardt, Jacob 138f., 152, 154, 160, 163  
Burke, Peter 88  
  
Cacciatore, Giuseppe XVII, 63  
Cancik, Hubert 145  
Caruth, Cathy 125f.  
Cassirer, Ernst 78  
Chartier, Roger XIII, 87  
Chomsky, Noam XIV  
Cicero 149  
Clines, David J. A. 29  
Conrad-Marius, Hedwig 71  
Coseriu, Eugenio 7, 9, 11f.  
Creuzer, Friedrich 142  
  
Danto, Arthur C. 68, 71  
Darnton, Robert XIII  
Davies, Philip R. 29  
  
Derrida, Jacques XII, 77, 83, 87, 111f., 115f., 120, 122, 125  
Di Cesare, Donatella 33  
Diderot, Denis 94  
Didi-Huberman, Georges 137, 147  
Dilthey, Wilhelm XVII f., XX, 55–64, 68, 73, 82  
Droysen, Johann Gustav 65, 68f.  
Du Bois-Reymond, Claude 140  
Durkheim, Emile 121  
  
Ehlich, Konrad XVI  
Einstein, Albert 144  
  
Fest, Joachim 149  
Finchelstein, Federico 107  
Flaubert, Gustave 94  
Frege, Gottlob IX, XI  
Freud, Sigmund 83, 90, 96, 115, 122 ff., 126, 128, 144  
Friedländer, Saul 123, 125  
Fritz, Kurt von 163  
Fuchs, Carl 136  
Fuhrmann, Manfred 90  
Fustel de Coulanges, Numa Denis 91  
  
Gadamer, Hans-Georg 4, 78, 82f.  
Gauger, Hans-Martin 4  
Geertz, Clifford 113  
Gehlen, Arnold 10  
Gesenius, Wilhelm 29  
Gibbon, Edward 149  
Ginzburg, Carlo 88, 118  
Gombrich, Ernst 140  
Grimm, Jacob 6  
  
Hamann, Johann Georg 37  
Hartmann, Nicolai 69  
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 33f., 38, 56, 79, 80f., 83  
Heidegger, Martin 84, 115f., 120, 127  
Helmholtz, Hermann von 144  
Hensel, Thomas 140  
Heraklit 29, 37  
Herder, Johann Gottfried XI, 4, 56, 78f.  
Herodot 29, 33, 153, 155

- Hertz, Heinrich 140  
 Heussi, Karl 78  
 Heuß, Alfred 68, 70, 72, 149, 151  
 Hörmann, Hans 93  
 Humboldt, Wilhelm von XVIII f., XX, XXII, 4, 6, 43, 56 f., 79 f.  
 Ingarden, Roman 69  
 Jacobi, Friedrich Heinrich 69  
 Jameson, Fredric 115  
 Kafka, Franz 130  
 Kant, Immanuel 45, 57, 68, 73, 78, 81, 84  
 Kertész, Imre XVIII, XX, 67, 71  
 Kittsteiner, Heinz Dieter XI, XVI, XVIII  
 Koselleck, Reinhart VIII  
 Kraus, Karl 163  
 LaCapra, Dominick XX, 88, 107–111, 113–125, 127–132  
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 48  
 Lessing, Gotthold Ephraim 81  
 Levi, Primo 129  
 Liddell, Henry George 28  
 Lindorfer, Bettina VIII, XIX  
 Luther, Martin 46, 78, 84  
 Lyotard, Jean-François 52  
 Mach, Ernst 144  
 Man, Paul de 112, 121  
 Marrou, Henri-Irénée 55  
 Marx, Karl 81, 83, 89, 131  
 Meier, Christian XXI f., 29, 33, 37 f.  
 Michelet, Jules 89, 96 f.  
 Mommsen, Theodor 149 ff., 163  
 Müller, Karl Otfried 142  
 Müller, Tim B. XX  
 Musil, Robert 164  
 Nietzsche, Friedrich XVII, XX, 43–52, 81 ff., 89, 135 f., 138 f., 141–148, 163  
 Oesterreicher, Wulf VIII, XIV, XVI, XXII  
 Orth, Werner 5  
 Ostwald, Wilhelm 144  
 Otto, Stefan XVIII  
 Paul, Hermann VII  
 Peirce, Charles S. 93  
 Platon IX, 5, 97  
 Ranke, Leopold 43, 89  
 Raschi (Salomo ben Isaak) 33, 37  
 Rask, Rasmus 6  
 Rastier, François 5, 19  
 Raulff, Ulrich XX, 107  
 Renz, Antonia 107  
 Ricœur, Paul 70, 80  
 Robbe-Grillet, Alain 92  
 Rogerson, John W. 29  
 Roper, Lyndal 89  
 Rüsen, Jörn 66  
 Sartre, Jean-Paul 4, 121  
 Saussure, Ferdinand de VIII, XI f., 87  
 Saxl, Fritz 137  
 Schlegel, August Wilhelm 6  
 Schorske, Carl 122  
 Scott, Robert 28  
 Semon, Richard 141 ff.  
 Simmel, Georg 83  
 Sokrates 153, 158  
 Stendhal (Henri Beyle) 95  
 Stockhausen, Tilmann von 140  
 Tacitus 160  
 Tessitore, Fulvio 68  
 Thukydides 153, 155, 160  
 Tocqueville, Alexis de 160  
 Trabant, Jürgen 33, 38, 56 f., 60  
 Vater, Johann Severin 19  
 Vico, Giambattista 33, 37, 56 f., 60, 72, 82  
 Warburg, Aby XX, 135–148  
 Warburg, Nina 139  
 Weber, Max 80, 82 ff.  
 White, Hayden X ff., XIX f., 80 f., 88 f., 91, 108 f., 130  
 Wittgenstein, Ludwig IX, 4, 52, 56, 137  
 Wolin, Richard 120  
 Zemon Davis, Natalie XIII, 88

### Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 1 *Heinrich Lutz* (Hrsg.): Das römisch-deutsche Reich im politischen System  
Karls V., 1982, XII, 288 S. ISBN 3-486-51371-0 vergriffen
- 2 *Otto Pflanze* (Hrsg.): Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches, 1983, XII,  
304 S. ISBN 3-486-51481-4 vergriffen
- 3 *Hans Conrad Peyer* (Hrsg.): Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittel-  
alter, 1983, XIV, 275 S. ISBN 3-486-51661-2 vergriffen
- 4 *Eberhard Weis* (Hrsg.): Reformen im rheinbündischen Deutschland, 1984, XVI,  
310 S. ISBN 3-486-51671-X
- 5 *Heinz Angermeier* (Hrsg.): Säkulare Aspekte der Reformationszeit, 1983, XII,  
278 S. ISBN 3-486-51841-0
- 6 *Gerald D. Feldman* (Hrsg.): Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche  
Geschichte 1924–1933, 1985, XII, 407 S. ISBN 3-486-52221-3 vergriffen
- 7 *Jürgen Kocka* (Hrsg.): Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten  
ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich, 1986, XVI, 342 S.  
ISBN 3-486-52871-8 vergriffen
- 8 *Konrad Repgen* (Hrsg.): Krieg und Politik 1618–1648. Europäische Probleme und  
Perspektiven, 1988, XII, 454 S. ISBN 3-486-53761-X vergriffen
- 9 *Antoni Mączak* (Hrsg.): Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, X,  
386 S. ISBN 3-486-54021-1
- 10 *Eberhard Kolb* (Hrsg.): Europa vor dem Krieg von 1870. Mächtekonstellation –  
Konfliktfelder – Kriegsausbruch, 1987, XII, 216 S. ISBN 3-486-54121-8
- 11 *Helmut Georg Koenigsberger* (Hrsg.): Republiken und Republikanismus im  
Europa der Frühen Neuzeit, 1988, XII, 323 S. ISBN 3-486-54341-5
- 12 *Winfried Schulze* (Hrsg.): Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, 1988, X,  
416 S. ISBN 3-486-54351-2
- 13 *Johanne Autenrieth* (Hrsg.): Renaissance- und Humanistenhandschriften, 1988,  
XII, 214 S. mit Abbildungen ISBN 3-486-54511-6
- 14 *Ernst Schulin* (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Welt-  
krieg (1945–1965), 1989, XI, 303 S. ISBN 3-486-54831-X
- 15 *Wilfried Barner* (Hrsg.): Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches  
Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung, 1989, XXV, 370 S.  
ISBN 3-486-54771-2
- 16 *Hartmut Boockmann* (Hrsg.): Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preu-  
ßen und seinen Nachbarländern, 1992, X, 264 S. ISBN 3-486-55840-4
- 17 *John C. G. Röhl* (Hrsg.): Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte.  
1991, XIII, 366 S. ISBN 3-486-55841-2 vergriffen

### Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 18 *Gerhard A. Ritter* (Hrsg.): Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, 1990, XXI, 461 S. ISBN 3-486-55641-X
- 19 *Roger Dufrasse* (Hrsg.): Revolution und Gegenrevolution 1789–1830. Zur geistigen Auseinandersetzung in Frankreich und Deutschland, 1991, XVIII, 274 S. ISBN 3-486-55844-7
- 20 *Klaus Schreiner* (Hrsg.): Laienfrömmigkeit im späten Mittelalter. Formen, Funktionen, politisch-soziale Zusammenhänge, 1992, XII, 411 S. ISBN 3-486-55902-8
- 21 *Jürgen Miethke* (Hrsg.): Das Publikum politischer Theorie im 14. Jahrhundert, 1992, IX, 301 S. ISBN 3-486-55898-6
- 22 *Dieter Simon* (Hrsg.): Eherecht und Familiengut in Antike und Mittelalter, 1992, IX, 168 S. ISBN 3-486-55885-4
- 23 *Volker Press* (Hrsg.): Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit? 1995, XII, 254 S. ISBN 3-486-56035-2
- 24 *Kurt Raaflaub* (Hrsg.): Anfänge politischen Denkens in der Antike. Griechenland und die nahöstlichen Kulturen, 1993, XXIV, 454 S. ISBN 3-486-55993-1
- 25 *Shulamit Volkov* (Hrsg.): Deutsche Juden und die Moderne, 1994, XXIV, 170 S. ISBN 3-486-56029-8
- 26 *Heinrich A. Winkler* (Hrsg.): Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen, 1992, XIII, 296 S. ISBN 3-486-55943-5 *vergriffen*
- 27 *Johannes Fried* (Hrsg.): Dialektik und Rhetorik im früheren und hohen Mittelalter. Rezeption, Überlieferung und gesellschaftliche Wirkung antiker Gelehrsamkeit vornehmlich im 9. und 12. Jahrhundert, 1997, XXI, 304 S. ISBN 3-486-56028-X
- 28 *Paolo Prodi* (Hrsg.): Glaube und Eid. Treueformeln, Glaubensbekenntnisse und Sozialdisziplinierung zwischen Mittelalter und Neuzeit, 1993, XXX, 246 S. ISBN 3-486-55994-X
- 29 *Ludwig Schmugge* (Hrsg.): Illegitimität im Spätmittelalter, 1994, X, 314 S. ISBN 3-486-56069-7
- 30 *Bernhard Kölver* (Hrsg.): Recht, Staat und Verwaltung im klassischen Indien, 1997, XVIII, 257 S. ISBN 3-486-56193-6
- 31 *Elisabeth Fehrenbach* (Hrsg.): Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848, 1994, XVI, 251 S. ISBN 3-486-56027-1
- 32 *Robert E. Lerner* (Hrsg.): Neue Richtungen in der hoch- und spätmittelalterlichen Bibelexegese, 1996, XI, 191 S. ISBN 3-486-56083-2
- 33 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.): Das Deutsche Reich im Urteil der Großen Mächte und europäischen Nachbarn (1871–1945). 1995, X, 232 S. ISBN 3-486-56084-0
- 34 *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, 1995, X, 282 S. ISBN 3-486-56085-9

*vergriffen*

### Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 35 *Peter Krüger* (Hrsg.): Das europäische Staatensystem im Wandel. Strukturelle Bedingungen und bewegende Kräfte seit der Frühen Neuzeit, 1996, XVI, 272 S. ISBN 3-486-56171-5
- 36 *Peter Blickle* (Hrsg.): Theorien kommunaler Ordnung in Europa, 1996, IX, 268 S. ISBN 3-486-56192-8
- 37 *Hans Eberhard Mayer* (Hrsg.): Die Kreuzfahrerstaaten als multikulturelle Gesellschaft. Einwanderer und Minderheiten im 12. und 13. Jahrhundert, 1997, XI, 187 S. ISBN 3-486-56257-6
- 38 *Manlio Bellomo* (Hrsg.): Die Kunst der Disputation. Probleme der Rechtsauslegung und Rechtsanwendung im 13. und 14. Jahrhundert, 1997, 248 S. ISBN 3-486-56258-4
- 39 *František Šmahel* (Hrsg.): Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter, 1998, XV, 304 S. ISBN 3-486-56259-2
- 40 *Alfred Haverkamp* (Hrsg.): Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden, 1998, XXII, 288 S. ISBN 3-486-56260-6
- 41 *Knut Schulz* (Hrsg.): Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, 1999, XIX, 313 S. ISBN 3-486-56395-5
- 42 *Werner Eck* (Hrsg.): Lokale Autonomie und römische Ordnungsmacht in den kaiserzeitlichen Provinzen vom 1. bis 3. Jahrhundert, 1999, X, 327 S. ISBN 3-486-56385-8
- 43 *Manfred Hildermeier* (Hrsg.): Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung / Stalinism before the Second World War. New Avenues of Research, 1998, XVI, 345 S. ISBN 3-486-56350-5
- 44 *Aharon Oppenheimer* (Hrsg.): Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer, 1999, XI, 275 S. ISBN 3-486-56414-5
- 45 *Dietmar Willoweit* (Hrsg.): Die Begründung des Rechts als historisches Problem, 2000, 345 S., ISBN 3-486-56482-X
- 46 *Stephen A. Schuker* (Hrsg.): Deutschland und Frankreich. Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit, 1914–1963, 2000, XX, 280 S., ISBN 3-486-56496-X
- 47 *Wolfgang Reinhard* (Hrsg.): Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse, 1999, XVI, 375 S. ISBN 3-486-56416-1
- 48 *Gerhard Bester* (Hrsg.): Zwischen „nationaler Revolution“ und militärischer Aggression. Transformationen in Kirche und Gesellschaft 1934–1939, 2001, XXVIII, 276 S. ISBN 3-486-56543-5
- 49 *David Cohen* (Hrsg.): Demokratie, Recht und soziale Kontrolle im klassischen Athen, 2002, IX, 205 S. ISBN 3-486-56662-8
- 50 *Thomas A. Brady* (Hrsg.): Die deutsche Reformation zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit, 2001, XXII, 258 S., ISBN 3-486-56565-6



### Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 51 *Harold James* (Hrsg.): *The Interwar Depression in an International Context*, 2002, XVIII, 192 S., ISBN 3-486-56610-5
- 52 *Christof Dipper* (Hrsg.): *Deutschland und Italien, 1860–1960. Politische und kulturelle Aspekte im Vergleich* (mit Beiträgen von F. Bauer, G. Corni, Chr. Dipper, L. Klinkhammer, B. Mantelli, M. Meriggi, L. Raphael, F. Rugge, W. Schieder, P. Schiera, H.-U. Thamer, R. Wörsdörfer) 2005, X, 284 S. ISBN 3-486-20015-1
- 53 *Frank-Rutger Hausmann* (Hrsg.): *Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945*, 2002, XXVIII, 373 S. ISBN 3-486-56639-3
- 54 *Frank Kolb* (Hrsg.): *Chora und Polis* (mit Beiträgen von J. Bintliff, M. Brunet, J. C. Carter, L. Foxhall, H.-J. Gehrke, U. Häfner, Ph. Howard, B. İplikcioglu, M. H. Jameson, F. Kolb, H. Lohmann, Th. Marksteiner, P. Ørsted, R. Osborne, A. Şanlı, S. Saprykin, Ch. Schuler, A. Thomsen, M. Wörrle) 2004, XVIII, 382 S., ISBN 3-486-56730-6
- 55 *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.): *Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts* (mit Beiträgen von A. Doering-Manteuffel, E. François, K. Gabriel, H. G. Hockerts, S. Kott, Ch. S. Maier, H. Möller, J. Paulmann, D. Pollack, M. Sabrow, H.-P. Schwarz, H. Siegrist, M. Szöllösi-Janze, D. Willoweit, H. F. Zacher) 2004, XVIII, 340 S., ISBN 3-486-56768-3
- 56 *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.): *Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit* (mit Beiträgen von H. Altrichter, D. Beyrau, M. Brenner, G. Corni, R. Graf, W. Hardtwig, L. Hölscher, D. Kaufmann, I. Kershaw, F.-L. Kroll, W. Nerdinger, D. Neutatz, P. Nolte, L. Raphael, J. Reulecke, Th. Rohkrämer, K. Schlögel, E. Tenorth) 2003, VI, 330 S., ISBN 3-486-56642-3
- 57 *Diethelm Klippel* (Hrsg.): *Naturrecht und Staat. Politische Funktionen des europäischen Naturrechts (17.–19. Jahrhundert)* (in Vorbereitung)
- 58 *Jürgen Reulecke* (Hrsg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert* (mit Beiträgen von U. A. J. Becher, H. Bude, B. Giesen, G. Hardach, U. Herbert, U. Herrmann, T. A. Kohut, B. Lindner, H. Mommsen, L. Niethammer, B. A. Rusinek, A. Schildt, P. Schulz-Hageleit, D. Wierling, J. Zinnecker) 2003, XVII, 300 S., ISBN 3-486-56747-0
- 59 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.): *Zwischen Politik und Religion. Studien zur Entstehung, Existenz und Wirkung des Totalitarismus*. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 23. November 2001 (mit Beiträgen von G. Besier, U. Freitag, K. Hildebrand, M. Hildermeier, H. G. Hockerts, L. Klinkhammer, K. Schreiner) 2003, XIV, 155 S. ISBN 3-486-56748-9
- 60 *Marie-Luise Recker* (Hrsg.): *Parlamentarismus in Europa. Deutschland, England und Frankreich im Vergleich* (mit Beiträgen von A. Biefang, A. Kaiser, A. Kimmel, M. Kittel, M. Kreuzer, H. Oberreuter, W. Pyta, M.-L. Recker, U. Thaysen, A. Wirsching) 2004, XVIII, 232 S. ISBN 3-486-56817-5

### Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 61 *Helmut Altrichter* (Hrsg.): Geschichte im Transformationsprozeß Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas (mit Beiträgen von C. Bethke, K. Brüggemann, V. Dumbrava, R. Eckert, U. von Hirschhausen, J. Höslér, I. Iveljč, W. Jilge, C. Kraft, H. Lemberg, R. Lindner, B. Murgescu, A. Nikžentaitis, A. Pók, H. Sundhaussen, S. Troebst, M. Wien) (in Vorbereitung)
- 62 *Jürgen Trabant* (Hrsg.): Sprache der Geschichte (mit Beiträgen von T. Borsche, G. Cacciatore, K. Ehlich, H. D. Kittsteiner, B. Lindorfer, Ch. Meier, T. B. Müller, W. Oesterreicher, St. Otto, U. Raulff, J. Trabant) 2005, XXIII, 166 S. ISBN 3-486-57572-4
- 63 *Anselm Doering-Manteuffel* (Hrsg.): Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts (in Vorbereitung)
- 64 *Jan-Dirk Müller* (Hrsg.): Text und Kontext: Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik (in Vorbereitung)
- 65 *Peter Schäfer* (Hrsg.): Grounding the Mystic: Social, Cultural, and Geographical Perspectives on the History of Jewish and Christian Mysticism (in Vorbereitung)
- 66 *Friedrich Wilhelm Graf* (Hrsg.): Intellektuellen-Götter. Das religiöse Laboratorium der klassischen Moderne (in Vorbereitung)
- 67 *Werner Busch* (Hrsg.): Verfeinertes Sehen. Optik und Farbe im 18. und frühen 19. Jahrhundert (in Vorbereitung)
- 68 *Kaspar von Greyerz* (Hrsg.): Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive (in Vorbereitung)

#### *Sonderveröffentlichung*

*Horst Fuhrmann* (Hrsg.): Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs. Reden und wissenschaftliche Beiträge zur Eröffnung, 1989, XII, 232 S. ISBN 3-486-55611-8

### Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 1 *Heinrich Lutz*: Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert, 1982, IV, 31 S. vergriffen
- 2 *Otto Pflanze*: Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, 1982, IV, 39 S. vergriffen
- 3 *Hans Conrad Peyer*: Gastfreundschaft und kommerzielle Gastlichkeit im Mittelalter, 1983, IV, 24 S. vergriffen
- 4 *Eberhard Weis*: Bayern und Frankreich in der Zeit des Konsulats und des ersten Empire (1799–1815), 1984, 41 S. vergriffen
- 5 *Heinz Angermeier*: Reichsreform und Reformation, 1983, IV, 76 S. vergriffen
- 6 *Gerald D. Feldman*: Bayern und Sachsen in der Hyperinflation 1922/23, 1984, IV, 41 S. vergriffen
- 7 *Erich Angermann*: Abraham Lincoln und die Erneuerung der nationalen Identität der Vereinigten Staaten von Amerika, 1984, IV, 33 S. vergriffen
- 8 *Jürgen Kocka*: Traditionsbindung und Klassenbildung. Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung, 1987, 48 S.
- 9 *Konrad Repgen*: Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie, 1985, 27 S. vergriffen
- 10 *Antoni Mączak*: Der Staat als Unternehmen. Adel und Amtsträger in Polen und Europa in der Frühen Neuzeit, 1989, 32 S.
- 11 *Eberhard Kolb*: Der schwierige Weg zum Frieden. Das Problem der Kriegsbeendigung 1870/71, 1985, 33 S. vergriffen
- 12 *Helmut Georg Koenigsberger*: Fürst und Generalstände. Maximilian I. in den Niederlanden (1477–1493), 1987, 27 S. vergriffen
- 13 *Winfried Schulze*: Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit, 1987, 40 S. vergriffen
- 14 *Johanne Autenrieth*: „Litterae Virgilianae“. Vom Fortleben einer römischen Schrift, 1988, 51 S.
- 15 *Tilemann Grimm*: Blickpunkte auf Südostasien. Historische und kulturanthropologische Fragen zur Politik, 1988, 37 S.
- 16 *Ernst Schulin*: Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert. Probleme und Umrisse einer Geschichte der Historie, 1988, 34 S. vergriffen
- 17 *Hartmut Boockmann*: Geschäfte und Geschäftigkeit auf dem Reichstag im späten Mittelalter, 1988, 33 S. vergriffen
- 18 *Wilfried Barner*: Literaturwissenschaft – eine Geschichtswissenschaft? 1990, 42 S. vergriffen

### Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 19 *John C. G. Röhl*: Kaiser Wilhelm II. Eine Studie über Cäsarenwahnsinn, 1989, 36 S. vergriffen
- 20 *Klaus Schreiner*: Mönchsein in der Adelsgesellschaft des hohen und späten Mittelalters. Klösterliche Gemeinschaftsbildung zwischen spiritueller Selbstbehauptung und sozialer Anpassung, 1989, 68 S. vergriffen
- 21 *Roger Dufraisse*: Die Deutschen und Napoleon im 20. Jahrhundert, 1991, 43 S.
- 22 *Gerhard A. Ritter*: Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, 1989, 72 S. vergriffen
- 23 *Jürgen Miethke*: Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort, 1990, 48 S. vergriffen
- 24 *Dieter Simon*: Lob des Eunuchen, 1994, 27 S.
- 25 *Thomas Vogtherr*: Der König und der Heilige. Heinrich IV., der heilige Remaklus und die Mönche des Doppelklosters Stablo-Malmedy, 1990, 29 S. vergriffen
- 26 *Johannes Schilling*: Gewesene Mönche. Lebensgeschichten in der Reformation, 1990, 36 S. vergriffen
- 27 *Kurt Raaflaub*: Politisches Denken und Krise der Polis. Athen im Verfassungskonflikt des späten 5. Jahrhunderts v. Chr., 1992, 63 S.
- 28 *Volker Press*: Altes Reich und Deutscher Bund. Kontinuität in der Diskontinuität, 1995, 31 S.
- 29 *Shulamit Volkov*: Die Erfindung einer Tradition. Zur Entstehung des modernen Judentums in Deutschland, 1992, 30 S.
- 30 *Franz Bauer*: Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik. Zur Ikonologie des Nationalstaats in Deutschland und Italien 1860–1914, 1992, 39 S.
- 31 *Heinrich A. Winkler*: Mußte Weimar scheitern? Das Ende der ersten Republik und die Kontinuität der deutschen Geschichte. 1991, 32 S. vergriffen
- 32 *Johannes Fried*: Kunst und Kommerz. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft im Mittelalter vornehmlich am Beispiel der Kaufleute und Handelsmessen, 1992, 40 S.
- 33 *Paolo Prodi*: Der Eid in der europäischen Verfassungsgeschichte, 1992, 35 S.
- 34 *Jean-Marie Moeglin*: Dynastisches Bewußtsein und Geschichtsschreibung. Zum Selbstverständnis der Wittelsbacher, Habsburger und Hohenzollern im Spätmittelalter, 1993, 47 S.
- 35 *Bernhard Kölver*: Ritual und historischer Raum. Zum indischen Geschichtsverständnis, 1993, 65 S.
- 36 *Elisabeth Fehrenbach*: Adel und Bürgertum im deutschen Vormärz. 1994, 31 S.

### Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 37 *Ludwig Schmugge*: Schleichwege zu Pfründe und Altar. Päpstliche Dispense vom Geburtsmakel 1449–1533, 1994, 35 S.
- 38 *Hans-Werner Hahn*: Zwischen Fortschritt und Krisen. Die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Durchbruchphase der deutschen Industrialisierung, 1995, 47 S.
- 39 *Robert E. Lerner*: Himmelsvision oder Sinnendelirium? Franziskaner und Professoren als Traumdeuter im Paris des 13. Jahrhunderts, 1995, 35 S.
- 40 *Andreas Schulz*: Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert, 1995, 38 S.
- 41 *Wolfgang J. Mommsen*: Die Herausforderung der bürgerlichen Kultur durch die künstlerische Avantgarde. Zum Verhältnis von Kultur und Politik im Wilhelminischen Deutschland, 1994, 30 S.
- 42 *Klaus Hildebrand*: Reich – Großmacht – Nation. Betrachtungen zur Geschichte der deutschen Außenpolitik 1871–1945, 1995, 25 S.
- 43 *Hans Eberhard Mayer*: Herrschaft und Verwaltung im Kreuzfahrerkönigreich Jerusalem, 1996, 38 S.
- 44 *Peter Blickle*: Reformation und kommunaler Geist. Die Antwort der Theologen auf den Wandel der Verfassung im Spätmittelalter, 1996, 42 S.
- 45 *Peter Krüger*: Wege und Widersprüche der europäischen Integration im 20. Jahrhundert, 1995, 39 S.
- 46 *Werner Greiling*: „Intelligenzblätter“ und gesellschaftlicher Wandel in Thüringen. Anzeigenwesen, Nachrichtenvermittlung, Raisonement und Sozialdisziplinierung, 1995, 38 S.

### Schriften des Historischen Kollegs: Dokumentationen

- 1 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Erste Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten,  
Schriften des Historischen Kollegs, 1984, VI, 70 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 2 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Horst Fuhrmann, Das Interesse am  
Mittelalter in heutiger Zeit. Beobachtungen und Vermutungen – Lothar Gall,  
Theodor Schieder 1908 bis 1984, 1987, 65 S. *vergriffen*
- 3 Leopold von Ranke: Vorträge anlässlich seines 100. Todestages. Gedenkfeier der  
Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und  
der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft  
am 12. Mai 1986, 1987, 44 S. *vergriffen*
- 4 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Zweite Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten,  
Schriften des Historischen Kollegs, 1987, 98 S., mit Abbildungen
- 5 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Thomas Nipperdey, Religion und Gesell-  
schaft: Deutschland um 1900, 1988, 29 S. *vergriffen*
- 6 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Christian Meier, Die Rolle des Krieges  
im klassischen Athen, 1991, 55 S. *vergriffen*
- 7 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Dritte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten,  
Schriften des Historischen Kollegs, 1991, 122 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 8 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Historisches Kolleg 1980–1990. Vorträge anlässlich des zehnjährigen Bestehens  
und zum Gedenken an Alfred Herrhausen, 1991, 63 S.
- 9 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Karl Leyser, Am Vorabend der ersten  
europäischen Revolution. Das 11. Jahrhundert als Umbruchzeit, 1994, 32 S.
- 10 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Vierte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten,  
Schriften des Historischen Kollegs, 1993, 98 S., mit Abbildungen
- 11 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Rudolf Smend, Mose als geschichtliche  
Gestalt, 1995, 23 S.
- 12 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Über die Offenheit der Geschichte. Kolloquium der Mitglieder des Historischen  
Kollegs, 20. und 21. November 1992, 1996, 84 S.

Vorträge und Dokumentationen sind nicht im Buchhandel erhältlich;  
sie können, soweit lieferbar, über die Geschäftsstelle des Historischen Kollegs  
(Kaulbachstraße 15, 80539 München) bezogen werden.

### **Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch**

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1995:

*Arnold Esch*

Rom in der Renaissance. Seine Quellenlage als methodisches Problem

*Manlio Bellomo*

Geschichte eines Mannes: Bartolus von Sassoferrato und die moderne europäische Jurisprudenz

*František Šmahel*

Das verlorene Ideal der Stadt in der böhmischen Reformation

*Alfred Haverkamp*

„... an die große Glocke hängen“. Über Öffentlichkeit im Mittelalter

*Hans-Christof Kraus*

Montesquieu, Blackstone, De Lolme und die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts

1996, VIII, 180 S. ISBN 3-486-56176-6

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1996:

*Johannes Fried*

Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte

*Manfred Hildermeier*

Revolution und Kultur: Der „Neue Mensch“ in der frühen Sowjetunion

*Knut Schulz*

Handwerk im spätmittelalterlichen Europa. Zur Wanderung und Ausbildung von Lehrlingen in der Fremde

*Werner Eck*

Mord im Kaiserhaus? Ein politischer Prozeß im Rom des Jahres 20 n. Chr.

*Wolfram Pyta*

Konzert der Mächte und kollektives Sicherheitssystem: Neue Wege zwischenstaatlicher Friedenswahrung in Europa nach dem Wiener Kongreß 1815

1997, VIII, 202 S. ISBN 3-486-56300-9

## **Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch**

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1997:

*Eberhard Weis*

Hardenberg und Montgelas. Versuch eines Vergleichs ihrer Persönlichkeiten und ihrer Politik

*Dietmar Willoweit*

Vom alten guten Recht. Normensuche zwischen Erfahrungswissen und Ursprungslegenden

*Aharon Oppenheimer*

Messianismus in römischer Zeit. Zur Pluralität eines Begriffes bei Juden und Christen

*Stephen A. Schuker*

Bayern und der rheinische Separatismus 1923–1924

*Gerhard Schuck*

Zwischen Ständeordnung und Arbeitsgesellschaft. Der Arbeitsbegriff in der frühneuzeitlichen Policey am Beispiel Bayerns

1998, VIII, 167 S. ISBN 3-486-56375-0

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1998:

*Peter Pulzer*

Der deutsche Michel in John Bulls Spiegel: Das britische Deutschlandbild im 19. Jahrhundert

*Gerhard Besier*

„The friends ... in America need to know the truth ...“

Die deutschen Kirchen im Urteil der Vereinigten Staaten (1933–1941)

*David Cohen*

Die Schwestern der Medea. Frauen, Öffentlichkeit und soziale Kontrolle im klassischen Athen

*Wolfgang Reinhard*

Staat machen: Verfassungsgeschichte als Kulturgeschichte

*Lutz Klinkhammer*

Die Zivilisierung der Affekte. Kriminalitätsbekämpfung im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft 1798–1814

1999, 193 S., ISBN 3-486-56420-X



## **Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch**

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1999:

*Jan Assmann*

Ägypten in der Gedächtnisgeschichte des Abendlandes

*Thomas A. Brady*

Ranke, Rom und die Reformation: Leopold von Rankes Entdeckung des Katholizismus

*Harold James*

Das Ende der Globalisierung? Lehren aus der Weltwirtschaftskrise

*Christof Dipper*

Helden überkreuz oder das Kreuz mit den Helden. Wie Deutsche und Italiener die Heroen der nationalen Einigung (der anderen) wahrnahmen.

*Felicitas Schmieder*

... von etlichen geistlichen leyen wegen“. Definitionen der Bürgerschaft im spätmittelalterlichen Frankfurt

2000, 199 S., 7 Abb., ISBN 3-486-56492-7

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2000:

*Winfried Schulze*

Die Wahrnehmung von Zeit und Jahrhundertwenden

*Frank Kolb*

Von der Burg zur Polis. Akkulturation in einer kleinasiatischen „Provinz“

*Hans Günter Hockerts*

Nach der Verfolgung. Wiedergutmachung in Deutschland: Eine historische Bilanz 1945–2000

*Frank-Rutger Hausmann*

„Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“. Die ‚Deutschen Wissenschaftlichen Institute‘ (DWI) im Zweiten Weltkrieg (1940–1945)

*Ulrike Freitag*

Scheich oder Sultan – Stamm oder Staat? Staatsbildung im Hadramaut (Jemen) im 19. und 20. Jahrhundert

2001, 250 S., 16 Abb., ISBN 3-486-56557-5

## Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2001:

*Michael Stolleis*

Das Auge des Gesetzes. Materialien zu einer neuzeitlichen Metapher

*Wolfgang Hardtwig*

Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus

*Diethelm Klippel*

Kant im Kontext. Der naturrechtliche Diskurs um 1800

*Jürgen Reulecke*

Neuer Mensch und neue Männlichkeit. Die „junge Generation“ im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

*Peter Burschel*

Paradiese der Gewalt. Martyrium, Imagination und die Metamorphosen des nachtridentinischen Heiligenhimmels

2002, VI, 219 S. ISBN 3-486-56641-5

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2002:

*Wolfgang Reinhard*

Geschichte als Delegitimation

*Jürgen Trabant*

Sprache der Geschichte

*Marie-Luise Recker*

„Es braucht nicht niederreißende Polemik, sondern aufbauende Tat.“  
Zur Parlamentskultur der Bundesrepublik Deutschland

*Helmut Altrichter*

War der Zerfall der Sowjetunion vor auszusehen?

*Andreas Rödder*

„Durchbruch in Kaukasus“? Die deutsche Wiedervereinigung und die Zeitgeschichtsschreibung

2003, VI, 179 S., 2 Abb. ISBN 3-486-56736-5

### Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003:

*Jochen Martin*

Rom und die Heilsgeschichte. Beobachtungen zum Triumphbogenmosaik von S. Maria Maggiore in Rom

*Jan-Dirk Müller*

Imaginäre Ordnungen und literarische Imaginationen um 1200

*Peter Schäfer*

Ex oriente lux? Heinrich Graetz und Gershom Scholem über den Ursprung der Kabbala

*Anselm Doering-Manteuffel*

Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

*Bernhard Löffler*

Öffentliches Wirken und öffentliche Wirkung Ludwig Erhards

2004, VI, 205 S., 20 Abb. ISBN 3-486-56843-4

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2004:

*Wolfgang Frühwald*

„Wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben“. Die italienischen Tagebücher der Familie Goethe

*Kaspar von Greyerz*

Vom Nutzen und Vorteil der Selbstzeugnisforschung in der Frühneuzeithistorie

*Friedrich Wilhelm Graf*

Annihilatio historiae? Theologische Geschichtsdiskurse in der Weimarer Republik

*Werner Busch*

Die Naturwissenschaften als Basis des Erhabenen in der Kunst des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

*Jörn Leonhard*

*Völkercrisis und nothwendiges Moment höherer Entwicklung.* Der Ort der Nation im Deutungswandel kriegerischer Gewalt: Europa und die Vereinigten Staaten 1854–1871

2005, ca. 180 S. ISBN 3-486-57741-7